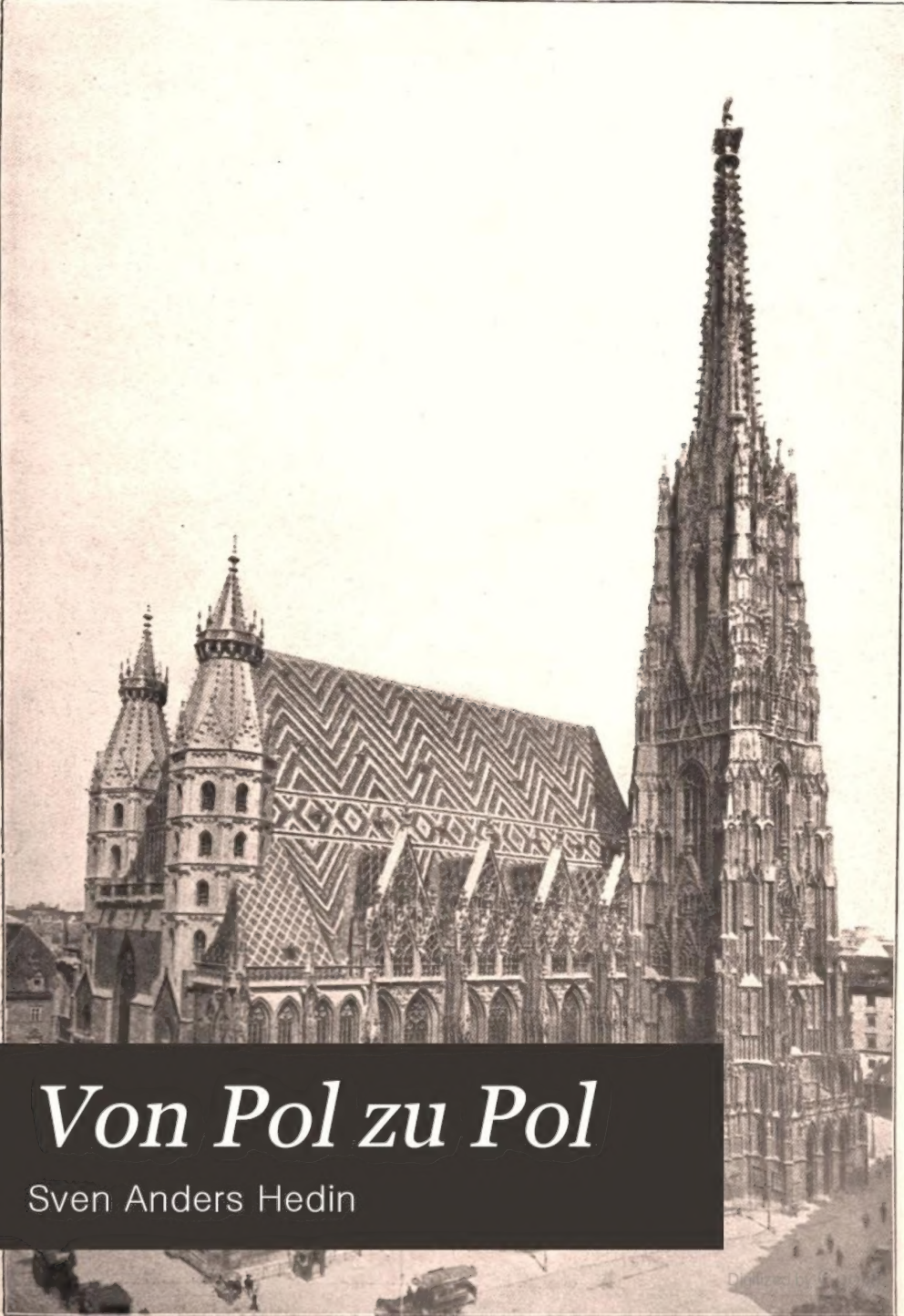


Von Pol zu Pol

Sven Anders Hedin

NÖRDLICHES EISMEER
Nordkap
Nowaja Semlja
Karisches M.
K. Tscheljuskin
Neusibir. I.
Ural-Gebirge
OSTJAKEN
Ob
Tobol
Tobolsk
Omsk
Tomsk
Irtysch
TATAREN
SIBIRIEN
Sibirische Eisenbahn
Krasnojarsk
Minussinsk
Kansk
Angara
DEN TUNDRA
Jenissei
Nördlicher Polarkreis
TUNGUSEN
JAKUTEN
Lena
Jakutsk
Werchojansk
TSCHUKTSCHEN
Bering-Str.
Stanowoi-Geb.
Kamtschatka
Bering-Meer
Ochotsk.
Ochotsk. Meer
Nikolajewsk
Sachalin
Kurilen
Jesso
Sajan. Geb.
Irkutsk
Baikal-See
Selenga
Kiachta
Jablonoi-Geb.
Amur
Mandschurei
MANDSCHUREI
Charbin
Wladiwostok
Mukden
Steppe
Altai
Tien-schan
Tarim
Wüste Takla makan
Lop-nor
MONGOLEI
Wüste Gobi (Schamo)
Große Chines. Mauer
Peking
Kwen-lun-Geb.
Arka-tag
Karakorum
TIBET
Transhimalaja
Mt. Everest
Himalaja
Indien
Brahmaputra
Birma
Salwen
Irawadi
Mekong
Bengalischer Busen
Tongking
Hoangho
Gelber Fluß
Tsingtau
Port Arthur
Söul
Korea
Gelbes Meer
Tsuschima
Japan. Meer
JAPAN
Fujijama
Tokio
Ostchines. Meer
Schanghai
Hankou
Nanking
Jang-tse-kiang
Tschangscha
Hangtschou
Junnan
CHINA
Kanton
Hongkong
Hainan
Formosa
Liukiu-In.
Wendekreis des Krebses
120°
Luzon
STILLER OZEAN

Digitized by Google

Digitized by Google

Sven Hedin

Von Pol zu Pol

Leipzig:
F. A. Brockhaus
1911

Digitized by Google

Textillustrationen von Erich Gruner-Leipzig.
Tafel-Lunpo Originalzeichnung des Verfassers.
Buddhastatue nach japanischer Photographie.
Sechs Separatbilder Aufnahmen Photoglob, Zürich.

Copyright 1911 by F. A. Brockhaus, Leipzig.

Digitized by Google

PRESENTED TO
PRINCETON UNIVERSITY
BY
FREDERIC V. SCHAETTLER, 1917

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
	Vorwort	V
1.	Über die Ostsee	1
2.	Deutschlands Hauptstadt	4
3.	Kaiser Wilhelm	8
4.	Das Marinemuseum	10
5.	Die Berliner Schimpansin	16
6.	Kaiser Franz Joseph und der Klempner von Wien	19
7.	Durch die ungarische Ebene zur Balkanhalbinsel	23
8.	Konstantinopel	27
9.	Die Kirche der Heiligen Weisheit	29
10.	Frau Fatime auf dem Basar	34
11.	Die Friedhöfe Stambuls	40
12.	Das Schwarze Meer	42
13.	Von Trapezund nach Teheran	45
14.	Meine erste Reise nach Baku	49
15.	Das Nobelwerk in Balakhani	52
16.	Quer durch Persien	55
17.	Ein Reisemärchen	62
18.	Durch die persische Wüste	67
19.	Schakale und Hyänen	73
20.	Wölfe auf dem Pamir	79
21.	Der Vater der Eisberge	85
22.	Ein kirgisisches Reiterspiel	89
23.	Im Reich des schwarzen Todes	93
24.	Ein nächtlicher Raubzug in der Wüste	99
25.	Skorpione	103
26.	Der Indus	106
27.	Alexander der Große	108
28.	Die Todeskarawane	112
29.	Ein Kampf ums Leben	116
30.	Zweitausend Kilometer flußabwärts	124
31.	Der wandernde See	130

585471

1005
.441

Digitized by Google

Seite

32. Wilde Kamele 133
33. Tibet 137
34. Meine Pilgerfahrt nach Lhasa 142
35. Ein luftiges Gefängnis 153
36. Der Taschi-Lama 160
37. Wildesel und Yak 164
38. Nutzpflanzen Indiens 168
39. Abwärts zum Ganges 173
40. Eine heilige Stadt 177
41. Am Gestade der Gläubigen 181
42. Asiens Licht 185
43. Indiens Elefanten 189
44. Der König der Dschungeln 198
45. Schlangen und Schlangenbändiger 205
46. Eine Dampferfahrt auf dem Indischen Ozean 210
47. Quer durch Australien 215
48. Die Sundainseln 221
49. Über Singapur in das Südchinesische Meer 224
50. Hongkong 227
51. Dem Nordostmonsun entgegen 231
52. Schanghai 234
53. Missionen und Religionen in China 236
54. Das Reich der Mitte 239
55. Das neue China 245
56. Der Blaue Fluß 249
57. Die Mongolei 254
58. Dschingis Chan 259
59. Marco Polo 260
60. Nippon, das Land der aufgehenden Sonne 266
61. Kobe 269
62. Der Fujijama 274
63. Jokohama und Tokio 277
64. Der Kaiser von Japan 279
65. Japans Jugend 281
66. Korea 283
67. Die Mandschurei 287
68. Port Arthur 290
69. Die Transsibirische Eisenbahn 298
70. Durch Sibirien 300
71. Die Vegareise 302
72. Die Wolga und Moskau 305

Digitized by Google

Vorwort.

Es war einmal ein Wandersmann, der zählte fünfundvierzig Jahre, und fünfundzwanzig Jahre war es her, daß er zum erstenmal in die Welt hinauszog. Damals war er ein frischgebackener Student, der durchaus nicht mehr wußte, als was er auf der Schule gelernt hatte. Eines Tages hatte ihn sein Rektor gefragt:

„Hast du Lust, einen deiner jüngeren Mitschüler nach Baku am Kaspischen Meer zu begleiten?"

„Ja!" hatte er gemeint.

„Aber du mußt sieben Monate da bleiben, bis der Junge das ganze Jahrespensum durchgearbeitet hat."

„Ja, gerne", lautete die Antwort, und bald nachher waren die beiden, der neue Hauslehrer und der Schüler, nach Baku abgereist!

Seit dieser Zeit war der Wandersmann vierzehn lange Jahre in dem weiten Asien umhergestreift, aber elf Jahre hatte er zwischendurch auch daheim verlebt, denn er liebte sein schwedisches Vaterland und hätte sich nie entschließen können, dauernd in der Fremde zu bleiben. Hin und wieder mußte er einmal wieder nach Hause kommen, mußte er nachsehen, ob die Tannen im heimatlichen Boden noch gediehen, mußte er hören, ob die Ostseewellen noch immer so rauschten wie einst in seiner Jugend!

Doch nun war ein Vierteljahrhundert vergangen, seit er zum erstenmal sein Glück in der Fremde versucht hatte, und eines Tages

Digitized by Google

ſaß er vor ſeinem roten Häuschen auf einer Inſel in den Stockholmer Schären und zerbrach ſich den Kopf darüber, wie er wohl die fünfundzwanzigſte Wiederkehr jenes erſten Reiſetages am beſten feiern ſollte!

„Wenn Eheleute ihre ſilberne Hochzeit mit Feſtmahl und Muſik begehen," dachte er, „dann könnteſt du, der du keine Frau haſt, doch ebenſogut das Jubiläum der fünfundzwanzig einſamen Jahre feiern, die du auf aſiatiſcher Erde verlebteſt!"

Aber es wollte ihm nichts Rechtes einfallen, was er dieſem wichtigen Tag zuliebe anſtellen könne. Eltern und Geſchwiſter waren damals zugegen geweſen, als er zum erſtenmal in die Ferne zog. Sie hatten ihn an den Dampfer begleitet, der ihn nach Finnland und Rußland bringen ſollte, ihm vom Ufer aus mit den Taſchentüchern zugewinkt und es recht ſchrecklich gefunden, einen ſo grünen Jungen auf ſolch abenteuerliche Reiſe zu ſchicken. Sie alle leben noch jetzt und erinnern ſich noch genau jener erſten bittern Trennung.

Wie wäre es alſo, wenn man eine großartige Geſellſchaft gäbe und Freunde und Bekannte dazu einlüde?

„Nein," dachte der Wandersmann ſofort, „Gott bewahre mich vor ſolchen Feſten! Im Kreis fröhlicher Freunde vergeudet man nur die Zeit und bei gefüllten Gläſern redet man dummes Zeug!"

Was ſollte auch ſchäumender Wein, wo es galt, verfloſſener Wanderjahre zu gedenken? Er hatte ja niemals auf ſeinen Reiſen berauſchende Getränke bei ſich gehabt. Und lärmende Gäſte ſind dem entbehrlich, der Jahre hindurch allein war. —

Wie ſchön war doch die ſchwediſche Heimat! Ein neuer Frühling hatte die Bäume mit friſchem Grün bekleidet, der Kuckuck rief in den Wäldern auf der Ljuſter-Inſel, ein Segelſchiff glitt vor günſtigem Winde über die Wogen. Im Siarinſel-Sund aber lag die See ruhig und glänzte in Farbentönen ſo hell wie Birkenlaub in den erſten Tagen des Lenzes und wieder ſo dunkel wie die Blätter des Flieders. Und der Wandersmann lauſchte und

Digitized by Google

ſchaute. Hatte er wohl während all ſeiner Jahre in Aſien je etwas Schöneres geſehen?!

Doch nein! War dieſe Liebe zur Heimat nicht eigentlich eine Ungerechtigkeit und Undankbarkeit gegen das Land, wo er die reichſten Jahre ſeines Lebens verbracht hatte, und konnte es für ihn jetzt ein anderes Feſt geben, als in Gedanken zurückzukehren nach Aſien und alles, was er dort geſehen und erlebt, was er an Freudigem und Bitterem dort erfahren hatte, in wechſelnden Bildern aufs neue an ſich vorüberziehen zu laſſen?

Eine zwitſchernde Schwalbe ſchoß pfeilſchnell durch die Luft.

„Ja," ſagte der Wandersmann zu ſich, „ein Erinnerungsfeſt will ich feiern, aber doch nicht einſam und allein!

„Gibt es nicht Tauſende von Mädchen und Knaben, die mit Freuden dabei ſein würden? Sie vor allem ſollen mich auf eine zunächſt 75000 Kilometer lange Reiſe begleiten, eine Karawane, ſo lang, daß ihr Nachtrab noch in der Tiefe der Täler wandert, wenn die Spitze ſchon über die hohen, kalten Bergebenen hinſchreitet, wo Wind und Wildſchaf hauſen! Zwar können ſie dabei hübſch ruhig zu Hauſe bleiben; es wäre auch zu grauſam, ihnen lange Ritte auf ſchwankenden Kamelen oder auf plumpen Pferden im Schneetreiben und in der heißen Wüſtenſonne zuzumuten.

„In Gedanken aber ſollen ſie mir folgen auf eine Erinnerungsreiſe von der einen Hälfte der Weltkugel zur andern, von Europa durch ganz Aſien, durch Auſtralien und wieder zurück nach Hauſe.

„Ich werde ihr Führer ſein. Ich will mit ihnen nach dem Orient ziehen, nach Perſien und Indien, der Quelle der alten Märchen, nach dem Pamir, dem Dach der Welt, der Heimat des ewigen Schnees und des ewigen Eiſes, nach der großen Sandwüſte im Herzen Aſiens, nach Tibet mit ſeinen ſeltſamen Prieſtern, nach dem innerſten Auſtralien, nach dem herrlichen Japan mit ſeinem tüchtigen, tapferen Volke, und durch das unermeßliche China hindurch ſchließlich nach Sibirien und zurück nach Hauſe.

Digitized by Google

„Führen will ich sie durch den gewaltigen Weltteil, der fünfundzwanzig Jahre meines Lebens erfüllte und mir während dieser langen Zeit Braut und Gattin gewesen ist. Und dann wandern wir weiter durch die übrigen Weltteile, über die ganze bewohnte Erde, und wenn wir nach Jahr und Tag wieder nach Hause kommen und unsere Lieben uns mit Fragen bestürmen, wo wir denn überall gewandert seien, dann antworten wir:

„Von Pol zu Pol!“

Digitized by Google

Fähre von Trelleborg nach Saßnitz.

1. Über die Oſtſee.

Wenn man am Abend in Stockholm den Schlafwagen beſteigt, durcheilt man in zwölf Stunden den ganzen ſüdlichen Teil Schwedens und erreicht am anderen Morgen die Südſpitze meines Heimatlandes, die Stadt Trelleborg, vor der die ſonnenbeglänzten Wellen über die Oſtſee ziehen. Hier in Trelleborg, denkt man, iſt nun die Eiſenbahnfahrt zu Ende, und wundert ſich, weshalb der Schaffner nicht kommt, die Kupeetür zu öffnen und die Reiſenden ausſteigen zu laſſen. Der Zug wird doch nicht gar über die Oſtſee fahren? — Ja freilich, das ſoll er. Dieſelben Wagen, die uns geſtern abend aus Stockholm fortführten, tragen uns ſicher über die Oſtſee, und wir brauchen nicht eher auszuſteigen, als in Berlin. Denn der Teil des Zuges, der nach Deutſchland hinüber ſoll, wird auf eine gewaltige Fähre geſchoben, die mit eiſernen Krampen und Klammern im Hafenkai Trelleborgs verankert iſt. Die Schienen des ſchwediſchen Bodens laufen in die der Fähre über, und wenn die Wagen an Bord ſind, werden ſie mit Ketten und Haken feſtgemacht.

Liegt nun der Reiſende noch im Halbſchlummer auf der Polſterbank ſeines Abteils, ſo fallen ihm allerdings die vielen Signale und

Digitized by Google

das Rasseln und Poltern schwerer Eisengeräte auf; es wird plötzlich dunkel in seinem Kupee. Wenn aber dann das eintönige Sausen und Schüttern der rollenden Räder sich in weiches, geräuschloses Schaukeln verwandelt hat, merkt er, daß er sich schon draußen auf der Ostsee befindet.

Die Fähre ist ein stattliches Schiff von 113 Meter Länge, überall glänzend neu und blendend weiß, mit einer prachtvollen Wandelbahn auf dem Oberdeck. Sie hat Luxusräume wie ein hauptstädtisches Hotel, im Speisesaal sind Tische gedeckt, und Schweden und Deutsche setzen sich gruppenweise zum Frühstück nieder. Kaffee- und Rauchsalons, Lese- und Schreibzimmer sind vorhanden, sogar eine kleine Buchhandlung, in der ein halbwüchsiger Junge Reisehandbücher, Romane und deutsche und schwedische Zeitungen verkauft.

Die Fähre gleitet aus dem Hafen hinaus und entfernt sich mit jeder Minute weiter von der vaterländischen Erde Schwedens. Immer kleiner werden die Häuser, immer schmaler wird der Landstreifen am Horizont; und bald ist nichts mehr zu sehen als die glitzernde Fläche der Ostsee, die so reich ist an vaterländischen Erinnerungen und Zeugin war so vieler wunderbaren Taten und Abenteuer. Hier auf dem Meeresgrund zwischen Wracks und Trümmern schlummern Wikinger und andere Helden, die für ihre Heimat kämpften. Heute herrscht Frieden auf der Ostsee; Schweden und Dänen, Russen und Deutsche einigen sich im guten über ihre Streitfragen. Aber noch immer treiben dieselben Herbststürme wie einst in der Vorzeit die blaugraue Brandung gegen die Küste, und an klaren Sommertagen leuchten die blauen Wogen noch immer, als ob die Sonne sie versilbert habe.

Die vier Stunden der Überfahrt vergehen nur zu schnell, und ehe man sich noch an den Anblick der offenen Meeresfläche recht gewöhnt hat, zeigt sich auf der Steuerbordseite (rechts) schon ein Streifen Landes. Es ist Rügen, Deutschlands größte Insel, deren weiße Kreidefelsen jäh aus dem Meer emporragen gleich einer schäumenden Brandung, die sich in Stein verwandelt hat.

In elegantem Bogen dreht die Fähre zum Lande hin, und im Hafen von Saßnitz schließen ihre Schienen an das Geleise des deutschen Bahnnetzes an. Die Reisenden nehmen ihre Plätze im Kupee wieder ein, und nach wenigen Minuten zieht die deutsche Lokomotive den Zug über Rügens Boden. Das eintönige Summen von Eisen

Digitized by Google

auf Eisen beginnt von neuem, und hinter uns verschwinden Küste und Fähre. Platt wie ein Eierkuchen liegt Rügen über der Ostsee. Seine Landschaft erinnert an die Schwedens; neben ausgedehnten Buchenwaldungen wachsen Tannen, Fichten und Kiefern hier, und Rehe und Hasen laufen umher ohne die geringste Furcht vor dem Lärm des Zuges.

Eine zweite Fähre führt über die schmale Meerenge, die Rügen vom Festlande trennt. Durch das Fenster werden die Türme und dicht aneinander gebauten Häuser Stralsunds sichtbar. Jeder Zoll dieses Bodens ist einst schwedisch gewesen! Hier landete Gustav Adolf mit seinem Heer, und hier verlebte Karl XII. ein Jahr seiner Heldensage. Wenn sich die beiden unvollendeten Türme der Nikolaikirche über Stralsund erheben, dann erwacht die Erinnerung an die dunkle Novembernacht, in der zwei aus weiter Ferne kommende Reiter an die Stadttore sprengten. Ihre Kleidung war abgeschabt und von Sonne und Regen gebleicht, sie selber waren vom Staub der Landstraße bedeckt, und ihre müden, zitternden Pferde dampften. Der eine der Reiter war Karl XII., der andere war Düring, der letzte der großen Schar, die den Schwedenkönig auf seinem Ritt aus der Türkei her begleitet hatte, der letzte, der noch Kraft genug behielt, ihm auf der wilden Jagd durch Europa zu folgen. Nach langen Jahren toller Abenteuer kehrte Karl XII. in sein Reich zurück und wäre an Stralsunds Toren beinahe nicht hereingelassen worden, denn niemand erkannte ihn. Sonnenverbrannt, sehnig und kerzengerade, „in Glück und Unglück gleich", so glaubt man ihn noch heute auf den Straßen Stralsunds einherschreiten zu sehen. —

In der Dämmerstunde eilt der Zug durch Pommern, und ehe er noch die Provinz Brandenburg erreicht hat, hüllt der Herbstabend schon die norddeutsche Tiefebene in Dunkel. Flach und einförmig ist das Land, kein Berg, kaum ein Hügel erhebt sich über seinem Boden. Und doch ist diese Gegend für den Fremdling aus Schweden von besonderem Reiz. Er denkt der Zeit, als die Räder der schwedischen Kanonen auf den Wegen hier den Schlamm aufspritzten; er denkt an kühne Taten und tapfere Männer, an wiehernde Streitrosse, an Sieg und ehrenvollen Frieden und an die erbeuteten Fahnen daheim.

Aber noch viel ältere Erinnerungen wird der aufmerksame Beobachter auf dem norddeutschen Flachland finden. Sogenannte erratische

Digitized by Google

Blöcke aus schwedischem Granit liegen auf der Ebene verstreut. Wie Meilensteine zeugen sie von der einstigen Ausbreitung des skandinavischen Inlandeises. Während einer kälteren Periode der Erdgeschichte bedeckte ein Eismantel das ganze nördliche Europa, und diese Periode nennen wir die Eiszeit. Niemand weiß, weshalb das Eis Skandinavien und die angrenzenden Länder und Inseln umschloß und sich wie ein breiter Strom über die Ostsee hin ergoß. Und niemand weiß, weshalb das Klima später wärmer wurde und das Eis zwingen konnte, zu schmelzen und den überschwemmten Boden wieder freizugeben. Aber daß es einmal geschah, das weiß man gewiß, und ebenso, daß die Wanderblöcke Norddeutschlands nur auf dem Rücken eines ungeheuern Eisstromes dort angeschwemmt sein können. Es sind Steinarten, die nur in Skandinavien vorkommen; das Eis hat sie aus dem festen Gestein losgerissen und auf seiner langsamen Bewegung nach Süden mitgeführt. Jetzt liegen sie da als Zeugen einer großen Vergangenheit sowohl der Erdgeschichte wie meines schwedischen Vaterlandes.

Bald aber erinnert mich nichts mehr an die Heimat, als die kleinen Emailleschildchen mit den kurzen Inschriften „Rökning förbjuden!“ (Rauchen verboten!) und „Nödbroms“ (Notbremse), die an den schwedischen Kupeewänden festgeschraubt sind.

Nun beginnt da draußen ein Funkeln und Blitzen. Wie Sternschnuppen schwirrt es vorüber in Reihen und Strahlenbündeln: elektrische Lampen, Laternen und erleuchtete Fenster. Wir sind am Rande einer gewaltigen Stadt, einer der größten der Erde und der drittgrößten in Europa.

2. Deutschlands Hauptstadt.

Wenn wir eine Eisenbahnkarte Europas vor uns ausbreiten, dann sehen wir ein Netz von schwarzen Linien mit unregelmäßigen Maschen, dessen Fäden aus glänzendem Stahl bestehen. An den Knotenpunkten liegen Städte. Im Norden Deutschlands wird dieses Netz immer dichter, und in seiner Mitte sitzt eine große Spinne. Diese Spinne heißt Berlin. Denn wie eine Spinne ihre Beute in dem kunstvoll gesponnenen Netze fängt, so zieht Berlin durch die Eisenbahnen nicht nur aus Deutschland, sondern aus ganz Europa, ja aus der ganzen Welt Leben und Verkehr an sich.

Digitized by Google

Könnten wir uns einige hundert Meilen hoch in die Luft erheben und hätten wir so gute Augen, daß wir alle Küsten und Landesgrenzen Europas sähen und die feinen Linien der Eisenbahnen nebst den kleinen schwarzen darauf hin und her eilenden Tierchen, so würde dieses Bild einem wimmelnden Ameisenhaufen gleichen, und hinter jeder Ameise stände eine kleine Rauchwolke. In Skandinavien und in Rußland würde die Bewegung weniger lebhaft sein, aber mitten in Europa würden die Ameisen nur so durcheinanderwimmeln. Ob Winter oder Sommer, ob Tag oder Nacht, die Hast würde sich nicht verringern, und zur Nachtzeit sähen wir von unserem hohen Aussichtspunkt aus zahllose Glühwürmchen überall hin und her eilen. Kämen wir aus dem Weltenraum und sähen dieses Schauspiel zum erstenmal, so frügen wir wohl verwundert, warum diese kleinen schwarzen Dinger sich gar keine Ruhe gönnen? Auch nicht einen einzigen armseligen Sonntag im Jahr, nicht am heiligen Abend oder am ersten Pfingsttag!

Nein, sie haben keine Zeit dazu. Rastlos schwirren sie zwischen Staaten und Städten, zwischen den Küsten des Meeres und dem Innern des Kontinents hin und her, dem Herzen Europas zu. Während der letzten zwanzig Jahre ist Berlin das Herz Europas geworden. London liegt ja auf einer Insel und Paris zu sehr am Rand. Reist man von Paris nach Petersburg, von Stockholm nach Rom oder von Hamburg nach Wien, immer geht der Weg über die Hauptstadt Deutschlands.

Mit Aufmerksamkeit und Staunen geht der Fremdling in Berlin umher. Zwar läßt er sich nicht verblüffen, aber er findet, daß er in eine gewaltig große Stadt gekommen ist. Will er über die Straßen gehen, die wie Pulsadern alle Teile Berlins durchkreuzen, so muß er sich vorsehen; sonst kann er leicht von einem dahinsausenden Automobil oder einer elektrischen Straßenbahn überfahren werden. Es wimmelt von Fuhrwerken der erdenklichsten Art. Aber die Automobile beginnen schon alle andern zu überflügeln, und die Droschken fristen nur noch ein kümmerliches Dasein. Zwischen den schnellen, mit Elektrizität oder Benzin getriebenen Wagen trotten schwerfällige Omnibuspferde langsam dahin und kreuzen zwischen den kutschierenden und steuernden Menschen, die es alle so schrecklich eilig

Digitized by Google

haben. Scheint es doch, als ob das Wohl und Wehe der Welt vom rechtzeitigen Ankommen jedes Einzelnen abhinge!

Die Polizei hält dazwischen strenge Ordnung. Wer die Vorschrift „Rechts fahren" nicht befolgt, wird bestraft, denn nichts darf den Verkehr hindern. Auf dem Bürgersteig drängen sich Fußgänger aus der ganzen Welt. Aber trotz dieser ununterbrochenen Menschen- und Wagenströme geht es auf den Berliner Straßen verhältnismäßig geräuschlos zu, denn sie sind mit Asphalt belegt, und viele Fuhrwerke haben Gummiringe um die Räder. Es ist hier lange nicht so laut wie auf den Straßen Stockholms, aber die Hauptstadt Schwedens ist unendlich viel schöner als Berlin, ja, auf dieser unserer ganzen Reise von Pol zu Pol werden wir nur zwei Städte berühren, die sich mit der Mälarkönigin an Schönheit vergleichen lassen! Sie heißen Konstantinopel und Bombay.

Doch nicht genug mit diesem schwindelnden Straßenverkehr — auch Eisenbahnzüge rollen quer durch Berlin, und eine Ringbahn verbindet die äußeren Stadtteile miteinander. Und wenn die Züge noch auf der Erde blieben! Aber bald gehen sie auf hohen eisernen Brücken in die Luft hinauf, bald verschwinden sie unter der Erde in elektrisch beleuchteten Gängen; und auf diesen unterirdischen Bahnen kann man für zwei Groschen von einem Ende Berlins zum anderen fahren.

Mitten in Berlin liegt eine Station, Bahnhof Friedrichstraße, eine ungeheure Halle aus Eisen und Glas mit einer Reihe parallellaufender Geleise, zwischen denen sich Bahnsteige befinden. Wer Zeit hat, gehe einmal dorthin, ganz einerlei zu welcher Stunde. Unaufhörlich stürmen Leute aus und ein, die Treppen hinauf und hinunter, bilden an den Schaltern Queue, und Dienstmänner drängen sich mit Koffern und Reisetaschen auf dem Rücken. Unausgesetzt erfüllt betäubendes Getöse die mächtige Halle, wo Schnellzüge hin und her fahren. Kaum sind die Reisenden aus- und eingestiegen, so werfen die Schaffner auch schon die Türen wieder zu, und die schwere Wagenreihe stürmt aus der Halle hinaus, um schnellstens dem nächsten Zug Platz zu machen. Wenn du keine Eile hast, so bleibe einmal eine halbe Stunde auf einem der Bahnsteige stehen und überzeuge dich, ob nicht alle zwei Minuten ein Zug an dir vorübereilt, und zwar nicht nur am Tage, sondern auch während des größeren Teils der

Digitized by Google

Friedrich Straße

Bahnhof Friedrichſtraße in Berlin.

Nacht. Was kann es Nervenerſchütternderes geben, als auf dieſem Bahnhof verantwortlicher Vorſteher zu ſein! Jeder Zug, der in die Halle rollt, kommt ja wie ein Sturmwind vom Meere herein.

Da gehe ich lieber nach dem nahen Platz, wo die Siegesſäule ſich über Berlin erhebt mit drei Reihen vergoldeter, in Frankreich eroberter Kanonen in den Kannelierungen. Oder ich flüchte mich in die ſchattigen Wege des Tiergartens, wo ganz Berlin am Sonntag mit Weib und Kind zu luſtwandeln pflegt. Und wenn ich mich dann nach Oſten wende, komme ich durch ein gewaltiges Tor, das Brandenburger Tor, deſſen Säulen das Viergeſpann der Siegesgöttin in getriebenem Kupfer tragen. Durch dieſes Tor zog das deutſche Heer in Berlin ein, als Frankreich beſiegt und das Deutſche Reich gegründet war.

Jenſeits des Tores erſtreckt ſich eine der berühmteſten Straßen Europas. Denn wenn Deutſchland zur mächtigſten Großmacht unſerer Zeit heranwächſt und Berlin ſein Herz iſt, ſo iſt die Straße „Unter den Linden“ wieder das Herz Berlins. Wohl gibt es längere Straßen als dieſe, die nur ein Kilometer lang iſt, aber kaum breitere, denn ihre Breite beträgt ſechzig Meter. Zwiſchen den Fahrdämmen und Bürgerſteigen, die miteinander abwechſeln, bringen vier doppelte Linden- und Kaſtanienreihen einen wohltuenden

Digitized by Google

Gruß der freien Natur mitten in diese große Steinstadt mit ihren regelmäßigen Straßen und ihren schweren, grauen, würfelförmigen Häusern.

Hier „Unter den Linden" liegen die fremden Gesandtschaftsgebäude und die deutschen Ministerien, weiterhin das Schloß des alten Kaisers Wilhelm, dessen Zimmer bis heute unbewohnt und unverändert geblieben sind; an dem Eckfenster des Erdgeschosses pflegte er weißhaarig und kaum gebeugt zu stehen und auf sein treues Volk herabzublicken. Ist es grade Mittagszeit, dann ist das Gedränge der Fußgänger, der eleganten Wagen und Automobile um so größer. Da kommt unter munteren Musikklängen die Wachtparade anmarschiert, und Massen Neugieriger folgen ihr im Takt, so daß der Schutzmann alle Mühe hat, die Ordnung aufrechtzuerhalten. Mit der Musik marschieren wir an der neuen Königlichen Bibliothek vorbei, und Friedrich der Große blickt von seinem Bronzepferd auf die Kinder der neuen Zeit herab. Hier ist das Opernhaus, dort die Universität mit ihren zehntausend Studenten und ihrem Heer von Professoren, und weiterhin das Zeughaus mit seinen großen Sammlungen aus der Kriegsgeschichte. Wir passieren die Schloßbrücke, die ihren Bogen über die Spree spannt, und folgen der Wachtparade in den „Lustgarten". Am Fuß der Statue Friedrich Wilhelms III. macht der Zug halt, und die Volksmasse steht in Haufen lauschend umher, denn jetzt folgt zum Ergötzen der Zuhörer ein Musikstück nach dem anderen. Dieses Schauspiel wiederholt sich Tag für Tag.

Um den „Lustgarten" herum liegt ein ganzes Stadtviertel von Kunstmuseen und Bildergalerien, außerdem der Dom und das königliche Schloß. Sehr vornehm sieht es aus, dieses Schloß, aber die Straßen klemmen es gewaltig ein und es sehnt sich vergeblich nach Freiheit und Luft, wie sie Stockholms Königsschloß umweht.

3. Kaiser Wilhelm.

Ein Ball am deutschen Kaiserhof — dieses Schauspiel ist wohl kein übles Reiseerlebnis, und man wird nicht ungern hören, wie es dabei zugeht.

Rechtzeitig bin ich mit meinem Anzug fertig geworden, und um 9 Uhr fährt der Wagen in das gewölbte Schloßportal ein. Auf den mit Teppichen belegten Treppenstufen stehen Trabanten in altmodischer

Digitized by

Kaiſerſchloß in Berlin.

Digitized by Google

Uniform so regungslos wie Wachsfiguren; sie bewegen nicht einmal die Augen, um den vorbeiflutenden Gästen nachzusehen, geschweige denn den Kopf. Oben in den Festräumen angelangt, gehe ich langsam über blankes Parkett durch eine Reihe glänzend ausgestatteter Gemächer, die ein Meer von elektrischem Licht erfüllt. Die Bilder der Könige von Preußen heben sich von den vergoldeten Ledertapeten ab. Schließlich stehe ich in dem großen Saal, der von den schwarzen Adlern an der Decke seinen Namen hat.

Welch bunte Versammlung wartet hier! Vornehme Damen in kostbaren, mit Edelsteinen übersäten Toiletten, und wohin man blickt, funkeln und glitzern die Facetten der Diamanten. Generale und Admirale in Paradeuniform, hohe Beamte, Gesandte fremder Länder, darunter auch der chinesische und der japanische, stehen wartend da und verbeugen sich vor einer hohen Gestalt, die jetzt vorübergeht. Es ist der Reichskanzler.

Kammerherren bitten nun die Gäste, sich längs der Wände des Saales aufzustellen. Ein Herold tritt ein, stößt mit seinem silbernen Stab auf den Fußboden und ruft laut: „Se. Majestät der Kaiser!“ Sogleich schweigt jedes Geräusch. Begleitet von seiner Gemahlin, den Prinzen und Prinzessinnen, geht Wilhelm II. durch den Saal und begrüßt seine Gäste mit männlichem Handschlag. Er beginnt mit den Damen, geht dann zu den Herren über und spricht mit einem jeden. Der schwedische Gesandte stellt mich vor, und sogleich beginnt der Kaiser eine Unterhaltung über Asien. Er spricht von dem Heereszug Alexanders des Großen durch Westasien und findet es wunderbar, daß eines Menschen Name durch zwei Jahrtausende hindurch in unvermindertem Glanze fortleben kann. Auf die Adler an der Decke des Saales zeigend, fragt er mich, ob mir nicht ihre Ähnlichkeit mit dem chinesischen Drachen aufgefallen sei. Dann springt er auf Tibet über und den Dalai Lama und auf die Wüsten Asiens mit ihrer ungeheuern Stille.

Bald nachher erklingt Musik, und die vornehme Welt in Gold und Juwelen überläßt sich dem Tanz. Junge, schöne Mädchen schweben elfengleich vorüber, Offiziere mit kurzgeschnittenem Haar und engen Kragen führen sie nach den Klängen des Walzers. Alles schaut heiter, vornehm und wichtig drein.

Digitized by Google

Der Einzige, der gleichmütig bleibt, ist der Kaiser selbst. Ein Zug tiefen Ernstes liegt über seinem kraftvollen Gesicht. Ist er nicht Kaiser des Deutschen Reiches mit seinen vier Königreichen, Preußen, Bayern, Sachsen und Württemberg, sechs Großherzogtümern, vielen Herzogtümern und Fürstentümern, dem Reichsland Elsaß-Lothringen und den drei freien Städten Hamburg, Lübeck und Bremen? Er ist Herrscher über fünfundsechzig Millionen Menschen, und sein Reich umfaßt zweihundertundsieben Städte, deren jede mehr als fünfundzwanzig Tausend Einwohner hat, und sieben Städte mit mehr als einer halben Million, Berlin, Hamburg, München, Leipzig, Dresden, Köln und Breslau! Durch die Kraft seines eisernen Willens hat er eine mächtige Flotte geschaffen, die in England, das ehemals allein die Meere beherrschte, Besorgnis erregt. Er ist höchster Befehlshaber eines Heeres, das in Kriegszeiten so groß ist wie Schwedens ganze Bevölkerung! Alles das mag ihn wohl so ernst stimmen, daß nur selten die Töne der Musik seinen Lippen ein Lächeln entlocken.

Als ich im Jahre 1889 zum erstenmal Berlin besuchte, hatte Kaiser Wilhelm eben den Thron bestiegen, und man konnte ihn oft an der Spitze seiner Truppen reiten sehen. Jetzt fährt er meist im Automobil durch die Straßen, und ein eigenes Hornsignal kündigt schon von weitem sein Nahen an. Er fährt mit Schnellzugsgeschwindigkeit, und auf dem Automobil flattert die Kaiserstandarte.

4. Das Marinemuseum.

Ein Menschenleben reicht wohl kaum aus, um Berlin völlig kennen zu lernen. Schon allein die unzähligen Museen und Sammlungen mit ihren unerschöpflichen Schätzen aus den Reichen der Kunst und der Natur verlangen Tage und Wochen, um im einzelnen studiert zu werden. Jedes Museum ist eine Welt für sich.

Nun verstehe ich gewiß die Freude des Kunstkenners, wenn er die Säle der Gemäldegalerien durchstreift und die Bilder berühmter Meister bewundert. Aber wir, die wir auf Abenteuer ausgehen, „fort über die Meere, hin über die Erde in stürmender Fahrt", wir lenken unsere Schritte lieber nach einem anderen Museum hin, das der Meereskunde gewidmet ist, dem Marinemuseum.

Digitized by Google

Durch kunſtreiche Modelle gewinnen wir hier einen Einblick in die geſchichtliche Entwicklung der deutſchen Kriegsſchiffe von den früheſten Zeiten bis auf den heutigen Tag. Unter Glas ſehen wir eine ganze Diviſion moderner Kriegsſchiffe im Hafen. Jeder einzelne Soldat und Matroſe iſt aufs feinſte geſchnitzt, und man erhält einen Begriff von den vielfachen Beſchäftigungen der Mannſchaft. Unter anderen würfelförmigen Glasbehältern liegen Linienſchiffe, Kreuzer und Torpedoboote; die Hauptmaſſe einer Kriegsflotte, die eigentlichen Schlachtſchiffe, ſind dazu beſtimmt, in geſchloſſener Linie zu kämpfen, und werden daher Linienſchiffe genannt. Artillerie und Torpedobewaffnung, Panzerſchutz und Schnelligkeit beſtimmen die Kampfestüchtigkeit des einzelnen Schiffes. Die Kreuzer ſpielen die Rolle der Kavallerie beim Heere; ſie haben die benachbarten Gewäſſer auszukundſchaften, um die Linienſchiffe vor Überraſchungen warnen zu können.

Schiff des 17. Jhrhdts.

Ein Gang des Muſeums verſetzt uns völlig an Bord eines Linienſchiffes, da er ganz ſo gebaut iſt wie auf dem Schiffe ſelbſt; hier iſt die Küche, dort ſind die Kojen der Mannſchaft, und drüben hat der Zimmermann ſeine Werkſtatt. Dann feſſeln unſere Aufmerkſamkeit aber auch friedlichere Gegenſtände, die Perſonen- und Frachtdampfer der Hamburg-Amerika-Linie, der größten Schiffahrtsgeſellſchaft der Welt, ebenfalls in zierlichen Modellen, die die Augen jedes Knaben freudig aufleuchten laſſen müſſen. Dieſe Rieſendampfer ſind ſogar größer als die mächtigſten Schlachtſchiffe. Aber das Luſtigſte

Digitized by Google

ist doch die große Erdkarte, auf der alle deutschen Postdampfer in kleinen beweglichen Modellen angebracht sind, und zwar immer genau dort, wo sie sich am Tage vorher in Wirklichkeit befunden haben. Denn die Reedereien der fünfundsiebzig Linien erhalten telegraphische Nachrichten von den Dampfern, und sobald das Museum von allen Bescheid erhalten hat, werden die Schiffe auf der Karte entsprechend weitergeschoben. Diese Karte gibt den klarsten Begriff von der wachsenden Macht Deutschlands auf dem Meere. Wären noch andere Dampfer, besonders die Englands, Amerikas, Frankreichs und Japans ebenfalls auf dieser Karte angebracht, dann würden wir die gewaltigen Wasserglocken der Erde von einem dichten Dampferliniennetz übersponnen sehen. Und auf jeder Linie fahren zahlreiche Dampfer nach beiden Richtungen hin, ferne Küsten miteinander verbindend. Nach großen und kleinen Häfen Europas bringen sie Waren, die dann durch Eisenbahnen über den ganzen Erdteil verstreut werden.

An den Torpedos und all den Dingen, die die Entwicklung des Minenwesens darstellen, vorüber, gelangen wir zu den reizenden kleinen Modellen, die das Innere und die Maschinen der großen Schiffe zeigen, und verweilen einige Zeit in dem Schiffsbausaal, wo in verkleinertem Maßstab vor unseren Augen ein vollständiges Schiff gebaut wird. Da sind Sport- und Schiffsboote, Masten und Steuer, Ruder, Segel und Takelagen, Taue, Anker und Ketten und was sonst noch alles dazu gehört. Auch die Ausbesserung eines beschädigten Schiffes ist hier zu sehen; Taucher sind im Wasser mit der Reparatur beschäftigt, und durch Kautschukschläuche wird frische Luft zu ihnen hinuntergepumpt. Weit bequemer ist es natürlich, das ganze Schiff zu heben durch Schwimmdocke, die hier ebenfalls zu besichtigen sind.

Eine andere Abteilung umfaßt die Modelle aller möglichen Segelschiffe, von dem großen Bremer Fünfmaster, der mit zahlreichen Segeln, mit Masten und Bugspriet, Tauen, Wanten und Rahen dicht besetzt ist, bis zu dem Barkschiff, der Brigg, dem Schoner und dem kleinen Kutter, der zur Küstenfahrt genügt. Alles ist so zierlich und richtig geschnitzt, gedrechselt und zusammengefügt, daß man sich daran nicht satt sehen kann.

Mit besonderem Behagen verweile ich bei den Rettungsapparaten. Da sind allerlei Rettungsboote, zu denen Passagiere und

Digitized by Google

Mannschaft — Frauen und Kinder als erste — ihre Zuflucht nehmen, wenn ein Schiff sinkt und in spiralförmigen Kreisen in der großen, dunklen Tiefe verschwindet. Korkgürtel helfen den Schwimmenden sich über Wasser zu halten, Ölbehälter an Bord werden auf die Wellen ausgeschüttet, um sie zu glätten und ihre Wucht zu brechen. Ein Bild zeigt, wie anscheinend Ertrunkene durch künstliche Atmung wieder ins Leben zurückgerufen werden. Eine eigentümliche Flinte dient dazu, Depeschen an Bord eines Schiffes zu schießen, das sich in Not befindet. Ja, man kann damit sogar einem Torpedoboot Nachricht senden, auch wenn es sich in schnellster Fahrt befindet. Das in der Ecke dort ist ein Raketenapparat mit Zubehör. Wenn ein Schiff vom Sturm an Land getrieben wird, so läßt sich mit einer Rakete eine Verbindung zwischen Küste und Wrack herstellen durch eine feine, starke Leine, die am Ende der Rakete befestigt ist. Die in Not Befindlichen fangen sie auf und ziehen mit ihr eine zweite, dickere Leine aufs Schiff, die an der ersten befestigt ist. Wenn sie auf diese Weise schließlich das stärkste Tau erfaßt haben, wird es an Bord befestigt und sein anderes Ende am Lande gestrafft. Auf dem Tau läuft eine Rolle, an der ein Korb festgemacht ist, und in diesem Korbe werden die Schiffbrüchigen einer nach dem anderen an Land geholt. So boshaft und grausam die Menschen gegeneinander sein können, haben sie doch auch allerhand erfunden, um in Gefahren und Leiden einander beizustehen. Mit Erzählungen vom Heldenmut vieler Lotsen und Kapitäne, die ihr Leben für ihre Mitmenschen hingaben, ließen sich ganze Bücher füllen!

Ein großes schönes Modell stellt einen Teil des Hamburger Hafens dar mit seinen Schiffen, Kranen und Warenhäusern, Speichern und Schienen auf den Kais, ganz wie in der Wirklichkeit. Ein zweites Modell zeigt uns den gefährlichen Hafeneingang in der Odermündung bei Stettin, wo man sich nur durch Leuchttürme und Blinkfeuer im Fahrwasser zurechtfinden kann. Sieht man die Strahlenbündel der Leuchttürme in einer bestimmten Lage, z. B. gerade übereinander, dann ist alles in Ordnung, im anderen Falle aber ist man nicht im richtigen Kurs. Durch starke Linsen und Spiegel wird das Licht der Lampen verstärkt. Baken und Bojen und andere Seemarken dienen dazu, bei Tag den Weg zu zeigen, Heul- und Glocken-

Digitized by Google

bojen warnen bei Seenebel. In dem Modell des Marinemuseums sind alle Leuchttürme mit kleinen elektrischen Lampen versehen und leuchten und blinken mit denselben Unterbrechungen und in derselben Zeitdauer wie in Wirklichkeit.

Dort an der Wand hängt das Flaggenalphabet des internationalen Signalbuches. Jede Flagge bezeichnet einen Buchstaben, und zwei Schiffe, die einander auf offenem Meere begegnen, können sich dadurch über die Wogen hinweg einen Gruß zusenden, z. B. „An Bord alles wohl" oder „Passierten gestern ein Wrack, retteten die Besatzung", oder irgend etwas anderes. Alles läßt sich in der Flaggensprache ausdrücken.

Alltäglich liest man in den Zeitungen von den Telegraphenkabeln, die auf dem Meeresboden Europa und Amerika miteinander verbinden und die die wichtigsten Ereignisse melden, die sich eben erst jenseits des Atlantischen Ozeans zugetragen haben. Mehr als ein Dutzend solcher Kabel führt quer durch die Meere. Die meisten gehen vom südwestlichen Vorsprung Irlands aus und enden auf Neufundland und Neuschottland. Wie diese langen, schweren Kabel viele hundert Meilen weit gelegt werden, darüber belehren uns im Marinemuseum Kabeldampfer mit ihren gewaltigen Tanks, in denen die Kabel aufgerollt liegen und aus denen sie herabgelassen werden, um in vier- oder fünftausend Meter Tiefe in gerader Linie auf dem Meeresboden ausgestreckt zu werden! Auch ein Petroleumdampfer ist hier zu finden, der zu zwei Drittel des Innern mit Petroleum gefüllt werden kann, und ein stark gebauter Eisbrecher, der mit seiner scharfen Schnauze dicke Eisfelder zersprengt. Wie Feuerschiffe gebaut und eingerichtet sind, wie sie weit von der Küste entfernt verankert liegen und Sturm und Wetter vergeblich an ihren Ankerketten zerren und reißen, alles dies läßt sich hier in reizvollen Nachbildungen beobachten. Unwillkürlich fesselt uns ein großes Bild. Es stellt eine ganze Flotille kleinerer Schiffe dar, die in die Nordsee hinausdampfen und eine riesengroße eiserne Trommel bugsieren. Sie kommen aus Bremerhaven an der Wesermündung und halten fünfzig Kilometer davon an einer Stelle, wo die Tiefe nur sieben Meter beträgt. Einige Ventile werden geöffnet, so daß sich die Trommel mit Wasser füllt und sinkt. Taucher umgeben sie mit Beton, und so schafft man

Digitized by Google

mitten im Meer eine Klippe, ein Inſelchen, auf dem man dann einen Leuchtturm errichtet, der den Schiffen den Weg nach Bremerhaven zeigt. Ein anderer Saal enthält alle Inſtrumente, deren ſich die Seeleute bedienen, um auf den ſpurloſen Wegen des Meeres feſtzuſtellen, wo ſie ſich gerade befinden. Solange Land, Seemarken und Leuchttürme in Sicht ſind, iſt das keine große Kunſt. Aber wenn die Küſte entſchwindet und nichts anderes als Waſſer ringsumher ſichtbar iſt, fällt das ſchon ſchwerer. Dann liegt die Meßleine, das Log, immer draußen im Waſſer, dreht ſich wie ein Propeller und gibt die Länge des zurückgelegten Weges und die Fahrgeſchwindigkeit an. Der Steuermann am Steuerrad beobachtet ſtändig den Kompaß, der in Ringen und auf Toppen ſo aufgehängt iſt, daß er auch beim ſtärkſten Seegang horizontal liegt. Auf dem Tiſch in der Kajüte des Kapitäns liegt die Seekarte, und mit Winkellineal und Zirkel wird der Kurs Stück für Stück eingetragen. Alles wird in dem ſogenannten Logbuch verzeichnet. Von Zeit zu Zeit beobachtet man mit dem Sextanten die Sterne oder die Sonne, um ſich zu überzeugen, daß die üblichen Navigationsberechnungen richtig ſind. Wieviel Uhr es iſt, zeigt der ſehr genau gehende Chronometer.

Genaue Karten belehren uns über die Geographie der drei großen Weltmeere, des Stillen, Atlantiſchen und Indiſchen Ozeans. Der Raum, den das Meer auf der Erdoberfläche einnimmt, iſt zweieinhalbmal ſo groß als das feſte Land, und die größte Tiefe, die je im Meere gelotet wurde, beträgt 9640 Meter im Stillen Ozean, etwas nördlich von der Inſelgruppe der Karolinen und im Oſten der Philippinen. Die Lotleine beſteht aus Klavierſaiten und läuft über eine Rolle im Achter des Schiffes; wenn das Lot Grund erreicht hat, wird die meilenlange Saite ſchlaff. Ehe man ein Kabel legt, muß natürlich ſtets die Meerestiefe gelotet werden.

Daß das Waſſer des Meeres ſalzig und ungenießbar iſt, daß Schiffbrüchige daher in ihren Booten verdurſten können, iſt wohl jedem bekannt; weniger aber wohl die Tatſache, daß, wenn das ganze Meer austrocknete, das zurückbleibende Salz eine ununterbrochene Schicht von einundſiebzig Meter Dicke bilden würde!

Nun noch einen flüchtigen Blick in die Säle, wo ſich die lebenden Schätze des Meeres in vielerlei Geſtalten vor uns ausbreiten.

Digitized by Google

Überall an den Meeresküſten, beſonders aber an denen Nordeuropas, machen ſich die Menſchen die unerſchöpflichen Reichtümer der Tiefe zunutze, und für viele iſt das Meer eine Goldgrube. Man denke nur an die Fiſche, Hummern und Auſternbänke, an Seeſchildkröten, Walfiſche und Robben, an Schwämme, Korallen und Perlmutter. Der Seemann in Oſtpreußen geht in Leder gekleidet bei ſtürmiſchem Wetter in die See hinein, bis ihm das Waſſer über die Bruſt reicht, und zieht das durch die Wellen aufgewühlte Seegras und den umherſchwimmenden Seetang ans Land, denn darin findet ſich das verſteinerte Nadelholzharz, der Bernſtein, ein wertvoller Handelsartikel. Bei dem Heringsfang in der Nordſee werden bis zu 4500 Meter lange Netze von den Dampfern gelegt, und mit Hilfe von Maſchinen werden die Netze wieder eingezogen und auf Deck ausgeſchüttet. Der Hering iſt mit den Kiemen in den Maſchen hängengeblieben. Nun aber gleitet er heraus und liegt in ſilberglänzenden Haufen da. Sofort wird er eingeſalzen und nach nah und fern verſchifft.

In den Sälen des Marinemuſeums zu Berlin vergehen die Stunden nur allzuſchnell! Wie friſcher Seewind und freie Meeresluft umweht es uns hier, und es iſt ein faſt verwirrender Kontraſt, wenn man hinterher wieder im Menſchengewühl der Straßen untertauchen muß.

5. Die Berliner Schimpanſin.

Ich kann Berlin niemals verlaſſen, ohne der dortigen Schimpanſin einen Beſuch gemacht zu haben. Viele Stunden habe ich im Zoologiſchen Garten in Berlin zugebracht und bin vom afrikaniſchen Löwen zu den indiſchen Tigern, vom Eis- und Landbären zu den Dromedaren und Lamas gewandert. Am liebſten aber war ich immer im Affenhauſe, und am längſten bleibe ich ſtets bei der Schimpanſin.

Ihr Käfig ſteht an der inneren Seite einer hohen Glaswand, und nur durch ſie können die Schauluſtigen den Affen beobachten. Aber ich kenne den Wärter und darf in das geheizte Zimmer hinein, in dem der große Käfig ſteht. Die arme Schimpanſin, die aus ihrer Heimat draußen im Urwald Weſtafrikas entführt wurde, iſt jetzt mutterſeelenallein in ihrem feſten Käfig in dem trüben regneriſchen Berlin! Hübſch iſt ſie gerade nicht. Ihre Stirn iſt niedrig

Digitized by Google

und ihr Scheitel zusammengedrückt. Die Kiefer sind plump und grobknorrig und die Eckzähne recht groß. Ihre Nase ist platt, die Arme sind lang, die Hände derb und schwielig, der ganze Körper schwarz behaart. Und doch gleicht sie, wenn sie so in dem großen Käfig hin und her geht, durchaus einem Menschen. Denn sie hat hellbraune sprechende Augen, und wenn ich an das Gitter herantrete, kommt sie mir entgegen und betrachtet mich unverwandt. Sie sieht so ernst und traurig aus, daß ich den Wärter fragen muß, was ihr fehle. Und was antwortet er mir? „Sie zerbricht sich nur den Kopf darüber, ob Sie langes oder kurzes Haar haben, und möchte gern, daß Sie den Hut abnähmen."

Die Schimpansin im Berliner „Zoo".

Mit Vergnügen erfülle ich diesen so bescheidenen Wunsch, entblöße mein Haupt und beuge es nach dem Gitter hin. Die Schimpansin streicht mit ihren kalten, harten und schwieligen Händen über mein Haar hin und stößt, sichtlich befriedigt, einen Freudenruf aus; dann geht sie mit ihren O-Beinen wieder schwerfällig tiefer in den Käfig zurück, sich mit den Handknöcheln auf den Fußboden stützend, greift nach einem Trapez und beginnt daran zu turnen, um sich dann an einem von der Decke herabhängenden Seil in Halbkreisen hin und her zu schwingen.

Bald aber kommt sie zurück und schüttelt mir immer wieder die Hand; sie macht sogar Miene, meinen Kneifer probieren zu wollen. Aber der Wächter warnt mich, ihn ihr zu leihen. Sie begnügt sich nun damit, meine Rocktaschen zu durchstöbern und zu untersuchen, ob ich einige Nüsse oder Obst mitgebracht habe. Schließlich läuft sie wieder in ihrem Gefängnis hin und her.

Digitized by Google

Mittlerweile ist es dämmerig geworden. Wenn sich die Dämmerung auf den afrikanischen Urwald herabsenkt, pflegt die Schimpansin sich auf einen Baum zu schwingen und sich zwischen den Zweigen häuslich einzurichten. Hier in Berlin aber, im Käfig des Zoologischen Gartens, öffnet der Wärter, mit zwei dicken, wollenen Decken beladen, die Gittertür. Die Schimpansin nimmt sie ihm ab, um sich selber ihr Bett zu machen; die eine Decke breitet sie in einer Ecke auf dem Fußboden aus und in die andere wickelt sie sich ein. Sorgfältig stopft sie sich die Decke auf allen Seiten unter und zieht sie sich bis über die Ohren hinauf. Nun sage ich ihr Gute Nacht und gehe meiner Wege wieder hinaus auf die lauten Straßen. —

Von der Klugheit dieser Affen, ihrem überlegten Handeln und ihrer Verträglichkeit erzählen alle Reisenden, die je Schimpansen besessen haben. Einer dieser menschenähnlichen Affen — um mich auch menschenähnlich auszudrücken — verstummte fast vor Erstaunen, als er sich zum erstenmal in einem Spiegel sah. Er wurde ungemein neugierig, blickte seinen Besitzer fragend an, ging hinter den Spiegel, beguckte die Rückseite und versuchte sein Ebenbild zu berühren, um zu sehen, ob es ein lebendiges Wesen sei. Er betrug sich dabei genau so wie Wilde, wenn sie zum erstenmal einen Spiegel sehen.

Der große Tierfreund Brehm erzählt rührende Dinge von seinem jungen Schimpansen. Solch einen Affen, meint er, könne man nicht wie ein Tier, sondern nur wie einen Menschen behandeln. Sein Schimpanse untersuchte alles, was ihn umgab. Er zog Kommodenschubläden auf und suchte darin nach Dingen, mit denen er spielen konnte; er öffnete die Ofentür, setzte sich davor und sah ins Feuer; er saß mit am Eßtisch und nahm an den Mahlzeiten teil, goß sich selber seine Tasse voll und trank wie ein Mensch. Und wenn er mit dem Essen fertig war, wischte er sich mit der Serviette den Mund ab. War jemand freundlich gegen ihn, so legte er ihm den Arm um den Hals und gab ihm einen Kuß. Die Kinder liebte er mehr als die Erwachsenen, und die kleinen Mädchen zog er den Knaben vor, weil die letzteren ihn gern zu necken pflegten. Als ihm einmal ein vier Wochen altes Kind gezeigt wurde, betrachtete er es mit Erstaunen und grübelte anscheinend darüber nach, ob dieses kleine Wesen wirklich ein Mensch sein könne. Dann berührte er das Ge-

Digitized by Google

sicht des Kindes mit einem Finger, so zart und leicht, als ob er fürchte, ihm ein Leid zuzufügen, und als ihm nun die Sache klar geworden war, gab er dem Kinde zum Zeichen des Friedens seine Hand.

Er wußte ganz genau mit der Tageszeit Bescheid. Ließ das Abendessen auf sich warten, dann klopfte er laut an die Tür, und wenn die Speisen aufgetragen wurden, rief er entzückt: „Oh, Oh!" Nachher zog er die Pantoffeln seines Herrn an und fegte das Zimmer mit einem Handtuch aus. Schlangen und andere Kriechtiere haßte er und wagte sie nur dann näher anzusehen, wenn sie unter Glas waren. Sonst lief er davon und rief: „Oh, Oh!" Aber vor dem Papagei fürchtete er sich nicht. Oft schlich er zum Bauer hin und hob schnell die Hand hoch, um ihn zu erschrecken. Aber der Papagei war humoristisch veranlagt und schrie: „Still, still!"

Man kann begreifen, wenn der Besitzer und Freund dieses Affen ihn wie ein menschliches Wesen betrauerte, als der Schimpanse schließlich an einer Halsdrüsengeschwulst mit hinzutretender Lungenentzündung starb. Der kranke Affe wurde nicht vom Tierarzt behandelt, sondern von den geschicktesten Ärzten, die aufzutreiben waren. Als die Geschwulst Atemnot verursachte, mußte er operiert werden. Vier Mann sollten den Affen halten, aber er sträubte sich dagegen und riß sich los. Da versuchte man es mit freundlichem Zureden, und ohne einen Klagelaut oder die geringste Bewegung, die den Messerstich hätte tödlich machen können, ließ er die Operation ausführen. Als sie beendet war, bezeugte er seine Freude und Dankbarkeit, indem er den beiden Chirurgen die Hand reichte und seinen Pfleger umarmte. Und ebenso mutig, wie er unter dem Messer gewesen war, ebenso geduldig ließ er sich die Arzneimittel gefallen, und ebenso würdig legte er sich zum Sterben nieder. Einer der Ärzte, die ihn behandelten, versicherte, er sei durchaus wie ein Mensch gestorben, nicht wie ein Tier.

6. Kaiser Franz Joseph und der Klempner von Wien.

Aber nun ist es Zeit, von den Ufern der Spree Abschied zu nehmen. Wollten wir in allen merkwürdigen Städten, die wir berühren, so lange bleiben wie in Berlin, dann kämen wir wohl überhaupt nicht wieder nach Hause. Allein bis Konstantinopel haben

Digitized by Google

wir noch zweitausend Kilometer zurückzulegen, und dreizehn volle Stunden braucht der Schnellzug, um uns zunächst bis nach Wien, der Hauptstadt Österreichs, zu bringen.

Im Westen haben wir die Elbe, die bei Hamburg in die Nordsee fließt, und im Osten die Oder, die bei Stettin in die Ostsee mündet. Nur mit der Elbe machen wir nähere Bekanntschaft, zunächst in Dresden, der Hauptstadt des Königreichs Sachsen, die wir durchfahren, und dann jenseits der österreichischen Grenze in Böhmen, wo die Bahn in einem herrlichen, reichbevölkerten, waldigen Tal den Windungen dieses Flusses folgt. Auch in Prag, einer der ältesten und schönsten Städte Europas, können wir uns nicht aufhalten; in eilender Fahrt geht der Zug weiter, und erst in Wien verlassen wir ihn wieder.

Wien ist eine reiche, herrliche Stadt, die viertgrößte Europas; der Stephansdom erhebt seinen himmelhohen Turm über zwei Millionen Menschen, die hier wohnen. Neben Denkmälern aus alten Zeiten stehen prachtvolle moderne Riesenhäuser, und der „Ring" ist eine der schönsten Straßen der Welt. Wien ist mehr als Berlin eine Stadt des Frohsinns und des heitern Lebens, eine vornehme, alte Adelsstadt, eine Stadt der Theater, Konzerte, Bälle und Kaffeehäuser. Quer durch Wien geht der Donaukanal mit seinen zwölf Brücken, und längs des Ostrandes der Stadt rollen in einem künstlichen Bett die Wellen der „schönen blauen Donau", deren melodisches Plätschern der Grundton der berühmten Wiener Walzer ist.

Gleich Berlin ist Wien einer der Brennpunkte der Bildung, Wissenschaft und Kunst und birgt in seinen Mauern unzählige wunderbare Dinge. Aber nichts von alledem ist so wunderbar, wie der alte Kaiser Franz Joseph. Nicht weil er so alt und der letzte einer ausgestorbenen Generation ist, sondern weil seine ehrwürdige Persönlichkeit ein Reich zusammenhält, das aus den verschiedensten Ländern und Nationen mit den verschiedensten Glaubensbekenntnissen besteht. Fünfzig Millionen beherrscht sein Szepter, die Deutschen in Österreich, die Tschechen in Böhmen, die Magyaren in Ungarn und die Polen in Galizien. Und noch eine ganze Reihe anderer Völker, sogar Mohammedaner leben im Schutze des katholischen Kaisertums.

Das Leben des Kaisers war reich an Wechselfällen und Kummer. Er hat Krieg, Aufruhr und Umwälzungen erlebt und mit klügster

Digitized by Google

Stephansdom in Wien.

Geschicklichkeit alle die sich befehdenden Menschenmassen zusammengehalten, die sein Reich zu sprengen suchten und es noch immer versuchen. Ohne ihn ist die österreichisch-ungarische Monarchie kaum noch zu denken, und daher ist für unsere Zeit kein Menschenleben wichtiger als das seine. Er war Attentaten ausgesetzt, seine Gemahlin wurde ermordet und sein einziger Sohn ist eines gewaltsamen Todes gestorben. Jetzt ist er einundachtzig Jahre alt und hat dreiundsechzig Jahre lang die Kaiserkrone getragen; seit 1867 ist er König von Ungarn. Unter seiner Regierung haben sich Handel, Landwirtschaft, Industrie und der allgemeine Wohlstand seines Landes ungeheuer gehoben. Das Merkwürdigste aber ist, daß er noch immer sein Haupt aufrecht trägt, schlank und gerade ist und ebenso fleißig arbeitet, wie der Tagelöhner im Donautal.

Von der Popularität, die Kaiser Franz Joseph bei seinem Volke genießt, zeugt eine Geschichte, die mir einmal ein redseliger Reisebekannter erzählte, als ich von Wien aus mit dem Schnellzug durch das Donautal fuhr, denselben Weg, den auch wir auf unserer gemeinsamen Reise jetzt einschlagen. Ich hatte mich gerade zum Essen niedergesetzt, und während ich meine Suppe verzehrte, unterhielt er mich über Wien.

„Haben Sie schon von dem Klempner gehört, der auf den Stephansturm geklettert ist?" fragte er mich.

„Nein, was ist das für eine Geschichte?"

„Der wollte das Jubiläum des Kaisers auf seine Weise feiern. Er band sich eine österreichische Fahne auf den Rücken und stieg die Treppe des Turmes hinauf, und als die Treppen aufhörten, kletterte er an der Außenseite des Turmes weiter. Wie Sie wissen, ist sie beinahe senkrecht, aber er brachte es fertig, auf den kleinsten Vorsprüngen und den Nähten der Kupferplatten festen Fuß zu fassen und bis zum Fuß des Kreuzes hinaufzukommen."

„Dann stürzte er natürlich herunter?"

„Gott bewahre, er verschnaufte nur eine Weile und kletterte dann am Blitzableiter nach dem obersten Quadrat des Kreuzes hinauf. Dort legte er sich auf den Bauch und machte mit Armen und Beinen Schwimmbewegungen in der Luft."

„Der Kerl wird mir ungemütlich", dachte ich bei mir.

„Dann nahm der Klempner seine Fahne und ließ sie eine Weile

Digitized by Google

wehen. Tief unter ihm lag Wien, und er ſah die ganze Stadt wie auf einer Karte: den Donaukanal und die Donau mit ihren Brücken, die viereckigen Stadtviertel, die Dächer der Häuſer mit ihren Schornſteinen, die Straßen, Höfe und kleinen Gaſſen, die Vorſtädte und Dörfer, Eiſenbahnen und Landſtraßen, die am Rande des Horizonts verſchwanden. Die Telegraphen- und Telephondrähte hatte er tief unter ſich und war gewiß der allerhöchſte in Wien. Zufällig ſah ihn und ſeine Fahne unten jemand auf dem freien Platz vor dem Dom, und dieſer jemand blieb natürlich ſtehen, um hinaufzuſchauen. Schon nach einer Minute ſtand da eine Volksverſammlung, und ſchließlich gab es ein ſolches Gedränge, daß aller Verkehr aufhören mußte. Ebenſo war es auf allen andern freien Plätzen und Straßen, von denen aus man den Stephansturm ſehen konnte. Die halbe Einwohnerſchaft ſtand ſo dichtgedrängt auf dem Pflaſter, daß man nicht mehr gehen und fahren konnte und gaffte nach dem Turm hinauf. Der Klempner lag noch immer da oben, ſchwenkte ſeine Fahne und amüſierte ſich darüber, daß es unten auf den Straßen ſo hübſch ſchwarz von Menſchen wurde.“

„Er kam natürlich zerſchmettert unten an?“ warf ich ein, denn ich konnte mich nicht überwinden, mit dem unterdes ſervierten Fiſch zu beginnen, ehe der Klempner wieder unten oder doch wenigſtens an den oberſten Treppen angelangt war.

„Keineswegs! Als es ihm droben zu langweilig wurde, kletterte er vorſichtig auf demſelben Wege, den er gekommen war, wieder hinab. Ohne ein einziges Mal fehlzutreten, auszugleiten oder den

Digitized by Google

Halt zu verlieren, stieg er an der Außenseite der Turmspitze herunter. Man darf natürlich auf solchen Ausflügen nicht an Schwindel leiden."

„Da haben Sie recht!" erwiderte ich. „Aber wie dachte denn die Polizei über den Klempner?"

„Nun, er bekam einen Monat Gefängnis, weil er einen Auflauf erregt und den Straßenverkehr gehemmt habe."

„Das war gemein!" fuhr es mir über die Lippen.

„Ja, aber er erhielt auch vom Kaiser eine goldene Medaille, weil er bei dieser seiner Kaiserfeier so großen Mut gezeigt hatte."

„Das lasse ich mir schon eher gefallen! Nun aber wollen wir mit dem Fisch beginnen."

Eben rollte der Zug über eine der Donaubrücken, der ungarischen Ebene und der Balkanhalbinsel entgegen.

7. Durch die ungarische Ebene zur Balkanhalbinsel.

Im Norden der österreichisch-ungarischen Monarchie fließen die Elbe und der Dnjestr und im Süden mehrere kleinere Flüsse, die sich in das Adriatische Meer ergießen. Im übrigen aber gehören alle Flüsse der Monarchie zur Donau und strömen ihr als dem Hauptflusse von allen Seiten zu. Europas größter Fluß ist die Wolga, und sie hat ihr eigenes Meer, das Kaspische. Die Donau ist der zweitgrößte Fluß und hat auch ihr eigenes Meer, das Schwarze. Und schwarz heißt auch ihre Quelle, denn die Donau entspringt auf den Schwarzwaldbergen Badens. Von der Quelle bis zur Mündung mißt sie fast 3000 Kilometer. Sie durchströmt Bayern, Österreich und Ungarn, bildet die Grenze zwischen Rumänien und Bulgarien und berührt schließlich einen kleinen Zipfel russischen Gebietes. Sie hat sechzig große Nebenflüsse, von denen mehr als die Hälfte schiffbar sind und von Mündung zu Mündung die Wassermasse des Hauptflusses vergrößern. In Budapest, das unter prächtigen Brücken von der Donau durchschnitten wird, glaubt man eher einen Landsee als einen Fluß vor sich zu haben; die Elisabethbrücke in der Hauptstadt Ungarns hat 290 Meter Spannweite. Weiter abwärts aber, auf der Grenze der Walachei, ist der Fluß einen Kilometer breit, und da, wo die rumänische Eisenbahn zwischen Bukarest und

Digitized by Google

dem Schwarzen Meer die Donau schneidet, finden wir beim „Schwarzwasser" eine Brücke, die sogar fast vier Kilometer lang und die längste auf der ganzen Erde ist!

Unweit dieses Punktes teilt die Donau ihre Wassermassen in drei Arme und bildet bei ihrer Mündung ein großes Delta. Hier wächst dichtes Schilf von doppelter Manneshöhe, hier weiden große Büffelherden, gehen Wölfe auf Raub aus und brüten Wasservögel millionenweise.

Mittel- und Südosteuropa.

Von Budapest aus führt uns der Zug durch die ungarische Ebene, ein eigentümliches, muldenförmiges Land in einem Ring von Gebirgen. Es ist sehr regenreich, der Winter ist hier kalt und der Sommer heiß, wie in allen Ländern, die weit vom Meere liegen. Staub- und Sandstürme sind nichts ungewöhnliches, und in einigen Gegenden häuft sich der Flugsand zu Dünen an. Einst war das

Digitized by Google

ungarische Tiefland eine üppige Steppe, auf der das Nomadenvolk der Magyaren zu Pferde umherstreifte und seine Rinder- und unübersehbaren Schafherden grasen ließ. Heute breitet sich der Ackerbau immer mehr aus. Man baut Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Mais, Reis, Kartoffeln und Wein in solcher Menge, daß die Bodenerzeugnisse, über den Bedarf des Landes hinaus, noch zu einer bedeutenden Ausfuhr hinreichen.

Auf den weiten Steppen mit ihren vielen Sümpfen haben die Einwohner kein anderes Brennmaterial als Schilf und getrockneten Dung. Die Viehzucht war in Ungarn immer sehr hoch entwickelt. Noch immer werden Rassenkühe, Stiere und Büffel durch gewissenhafte Zucht veredelt und Schafe, Ziegen und Schweine der verschiedensten Art gezogen; Geflügelmast, Bienenzucht, Seidenbau und Fischereigewerbe stehen auf bedeutender Höhe. Dem Nomaden, der mit seinen Herden aus einer Gegend in die andere wandert, ist das Pferd unentbehrlich, und so ist es ganz natürlich, wenn Ungarn stets reich an Pferden war, und zwar an vorzüglichen Pferden gemischt tatarischen und arabischen Blutes.

Wenn man das Land, wo all dieser Reichtum wächst und der gut und gleichmäßig bewässerte Boden so viel zum Wohlstand der Menschen beiträgt, vom Zuge aus betrachtet, erscheint es flach und einförmig. Man sieht wohl Herden mit reitenden Hirten, Dörfer, Landstraßen und Hütten. Aber wenn man einen deutlichen Begriff davon bekommen will, muß man die große landwirtschaftliche Ausstellung in Budapest besuchen. Sie gibt ein vollkommenes Bild des ungarischen Landlebens, von den Weideplätzen und Viehställen bis zur geformten Butter und zum fertigen Käse, vom Leben der Seidenraupe in der Puppe bis zum wertvollen Seidenstoff. Sie zeigt das Leben des Bauern auf dem Landgut, in der einfachen Schilfhütte oder im Zelt, die verschiedenen Getreidearten, mit denen er die Felder bestellt, die gelben Honigwaben, die er im Herbst aus den Bienenkörben erntet, bis auf das gegerbte Leder, aus dem er Riemen, Sättel und Koffer fertigt. Sie zeigt Waffen, Gerätschaften und Beute des ungarischen Jägers und des ungarischen Fischers. Und erst wenn man den letzten Saal der Ausstellung verlassen hat, versteht man, wie klug und liebevoll dies Land von seinem Volk bewirt-

Digitized by Google

schaftet wird. Wohlstand und Reichtum lohnt daher auch die Bewohner. —

Mit ungeheurer Geschwindigkeit saust der Zug durch die Ebene hin und über die serbische Grenze. In Belgrad, der Hauptstadt Serbiens, revidieren Zollbeamte unser Gepäck. Sie tun ihre Pflicht, aber man liebt sie nicht. Man liebt überhaupt die Serben nicht sonderlich, und ich persönlich habe kein Vertrauen zu einem Volke, das Könige und Königinnen zum Fenster hinauswirft, wenn es ihm gerade einfällt!

Hier sagen wir der Donau Lebewohl und folgen dem Tal der Morawa aufwärts. Die serbischen Dörfer, aus niedrigen, weißen Häusern mit pyramidenförmigen Ziegel- oder Strohdächern, sind hübsch und malerisch angelegt. Überall grünende Anhöhen, bewaldete Abhänge, Herden und Hirten und Landleute, die in bunter Tracht hinter dem Pfluge einherschreiten. Kleine rauschende Bäche tanzen in muntern Sprüngen zur Morawa hinunter; diese selbst strömt der Donau zu. Wir sind also noch immer im Flußgebiet der Donau, ja selbst dann noch, wenn wir schon ganz Serbien durchquert, einen flachen Bergrücken überwunden und Sofia, die Hauptstadt Bulgariens, hinter uns haben. Auch hier strömt noch ein Fluß, der ein Untertan der Donau ist, die somit für eine ganze Reihe Völker und Staaten ein Lebensnerv ist. Zur Zeit der Völkerwanderung ergossen sich die Scharen der Eindringlinge von Osten her nach Europa gewöhnlich durch das Donautal, und noch heute ist der Fluß eines der wichtigsten Verbindungsglieder zwischen West- und Osteuropa.

Geizig verhüllt uns die Nacht das Königreich Bulgarien, durch dessen südlichen Teil wir am Maritzafluß entlang fahren, dessen nach Süden gewandtes Tal wir erst hinter der türkischen Grenze und Adrianopel verlassen. Hier sind wir auf dem breitesten Teil der Balkanhalbinsel, und während der einförmigen Erschütterung der nächtlichen Fahrt denke ich, auf der Polsterbank liegend, der berühmten Balkanländer, die sich im Süden ausdehnen: Albaniens mit seinem kriegerischen Volke, Mazedoniens, der Heimat Alexanders des Großen, und Griechenlands, der ehemaligen Wiege von Wissenschaft und Kunst.

Wenn der Tag graut, sind wir in der Türkei, und die Sonne steht schon hoch am Himmel, wenn der Zug in Konstantinopel einfährt.

Digitized by Google

8. Konſtantinopel.

Wenn dich dein Schickſal je zu dieſer Perle unter den Städten der Erde führt, dann verliere dich nicht erſt in ihre engen ſchmutzigen Gaſſen, ſondern begib dich ſchleunigſt auf die obere Plattform des hohen Turmes, der mitten auf dem halbinſelförmigen Vorſprung Stambuls, des türkiſchen Stadtteils, emporragt. Eine Landſchaft von unvergeßlicher Schönheit breitet ſich vor dir aus.

Du ſchauſt auf ein Meer dicht aneinandergedrängter Holzhäuſer in den bunteſten Farben. Aus dem Dächergewirr des alten Stambul erheben ſich die ſchlanken Türme der Minaretts und die runden Kuppeln der Moſcheen. Unmittelbar zu deinen Füßen liegt der große Baſar der Kaufleute und weiter hinten die Hagia Sophia, die vornehmſte Moſchee. Gleich Rom iſt Stambul auf ſieben Hügeln erbaut; die Täler dazwiſchen ſind gefüllt mit grünen Baumgruppen und ſchattigen Gärten. Hinten im Weſten ſind noch die Türme der alten Stadtmauer erkennbar; darüber winken die düſtern Zypreſſenwipfel der Friedhöfe.

Anſicht von Konſtantinopel.

Von Norden her ſtreckt ſich dir eine Halbinſel in ſtumpfem Winkel entgegen. Sie trägt die Stadtteile Galata und Pera, wo die Europäer, Griechen und Italiener, Juden und Armenier und Angehörige benachbarter Volksſtämme wohnen. Zwiſchen dieſer Halb-

Google

insel und Stambul zieht sich eine tief eingeschnittene Meeresbucht nach Nordwesten; sie heißt das Goldene Horn, da auf ihren Fluten seit Urzeiten unermeßliche Schätze befördert wurden.

Nordöstlich siehst du eine Meerenge von gleichmäßiger Breite. Ihr Wasserspiegel ist saphirblau, und ihre Ufer umsäumt ein Rosenkranz von Dörfern und weißen Villen zwischen üppigen Hainen. Es ist der Bosporus, die Fahrstraße zum Schwarzen Meer. Auf der rechten Seite des Bosporus, gerade im Osten, zieht sich der dritte Hauptteil Konstantinopels, Skutari, vom Meeresufer hin bis auf die Gipfel niedriger Hügel.

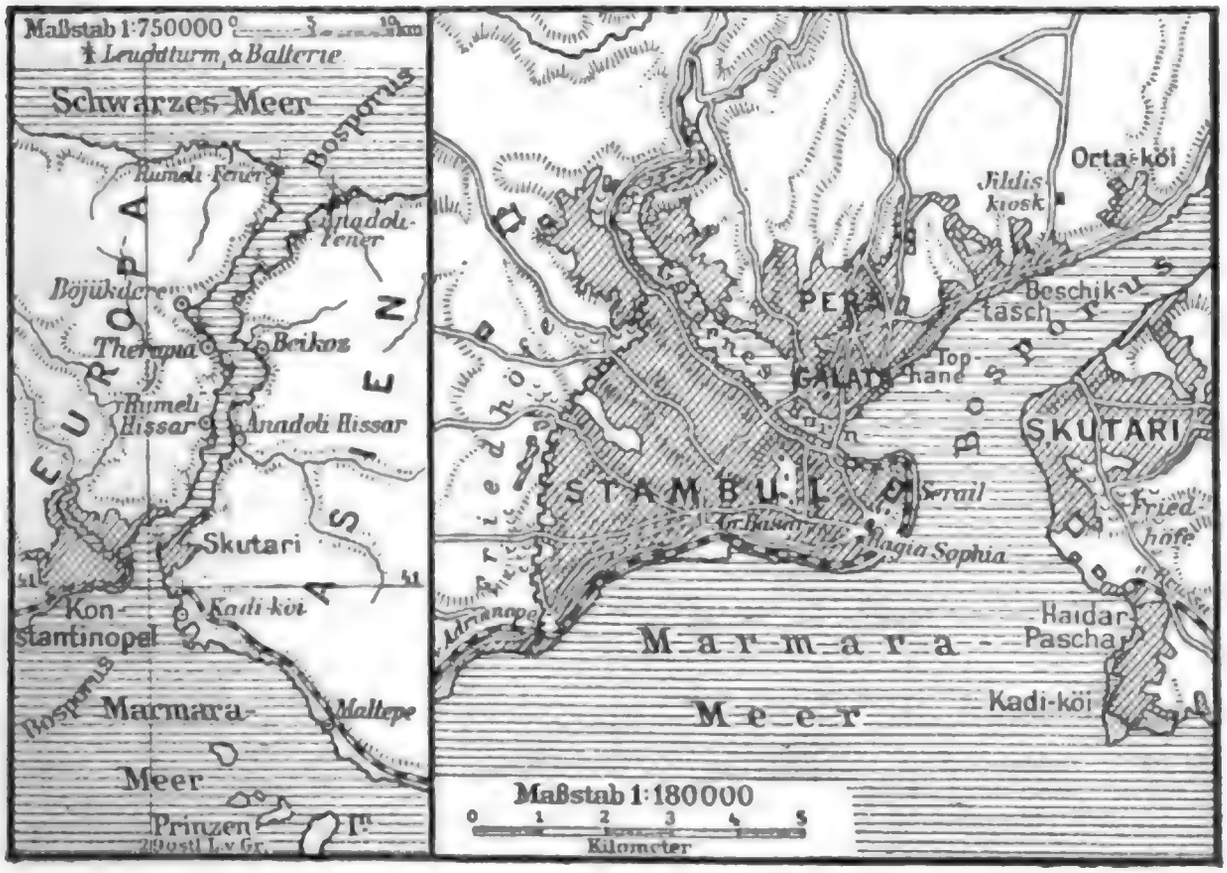
Nun richte den Blick nach Süden. Du mußt deine Augen mit der Hand beschatten, denn große Wasserspiegel werfen das Sonnenlicht mit unvermindertem Glanze wieder zurück. Vor dir liegt das 200 Kilometer lange Marmarameer, ein seltsames Gewässer, weder See noch Meer, weder Bucht noch Meerenge, ein Glied zwischen dem Schwarzen und dem Ägäischen Meere, mit jenem durch den Bosporus, mit diesem durch die Straße der Dardanellen, den Hellespont, verbunden. Die schwimmenden Gärten dort, zwei Meilen nach Südosten, sind die Prinzeninseln, und hinter ihnen in blauer duftiger Ferne erheben sich die Gebirge Kleinasiens. Hier und da schimmert ein weißes Schiffssegel oder eine kleine Dampferwolke schwebt in der Luft. Und rings um den Horizont löst sich diese entzückende Landschaft in immer schwächere Farben auf, bis Land und Meer und Himmel ineinander verschwimmen.

Unvergeßlich wird dir das Bild dieser gewaltigen, durch breite Wasserstraßen zerschnittenen Stadt. Dein Blick erfaßt zwei Weltteile und zwei Meere, und du überschaust klar den wichtigen Seeweg, der die Hauptstadt des Osmanischen Reiches durchquert. Täglich laufen unzählige Schiffe durch den Bosporus ins Schwarze Meer nach den Küsten Bulgariens, Rumäniens, Rußlands und Kleinasiens, und ebenso viele durch die Dardanellen in die Meere Griechenlands, den Archipelagus und zu den Küsten des Mittelmeers.

Nur ungern trittst du von dem die Plattform umgebenden Geländer zurück. Ist es Traum oder Wirklichkeit? Du stehst in Europa, aber an der Schwelle Asiens! Skutari da drüben in seinem Kranze dunkelgrüner Zypressenwälder liegt schon auf asiatischer Seite!

Digitized by Google

Aber wenn du nun gerade unter dir hinabschaust in die von Türken wimmelnden Straßen, auf die schmalen weißen Boote, die über die Meeresarme hinschnellen, dann fühlst du dich bald mehr in Asien als in Europa. Ein unaufhörliches Rauschen ist um dich, es ist nicht der Wind, nicht das Lied der Wellen; es gleicht dem Summen



Bosporus und Lageplan von Konstantinopel.

eines Bienenschwarms. Dann und wann hörst du deutlich den Ruf eines Trägers, das Bellen eines Hundes, die Pfeife eines Dampfers oder die Glocke eines Straßenbahnwagens. Sonst aber verschmilzt die Stimme der Natur mit der der menschlichen Arbeit zu einem einzigen Ton und dich umfängt das summende Schweigen, die unruhige Ruhe, die immer über den Schornsteinen großer Städte brütet.

9. Die Kirche der Heiligen Weisheit.

Wir zählen das Jahr 548 nach Christi Geburt. Eine der herrlichsten Kirchen der Christenheit ist soeben von den größten Baumeistern jener Zeit, Kleinasiaten, vollendet worden. Sechzehn Jahre hat die Arbeit gedauert und zehntausend Arbeiter unaufhörlich

Digitized by Google

beschäftigt. Jetzt aber steht das Riesenwerk fertig da, und heute soll die Kirche der Heiligen Weisheit eingeweiht werden.

Der große Kaiser des Byzantinischen Reiches, Justinianus, kommt auf schnellem Viergespann dahergefahren und betritt in Begleitung des Patriarchen von Konstantinopel die Kirche. Ihr Inneres ist so weit wie ein Marktplatz, und 56 Meter hoch wölbt sich, einem Himmel gleich, die Kuppel. Justinian sieht sich um und freut sich seines Werkes. Er bewundert den bunten Marmor an den Wänden, die kunstvolle Mosaik im Goldgrund der Kuppel, die hundert Säulen aus rotem Porphyr und grünem Marmor, die Kuppel und Galerien tragen. Unermeßlich ist der Reichtum des Kaisers! Sieben Goldkreuze hat er der neuerbauten Kirche geschenkt, jedes einen Zentner schwer! Vierzigtausend Kelchdecken, alle mit Perlen und Edelsteinen gestickt, birgt die Sakristei, und vierundzwanzig Bibeln, die in ihren goldbeschlagenen Deckeln jede zwei Zentner wiegen! Die Türbekleidungen der drei Portale sind aus Bauholz von der Arche Noah gezimmert, und die Türen des Haupteingangs sind gediegenes Silber; die übrigen tragen prachtvolle eingelegte Arbeit aus Zedernholz, Elfenbein und Bernstein. Zwischen zwölf silbernen Säulen prangt, gleichfalls aus getriebenem Silber, aber vergoldet, das Allerheiligste dieses Tempels, ein Bild des Gekreuzigten, ein getreues Abbild jenes Kreuzes, das römische Barbaren mehr als fünfhundert Jahre vorher in Jerusalem errichteten.

Das Gewölbe schwimmt in Licht. Silberne Kronleuchter über dem Haupt des Kaisers bilden eine mächtige Kreuzesform, ein Sinnbild des sieghaften Glanzes himmlischen Lichtes über der Finsternis der Erde. In der Kuppelmosaik leuchten die milden Antlitze der Heiligen, die in stummer Andacht vor Gott knien; unter der Wölbung schweben die vier Cherubim. Und der Kaiser denkt des zweiten Buches Mosis: „Die Cherubim breiteten ihre Flügel aus von obenher und deckten damit den Gnadenstuhl; und ihre Antlitze stunden gegeneinander und sahen auf den Gnadenstuhl." War es in diesem neuen Tempel nicht ebenso? Ergriffen von Demut vor dem Allerhöchsten, aber zugleich voll menschlichen Stolzes fällt Justinian auf die Knie nieder und ruft: „Gepriesen sei Gott, der mich gewürdigt hat, dies Werk zu vollenden! Ich habe dich besiegt, Salomo!"

Digitized by Google

Dann ertönen Flöten und Trommeln, und die Jubellieder des Volkes hallen zwischen den Häusern wider, aus deren Fenstern lange Bahnen kostbaren Brokates herunterhängen. Vierzehn Tage dauert das Fest; Tonnen voll Silbermünzen werden unter das Volk verteilt, und die ganze Stadt ist Gast des Kaisers. — —

Und neue Generationen, neue Jahrhunderte folgen in der Spur der alten. In der Kirche der Heiligen Weisheit werden noch immer die christlichen Jahresfeste prunkvoll begangen, und Patriarchen und Kirchenväter versammeln sich hier zu gebietenden Konzilien. Fast sind tausend Jahre über dies gewaltige Gotteshaus hingerauscht. Da bricht der 29. Mai des Jahres 1453 an.

Der türkische Sultan hat mit seinen zahllosen Kriegerscharen die Mauern Konstantinopels erstürmt. Wahnsinnig vor Entsetzen flüchten hunderttausend Männer, Frauen und Kinder in die Hagia Sophia, die übrige Stadt der Verwüstung preisgebend. Der Eroberer wird es nicht wagen, diesen heiligen Ort zu schänden! In der Stunde der Not, so lautet eine Prophezeiung, wird ein Engel Gottes vom Himmel steigen, um Kirche und Stadt zu retten.

Da dröhnen die wilden Trompetenstöße der Mohammedaner schon von den nahen Hügeln. Herzzerreißende Angstrufe hallen unter den Wölbungen wider, Mütter drücken ihre Kinder ans Herz, Ehegatten umarmen sich, Galeerensklaven, die Handgelenke noch in Ketten, flüchten sich in das Dunkel hinter den Säulen. Donnernd schlagen die Beile der Mohammedaner gegen die Pforten; Splitter kostbaren Holzes fliegen unter den Hieben. Noch kracht die eine Tür in den Fugen, die andere ist schon gesprengt. Mit Feuer und Schwert seine Lehre zu verbreiten, ist ja der Befehl des Propheten, das schändlichste Gebot, das je einer Religion entstammte. Berauscht schon von dem blutigen Gemetzel an der Mauer stürmen die Janitscharen herein, und mit triefenden Krummsäbeln mähen sie ihre Ernte nieder nach dem Befehl des Propheten. Haufen Wehrloser werden mit Ketten gefesselt und wie Vieh hinausgetrieben. Dann geht es an die Plünderung. Unter Schwerthieben und Lanzenstößen zersplittert die Mosaik, die kostbaren Altardecken werden hervorgerissen und unermeßliche Schätze an Gold und Silber auf die Rücken der Maulesel und Kamele geladen. Unter wildem Geheul wird das Bild des Gekreuzigten

Digitized by Google

durch die Kirche getragen, ein schwarzbärtiger Moslem hat ihm voll wahnwitzigen Religionshasses seine Janitscharenmütze auf die Dornenkrone gedrückt, und den übermütigen Siegesjubel überschreien die Worte des Hohns: „Das ist der Gott der Christen!“

Da oben am Hauptaltar aber steht ein griechischer Bischof in hoheprieſterlichem Ornat. Furchtlos liest er mit lauter, ruhiger Stimme die Messe für die Christen und spendet ihnen Trost in ihrer furchtbaren Not. Aber schließlich steht er ganz allein. Da ergreift er den goldenen Kelch und schreitet die Treppe hinauf zu den oberen Galerien. Jetzt bemerken ihn die Türken, und mit gezückten Säbeln und gesenkten Speeren stürmt ein Schwarm Janitscharen hinter ihm drein. Im nächsten Augenblick wird er tot über seinem Kelche zusammenbrechen, denn Entrinnen ist unmöglich, rings starren steinerne Wände. Doch in diesem Augenblick öffnet sich plötzlich vor ihm die graue Steinmauer, der Bischoff tritt hindurch und schon ist die Pforte wieder verschwunden. Starr vor Staunen prallen die Türken zurück, dann aber geht es mit Spießen und Beilen auf die Mauer los. Aber sie gibt nicht nach, und die Steine spotten ihrer vergeblichen Anstrengung. Voll ratlosen Staunens ziehen sich die Soldaten zurück.

Unten im Schiff der Kirche haben Plünderung und Lärm ihren Höhepunkt erreicht, da trägt ein schnaubendes Streitroß einen Reiter ans Hauptportal. Mohammedanische Heerführer und Paschas begleiten ihn. Der Eroberer selbst, Mohammed II., der Sultan der Türken, naht. Er ist jung und stolz und von unbeugsamem Willen, aber auch ernsten Sinnes. Zu Fuß schreitet er über die Marmorplatten, die vor tausend Jahren der Fuß des christlichen Kaisers Justinian berührte. Das erste, was er sieht, ist ein Janitschar, der mutwillig mit dem Beil den Marmorboden zerhackt. Mohammed tritt an ihn heran und fragt: „Warum?“ — „Um des Glaubens willen!“ ist die Antwort. Da schlägt der Sultan mit seinem Säbel den Soldaten nieder. „Ihr Hunde! Habt ihr nicht genug an der Beute? Die Gebäude dieser Stadt sind mein!“ Den Erschlagenen mit dem Fuße beiseite stoßend, geht er hinauf auf die christliche Kanzel und übergibt mit tönender Stimme die Kirche der Heiligen Weisheit dem Islam als Eigentum. —

Viereinhalb Jahrhundert sind es jetzt her, daß auf der Dom-

Digitized by Google

Hagia Sophia in Konſtantinopel.

Digitized by Google

kuppel der Hagia Sophia das Kreuz durch einen mächtigen Halbmond ersetzt wurde, und allabendlich tönt noch immer von der Plattform der Minaretts, deren die Türken vier an die Kirche angebaut haben, die Stimme des Gebetrufers. Er trägt einen weißen Turban und einen lang herabwallenden Mantel. Nach allen vier Himmelsrichtungen läßt er seine wohllautende Stimme über Stambul ertönen; sie klingt von silberklaren, langgezogenen A-Lauten und vollen Ls und weckt das Echo nahe und fern. „Gott ist groß", lauten seine Worte. „Außer Gott ist kein Gott und Mohammed ist sein Prophet! Kommet zum Heile! Kommt zur Erlösung! Gott ist groß. Außer Gott ist kein Gott!"

Nun versinkt die Sonne unter dem Horizont. Da ertönt ein Kanonenschuß. Denn es ist Fastenmonat, während dessen die Mohammedaner tagsüber weder essen noch trinken noch rauchen dürfen. So befiehlt der Prophet im Koran, ihrer heiligen Schrift. Jenes Zeichen verkündet für heute das Ende der Fasten, und wenn sich die Rechtgläubigen nun gelabt haben an dampfenden Fleischknödeln und Reispuddings, an Obst, Mokka und Wasserpfeife, dann lenken sie ihre Schritte zur alten Kirche der Heiligen Weisheit, wie sie noch immer heißt. Um die Minaretts herum leuchten Tausende von Lampen, und zwischen den Türmen schreiben flackernde Lichter heilige Namen auf das Dunkel der Nacht. Im Innern der Moschee aber hängen an fünfzig Meter langen Ketten Kronleuchter mit unzähligen Öllampen, und auf straffgespannten Seilen sitzen Lichter so dicht wie die Kugeln des Rosenkranzes. Ein Lichtmeer überflutet den Boden der Moschee. Mächtige grüne Schilde an den Säulen tragen in goldener Schrift die Namen Allahs, Mohammeds und der Heiligen; die Schriftzeichen allein sind jedes neun Meter hoch.

Der Fußboden ist mit Strohmatten bedeckt; wer eintritt, muß die Schuhe ausziehen und Gesicht, Hände und Arme waschen. Weiße und grüne Turbane und rote Fesse mit schwarzen Troddeln mischen sich durcheinander. Alle Andächtigen wenden das Gesicht nach Mekka hin. Auf einmal heben sie die Hände bis zur Höhe des Gesichtes, die Handflächen nach vorn gekehrt, und halten die Daumen an die Ohrläppchen. Dann beugen sie den Oberkörper vornüber und stemmen die Hände gegen die Knie. Zuletzt fallen sie auf die Knie und be-

Digitized by Google

rühren den Fußboden mit der Stirn. „Das Gebet ist der Schlüssel zum Paradiese", sagt der Koran, und jeder Teil des Gebetes erfordert eine bestimmte Körperstellung.

Auf einer Kanzel steht ein Priester. Seine klare, singende Stimme unterbricht die feierliche Stille. Das letzte Wort verklingt auf seinen Lippen, aber es hallt noch lange in der dämmerigen Wölbung der Kuppel nach und flattert wie ein unruhiger Geist zwischen den Statuen der Cherubim.

Den Türken aber ist nicht mehr geheuer in diesem ihrem Heiligtum. Die Stunde der Abrechnung wird auch für die Eroberer der Hagia Sophia einmal kommen, und immer mehr Bewohner Stambuls geben ihre Grabstellen draußen auf den Friedhöfen vor der Stadtmauer auf und überführen ihre Toten nach Skutari, um sie im Schatten asiatischer Zypressen ruhen zu lassen. Und die Griechen glauben noch immer, daß an dem Tage, wo die Hagia Sophia wieder in die Hände der Christen zurückkehrt, die Mauer droben auf der Galerie sich öffnet und der Bischof mit dem Kelche in der Hand wieder hervortritt. Ruhig und würdevoll steigt er die Treppe herunter, durchschreitet die Kirche, tritt an den Hauptaltar und liest seine Messe weiter, genau von der Stelle an, wo ihn vor vierhundertfünfzig Jahren die Türken unterbrochen haben!

10. Frau Fatime auf dem Basar.

Fatime Hanum spielte als Kind auf einer der engen Gassen Stambuls. Als sie zur Jungfrau herangewachsen war, verlobten ihre Eltern sie mit Emin Effendi, dem Sohn eines vornehmen Paschas. Sie kannte ihn kaum, aber er war reich und galt als eine gute Partie. Sein Haus liegt an einer der großen Straßen in Skutari und besteht aus zwei streng voneinander getrennten Teilen. In dem einen hat der Mann seine Gemächer, in dem andern wohnen die Frauen. Denn Fatime ist nicht seine einzige Frau, sondern die vierte, und alle vier werden von Sklavinnen und Sklaven streng bewacht.

Daher fühlte sich Fatime vom ersten Augenblick an unglücklich bei ihrem Mann, dessen Liebe ihr nicht allein gehört, und mit den drei anderen Frauen, die die gleichen Rechte haben wie sie, ist nicht in Frieden auszukommen. So ist ihr Leben inhaltlos und lang-

Digitized by Google

weilig geworden, und ihre Tage verfließen in Müßiggang. Stundenlang kann sie hinter dem Gitter des Erkers über der Straße stehen und auf das Treiben da unten hinabschauen. Ist sie des Zusehens überdrüssig, dann geht sie wieder in ihr nicht zu großes Zimmer zurück. In seiner Mitte plätschert ein kleiner Springbrunnen, und rings an den Wänden ziehen sich Diwans hin. Mißgestimmt läßt sie sich hier nieder und ruft eine Sklavin, die einen Tisch bringt, der fast so klein wie ein Schemel ist. Fatime rollt sich eine Zigarette, zündet sie an und folgt mit schläfrigen Blicken den blauen Rauchringeln auf ihrem Wege nach der Decke des Zimmers. Wieder ruft sie eine Sklavin. Eine Schale mit Süßigkeiten wird gebracht, sie gähnt, ißt ein Stückchen Konfekt und dehnt sich auf den weichen Kissen. Dann trinkt sie ein Glas Limonade und geht zu einem mit Leder überzogenen Kasten, dessen Schloß sie öffnet.

Hier liegen ihre Schmucksachen, goldene Armbänder, Perlenketten, Türkisen-Ohrringe und bunte Seidentücher. Sie bindet sich eine Kette um den Hals, schmückt ihre Finger mit Ringen und bindet sich einen dünnen seidenen Schleier um den Kopf. Dann tritt sie vor den Spiegel und bewundert ihre eigene Schönheit; denn sie ist wirklich schön! Ihre Haut ist weich und weiß, ihre Augen schwarz, und ihr Haar fällt in dunklen Wellen über die Schultern herab. Aber mit der Farbe der Lippen ist sie nicht zufrieden. Die Sklavin bringt eine kleine Porzellandose, und mit einem Pinsel malt sich Fatime die Lippen roter als Korallen, die Indiens Kaufleute im Basar verkaufen. Auch die Augenbrauen sind ihr nicht schwarz genug, und sie bestreicht sie mit chinesischer Tusche. Die Sklavin versichert ihr, daß sie bezaubernd und schöner sei als die drei anderen Frauen, und Fatime findet es um so sonderbarer, daß Emin Effendi sie so lange allein läßt.

Wenn sie müde ist, ihre eigenen Züge im Spiegel zu betrachten, verschließt sie die Schmucksachen wieder sorgfältig. Von ihrem Zimmer führt eine Treppe in den Garten hinunter, und hier lustwandelt sie eine Weile zwischen plätschernden Springbrunnen und freut sich an Rosen- und Jasminduft und an dem großen Bauer der Singvögel, mit denen plaudernd sie stehen bleibt. Da erscheint eine der anderen Frauen im Haremsgarten und ruft ihr zu: „Du bist so häßlich wie eine Meerkatze, Fatime! Du bist alt und runzlig und deine Augen

Digitized by Google

haben rote Ränder! In ganz Stambul will dich niemand ansehn!" Fatime antwortet: „Wäre Emin Effendi deiner nicht überdrüssig, du alter wurmstichiger Papagei, dann hätte er mich nicht in seinen Harem geführt!" Und damit eilt sie wieder in ihr Zimmer hinauf, um dort den Spiegel zu befragen, ob ihre Augen nicht doch rot umrändert sind.

Um ihren Ärger zu vergessen, beschließt sie, nach dem großen Basar in Stambul hinüberzufahren. Die Sklavin legt ihr einen bauschigen Kaftan um, in dessen Falten die weißen Hände mit den gelbbemalten Nägeln verschwinden. Sie schlüpft in ihre pantoffelähnlichen Schuhe, die vorn in einer hochgebogenen Spitze enden, und legt den Schleier um, das wichtigste Kleidungsstück. Sein oberer Teil verhüllt Scheitel und Stirn bis zu den Augenbrauen, der untere Kinn, Mund und einen Teil der Nase. Eine türkische Frau darf keinem anderen Mann als ihrem Gatten ihr Antlitz zeigen. Zwar übertreten in neuerer Zeit viele dieses Gebot, aber Fatime macht diese Unsitte noch nicht mit. Sie zeigt nur ihre Augen, aber ihre Blicke genügen, um die Männer auf der Straße erkennen zu lassen, daß sie hübsch ist. Keiner ist jedoch so dreist, sie zu betrachten oder anzureden; nur wenn sie Europäern begegnet, wendet sie sich ab.

Die Sklavin ist daheim geblieben. An dem Kai liegen die Kaiks, die langen Ruderboote, und hier bleibt Fatime stehen. Die Ruderer umringen sie und schreien durcheinander, jeder hebt mit Wort und Gebärde die Vorzüge seines Bootes hervor. Nachdem sie ihre Wahl getroffen, steigt sie ein und läßt sich auf die Kissen nieder. Der Kaik ist so schmal und fein wie ein Kanu, weiß gestrichen, blank lackiert und mit einem Goldrand auf der Reling. Zwei starke Männer legen jeder ein Ruder ein, und flink wie ein Aal schießt der Kaik über das blaue, klare Wasser des Bosporus.

Auf der Mitte des Wassers wirft Fatime einen Blick über das Marmarameer. Sie sehnt sich nach einer kurzen Stunde Freiheit und befiehlt den Ruderern, einen anderen Kurs einzuschlagen. Der Wind ist frisch, sie ziehen die Ruder ein und hissen die Segel, und mit sausender Geschwindigkeit gleitet das Boot südwärts. Wie leicht vergißt man hier draußen auf dem Marmarameer die Zeit und alle ihre Sorgen! Man streckt sich bequem aus, schließt fast die Augen und versinkt in Halbschlummer. Aber gleichwohl sieht man alles, die

Digitized by Google

hochgewölbten grünen Prinzeninseln, die weiten Wasserflächen, die Masten, Möwen und weißen Segel, und hört das eintönige Rauschen an den Wänden des Kaiks.

Aber Fatime hat Launen; bald ist sie auch der Bootfahrt überdrüssig und gibt Befehl, nach dem nächsten Kai zu steuern. Dort reicht sie jedem der Bootsleute eine Silbermünze, die sie nehmen, ohne sich zu bedanken oder zum Abschied zu grüßen. Dann eilt sie nach dem großen Basar hinauf und tritt aus dem heißen Sonnenlicht der Straßen in kühlen Schatten und Dämmerung.

Denn die Basare sind wie Tunnel, mit steinernen, gewölbten Dächern überdeckte Straßen und Sackgassen, und durch die Öffnungen der gewölbten Kuppeln dringt das Tageslicht nur spärlich herein. Aber im Sommer spürt man hier die Hitze nicht, und an Regentagen geht man hier trocknen Fußes. An die Dämmerung gewöhnt man sich bald, aber man findet sich schwer zurecht, wenn man nicht in Stambul geboren ist und dieses Labyrinth schon oft durchstreift hat. Die Gänge sind ziemlich schmal, aber immerhin breit genug, um Droschken und Lastwagen die Durchfahrt zu gestatten.

Der Basar ist eine unterirdische Stadt für sich, die Stadt der Kaufleute und Handwerker. Auf beiden Seiten der Gassen ist eine endlose Reihe kleiner, offener Läden, deren Fußboden ein wenig höher liegt als die Straße und zugleich als Ladentisch und Ausstellungsplatz der Waren dient. Jedes Handwerk und jede Ware haben ihre eigene Straße. In der Gasse der Schuhmacher ist Schuhzeug jeder Art aufgestellt, meist Pantoffeln aus rotem und gelbem Leder, gestickt und mit Goldschnur besetzt, für Männer, Frauen und Kinder, für Reiche und Arme. Man kann lange gehen, ohne etwas anderes zu erblicken als Pantoffel und Schuhzeug, so daß man froh ist, wenn die Pantoffelherrschaft endlich ein Ende nimmt und die Straße der reichen Kaufleute sich öffnet, die Brokatstoffe in Gold, Silber und Seide feilhalten. Hier ist es besser, nicht viel Geld bei sich zu führen, denn hier liegen Teppiche aus Persien, gestickte Seidentücher aus Indien, Schals aus Kaschmir, und das Herrlichste, was Südasien und Nordafrika bieten. Arme Fatime! Ihr Mann ist allerdings reich, aber er hat keine Lust, sie sein Geld im Basar verschwenden zu lassen. Mit wehmütigen Blicken betrachtet sie Türkisen aus Nischapur, Ru-

Digitized by Google

binen aus Badachchan und Perlen von den Küſten Bahreins. Sie beſitzt doch ſchon ein Korallenhalsband aus Indiens Meeren — warum nur kann ſie es nicht laſſen, ſich noch einige Schmuckſtücke zu kaufen?

Bald hat ſie die Silbermünzen, die ſie bei ſich trug, ausgegeben und ſucht nun ſchnell einen Ausgang, der aber noch ſehr weit iſt. Sie kommt durch die Gaſſe der Metallarbeiter und verirrt ſich in die Sackgaſſe der Waffenſchmiede. Hier herrſcht ein betäubender Lärm von Hämmern und Schlägeln, denn die Läden ſind zugleich Werkſtätten. Wieder biegt Fatime um eine Ecke. Aber ſie muß ſich verirrt haben, denn hier geht es nicht weiter. In dieſem Gang werden Waſſerpfeifen und allerlei Rauchgeſchirr verkauft, und nun wendet ſie ſich nach einer anderen Richtung. Schon von weitem verrät ihr ein durchdringender Duft, daß ſie ſich der Straße der Gewürzkrämer nähert. Faſt bei jedem Schritt muß ſie ſich nach dem Wege erkundigen. Sie iſt eben noch zu jung; nach einigen Jahren wird ſie hier ſchon beſſer Beſcheid wiſſen.

Frau Fatime auf dem Baſar.

Nicht nur in Konſtantinopel und in der ganzen Türkei, ſondern überall in der mohammedaniſchen Welt kauft und verkauft man in ſolchen halbdunklen Tunnelgängen, den Baſaren, in Nordafrika und Arabien, in Kleinaſien und Perſien, in Indien und Turkeſtan. Überall, wo ſich Minarette über Menſchenwohnungen erheben und der Gebetrufer ſein: „Es gibt keinen Gott außer Gott“ mit ſingender Stimme verkündet, da geſchieht auch der Austauſch zwiſchen Handelsware und klingender Münze in dunklen Baſaren. Der große Baſar Stambuls iſt einer der reichſten, doch auch da, wo die Baſare klein und unbedeutend ſind, herrſcht dasſelbe Leben und Treiben.

Digitized by Google

Ein Gedränge von Menschen aller Nationen wälzt sich durch das Halbdunkel. Die meisten sind natürlich Türken, aber in ganzen Reihen von Läden verkaufen nur Perser. Wir treffen Hindus aus Indien, Ägypter aus Kairo, Araber von den Küsten des Roten Meers, Tscherkessen und Tataren aus dem Kaukasus und der Krim, Sarten aus Samarkand und Buchara, Armenier, Juden und Griechen; ja nicht selten stößt man auf einen Neger aus Sansibar oder einen Chinesen aus dem äußersten Osten. Es ist ein buntes Durcheinander von Verkäufern und Käufern, Maklern und — Dieben aus dem ganzen Orient, ein Durcheinanderschwärmen und -lärmen, das niemals aufhört so lange es Tag ist, eine Eilfertigkeit, ein Gewerbfleiß und ein Eifer, sein Lager loszuschlagen und Geld zu verdienen, alles ein einziges Stimmengebrause, dann und wann unterbrochen durch die Glocken der Kamelkarawanen, die den Kaufleuten neue Vorräte bringen. Sind sie in der Dämmerung verschwunden, so folgt ihrer Spur eine Reihe schwerbeladener Maulesel. Mit überlauter Stimme bietet ein Mann Weintrauben und Melonen an, die er in einem Korb trägt; ein zweiter schleppt sie in einem ledernen Wassersack. Und über all diesem bunten Gewimmel das unbestimmte Licht; nur hier und da fällt durch einen der Kuppellichtschächte ein Bündel Sonnenstrahlen in diese unterirdische Stadt hinab; in den breiten Lichtbahnen wirbelt dichter Staub mit dem Rauch der Wasserpfeifen empor, und fern von diesen Licht- und Luftspenden ballt sich die Atmosphäre zu dickem Nebel zusammen. Die Ausdünstung von Menschen und Tieren, der Duft bestaubter Waren, modrigen Tabaks, faulender Abfälle, starker Gewürze, frischen, saftigen Obstes — alles verschmilzt zu einem unbeschreiblichen Geruch, der allen Basaren des Orients eigentümlich ist. Und gar erst der sogenannte „Läusebasar", wo abgelegte Kleider, getragene Uniformen ohne Tressen und Knöpfe, zerrissene Matratzen und Betten, verdorbenes Hausgerät und Möbel, verpfändete oder gestohlene Sachen feilgeboten werden — er führt seinen Namen mit vollstem Recht.

An der Nordseite des Basars in Stambul liegt ferner eine Reihe alter Karawanserein, gewaltige Steingebäude mit mehreren Stockwerken, Galerien, Gängen und Kammern, deren Mitte stets ein großer Hof bildet. Hier haben die Großhändler ihre Warenniederlagen. Und

Digitized by Google

ſchließlich findet man in den unterirdiſchen Gaſſen Kaffee- und Speiſehäuſer, Bäder und kleine Bethäuſer. Für alles iſt hier geſorgt, und wer demnach den Tag im Baſar verbringen will, braucht nicht eher nach Hauſe zu gehen, als bis es Nacht wird.

11. Die Friedhöfe Stambuls.

Im Gewühl des Baſars haben wir Frau Fatime ganz aus dem Geſicht verloren. Nachdem ſie endlich ins Freie gelangt iſt, eilt ſie heim in ihr langweiliges Haremszimmer, und um ſich die Dämmerſtunde zu vertreiben, ſchickt ſie nach Tänzerinnen, die mit Kaſtagnetten und kleinen Trommeln in den Händen auf den Teppichen barfuß vortanzen müſſen. Tag für Tag vergeht ſo ihr Leben gleich leer und freudelos. Vielleicht iſt ſie es, von der ein deutſcher Dichter erzählt, daß ſie jeden Abend zum Springbrunnen hinabging, um den jungen Sklaven zu ſehen, der ſich um dieſe Zeit dort einzufinden pflegte. Sie ſah, wie er täglich bleicher und abgezehrter wurde, und eines Abends faßte ſie ſich ein Herz, trat an ihn heran und flüſterte ſchnell:

„Deinen Namen will ich wiſſen,
Deine Heimat, deine Sippſchaft.“ —

Und der Sklave ſprach: „Ich heiße
Mohammed, ich bin aus Jemen,
Und mein Stamm ſind jene Aſra,
Welche ſterben, wenn ſie lieben.“ —

Wenn nun Fatime ſchließlich ſelber zum Sterben kommt, werden Prieſter ins Haus gerufen, um die Gebete zu ſprechen, die die Pforten des Paradieſes öffnen. In ihrem Zimmer duftet der Weihrauch, und wenn das Leben entflohen iſt, drückt man ihr die Augen zu. Der tote Körper wird mit lauwarmem Waſſer gewaſchen und mit Kampfer eingerieben. Dann wird ſie in ein weißes Laken gehüllt, ein Tuch um den Kopf gewunden und ihr Haar in zwei Büſcheln hinter den Ohren befeſtigt und in zwei Strähnen über Schulter und Bruſt gelegt.

Im Harem herrſcht große Aufregung. Die anderen Frauen ſind froh, die Nebenbuhlerin loszuwerden, und ſie muß noch am ſelben Tag begraben werden; denn man hat hier einen wahren Abſcheu da-

Digitized by Google

gegen, Leichen auch nur eine Minute länger im Haus zu behalten als unbedingt nötig ist. Nun liegt sie auf der Bahre, die Totengebete werden gesprochen, bei Sonnenuntergang setzt sich der Leichenzug in Bewegung, und das Klagegeheul der dafür gemieteten Klageweiber hallt in den engen Gassen wider. Aufbahrung und Leichenfeier in einem Gotteshause kennt man nicht; die Moscheen sind für die Lebenden, nicht für die Toten. Schnell eilt der Zug nach dem Schatten der Zypressen hin, wo sich weiße Grabsteine so dicht nebeneinander erheben, wie reife Kornähren auf dem Acker. Das Grab ist nicht tief, hat aber eine kleine Seitenkrypta, in die die Leiche so hineingeschoben wird, daß ihr Gesicht Mekka zugewandt ist. Vor der Krypta werden einige Bretter festgemacht, und dann füllt man das äußere Grab wieder mit Erde. Auf dem Grabstein sind einige Erinnerungsworte oder ein Spruch aus dem Koran zu lesen.

Friedhof in Stambul.

Unbeschreibliche Stille und unendlicher Friede herrschen auf Konstantinopels Friedhöfen. Nur hier und dort sickert das Sonnenlicht durch die dunklen Zypressen. Ein gemalter Fes oder ein in Stein gemeißelter Turban schmückt die Gräber der Männer, Blätter und Blumen die der Frauen. Drei steinerne Blütenknospen auf einem Grabstein sagen uns, daß die Tote drei Kinder hinterlassen hat. Vielen das Leben gegeben zu haben, ist die höchste Ehre der Frau.

Solch ein Grabmal besteht gewöhnlich aus einem liegenden und zwei aufrechtstehenden Steinen. An den Ecken des flachen Steins finden sich schalenförmige Vertiefungen; hier sammeln sich Regenwasser und Tau, und die Singvögel kommen hin, um zu trinken und durch ihren Gesang den Schlaf der Toten noch süßer zu machen.

Digitized by Google

Am Tage der Auferstehung aber werden die Gestorbenen zu Fuß und zu Pferde aus dem Schoß der Gräber eilen, um zu den Freuden des Paradieses versammelt zu werden.

12. Das Schwarze Meer.

Es war an einem sonnig heitern, frischen Oktobermorgen des Jahres 1905, als ich das letztemal, begleitet von dem Kawaß der schwedischen Gesandtschaft, dem alten Ali, nach dem Kai von Stambul hinunterfuhr. Mein aus acht Kisten bestehendes Gepäck ließ ich in einem Kaik verstauen, der vier Ruderer hatte, und steuerte zwischen verankerten Segelschiffen, Dampfern und Jachten hindurch auf den Bosporus hinaus. An der Fallreepstreppe des großen russischen Dampfers angelangt, wartete ich, bis alle meine Sachen sich richtig an Bord befanden, und folgte dann nach. Der Anker ward gelichtet, die Schiffschraube begann ihre Arbeit, und das Dampfschiff fuhr nordwärts durch den Bosporus.

Mit dem Fernglas setzte ich mich auf dem Achterdeck auf eine Bank und nahm von der Hauptstadt der Türken Abschied. Wie wunderschön, wie unvergeßlich ist doch dieses Bild! Aus dem Häusermeer streben die weißen schlanken Minaretts gen Himmel, und auch die Zypressen, hoch, still und aufrecht wie Könige, zeigen den Kindern der Erde den lichten Weg zum Paradiese. Ringsum steigen die Häuser an den Hügelabhängen empor gleich den Bankreihen eines Theaters, ein Riesenzirkus mit Zuschauerplätzen für mehr als eine Million Türken, und die Arena ist die blaue Wasserfläche des Bosporus.

Unbarmherzig trägt uns der Dampfer von dem bezaubernden Bilde fort. Der Florschleier der zunehmenden Entfernung macht alle Linien weicher, und wie ein nächtlicher Traum verschwindet schließlich die weiße Stadt hinter den ersten Landvorsprüngen. Nun wechsle ich meinen Platz und schaue nach vorwärts. Vielleicht ist es dort hinaus noch herrlicher! Die Meerenge gleicht einem Fluß zwischen steilen felsigen Ufern, aber in allen Talmündungen und wo immer sich ein Uferstreifen ausdehnt, erheben sich weiße Villen und Schlösser, Dörfer, Mauern und Ruinen, Gärten und Haine. Der Bosporus ist kaum 30 Kilometer lang und an einigen Stellen zwei, an anderen nur ein halbes Kilometer breit. Alte Platanen wölben

Digitized by Google

ihre Kronen über friſchen Wieſen, Lorbeerbäume, Kaſtanien, Walnußbäume und Eichen ſpenden tiefen Schatten. Weiße Möwen ſchweben über uns, und eine Schar Delphine begleitet uns im Kielwaſſer, auf den Küchenabfall wartend. Sie ſind dunkel, weich und blank, ihr Rücken glänzt wie Metall, und man ſieht ſie ſchon, wenn ſie noch mehrere Meter tief unter Waſſer ſind. Durch einen Ruck der Schwanzfloſſe ſchnellen ſie ſich empor, ſchießen wie Pfeile der Meeresgötter in anmutigem Bogen über die Wellen und, die ſpitze Schnauze abwärts gerichtet, tauchen ſie wieder in die Tiefe. Sie könnten uns überholen, wenn ſie wollten, aber ſie begnügen ſich damit, ſtundenlang unſerm Schiff zu folgen.

RUSSLAND
Don
Dnjestr
Dnjepr
Odessa
UNGARN
RUMÄNIEN
Pruth
Maßstab 1:15000000
0 50 100 200 300 km
Asowsches Meer
Krim
Kuban
Sewastopol
Str. v. Kertsch
Kaukasus
Donau
Constantza
BULGARIEN
Balkan
SCHWARZES MEER
Poti
Sinope
TÜRKEI
Konstantinopel
Bosporus
Skutari
Marmara M.
Dardanellen
Kisil
Irmak
Batum
Trapezund
KLEINASIEN

Das Schwarze Meer.

Links haben wir das europäiſche Ufer, rechts das aſiatiſche. Der Abſtand zwiſchen beiden iſt überall ſo gering, daß die Europäer das Bellen der aſiatiſchen Hunde hören können. Dort liegt Therapia mit den Sommervillen der Chriſten und den Paläſten der Geſandtſchaften, und die Altane der türkiſchen Kaffeehäuſer hängen unmittelbar über dem Waſſer. Weiter abwärts breitet ſich ein großes Dorf mit einer uralten Platane, deren ſieben Stämme „die ſieben Brüder" heißen. In ihrem Schatten lagerte, der Sage nach, Gottfried von

Digitized by Google

Bouillon mit seinen Kreuzfahrern, als er auszog, das Heilige Grab zu erobern und den Titel „König von Jerusalem" zu gewinnen.

Nun erweitert sich die Meerenge, und die Küsten beider Weltteile entfernen sich voneinander. Der offene Horizont des Schwarzen Meeres öffnet sich vor uns, und das Schiff beginnt zu stampfen. Rechts und links ragen Leuchttürme empor, und die Mündung der Meerenge wird von hochgelegenen Batterien beherrscht. Aber schon nach einer halben Stunde sehen wir kaum noch den Küsteneinschnitt, wo der Bosporus endet. Auf schaukelnden Meereswellen steuern wir geradeswegs nach Sewastopol, nahe am südlichsten Vorgebirge der Halbinsel Krim. Hier ist die russische Flottenstation, aber die Russen haben wenig Freude von ihr, denn die Türken bestimmen über die Durchfahrt nach dem Mittelmeer, und ohne Zustimmung der anderen Großmächte dürfen russische Kriegsschiffe das Schwarze Meer nicht verlassen. Dem friedlichen Schiffsverkehr aller Völker aber steht es unbeschränkt offen.

Das Schwarze Meer, das Kaspische Meer und die Ostsee sind beinahe gleich groß. Die größte Tiefe der letzteren, südlich von Landsort, ist nur 460 Meter, das Kaspische Meer hat schon 1100 Meter Tiefe, im Schwarzen Meer aber hat man bis 2250 Meter gelotet. Die Ostsee ist nur von europäischen Küsten umgeben, das Schwarze und das Kaspische Meer gehören zu Europa und zu Asien. Durch verschiedene Meerengen zwischen den dänischen Inseln steht die Ostsee mit dem Atlantischen Ozean in Verbindung; das Schwarze Meer hat nur einen Ausgang, den Bosporus, und das Kaspische gar keinen. Das Merkwürdige an diesem echten Binnensee ist, daß sein Spiegel 26 Meter unter dem des Schwarzen Meeres liegt! Alle drei Meere sind salzig, die Ostsee am wenigsten. Durch vier große Flüsse, Donau, Dnjestr, Dnjepr und Don, empfängt das Schwarze Meer viel Süßwasser, aber auf dem Grunde des Bosporus geht eine salzige Unterströmung in das Schwarze Meer hinein, während dieses eine weniger salzhaltige und daher leichtere Oberströmung zum Mittelmeer sendet. Im übrigen ist das Schwarze Meer nicht schwärzer als alle anderen, ebensowenig wie das Weiße Meer weiß, das Gelbe gelb oder das Rote rot ist, und sollte dir jemand die Geschichte von dem Kapitän erzählen, der vom Mittelmeer aus nach dem Roten

Digitized by Google

Meer segeln wollte, statt dessen aber in das Schwarze geriet, weil er farbenblind war, so kannst du ihn ruhig auslachen!

Nun ziehen wir unsere schwankende Straße weiter. Wir schauen in den Hafen Sewastopols hinein, ankern vor kaukasischen Städten draußen auf der offenen Reede, binden unsere Taue an Batums Kairingen fest und lassen dann, eine kleine Strecke von Kleinasiens Küste entfernt, zum letztenmal die Anker fallen. Stolz und hell, mit bewaldeten Bergen als Hintergrund, badet sich Trapezund im Licht der Mittagssonne. Kleine Ruderboote eilen vom Lande heran, Menschen und Waren zum Kai zu befördern. Die türkischen Ruderer brüllen wie besessen durcheinander, aber niemand hört auf sie. Jeder ist froh, endlich mit Sack und Pack glücklich an Land zu sein.

13. Von Trapezund nach Teheran.

Von Trapezund, das schon 700 Jahre vor Christi Geburt eine griechische Kolonie war, führt eine 1300 Kilometer lange Straße über Täbris nach Teheran, und seit unvordenklichen Zeiten ist der Handel Persiens auf dieser Straße zum Schwarzen Meere gegangen. Zwar führt jetzt manche dieser alten Handelsstraßen nur noch ein kümmerliches Dasein; moderne Verkehrsmittel haben die Karawanen überholt, und der Suëskanal und die kaukasischen Eisenbahnen haben auch jenem Handelswege starken Abbruch getan. Noch aber wandern viele und große Karawanen zwischen Trapezund und Täbris und weiter nach Teheran, denn die Straße ist gut; freilich können die Herbstregen sie aufgeweicht haben und auf den Hochplateaus in Türkisch-Armenien kann sie steinhart gefroren sein. Auch schnell geht die Reise nicht gerade, denn man muß 250 Kilometer lange Strecken mit einunddenselben Pferden zurücklegen.

Es war eine muntere Kavalkade, die damals im November 1905 rasselnd und knarrend auf der türkischen und persischen Landstraße dahinfuhr. Wärest du, lieber Leser, damals auf dieser Landstraße spazieren gegangen, du wärest sicher mit verwunderten Augen stehen geblieben und hättest gedacht: „Das ist ja eine schnurrige Gesellschaft! Die müssen noch eine weite Reise vor sich haben."

Die Statthalter von Trapezund und Erzerum waren so freundlich gewesen, mir sechs bewaffnete Reiter auf bockigen Pferden als

Digitized by Google

Sicherheitswache mitzugeben. Voran ritt ein türkischer Soldat auf einem Apfelschimmel; der Karabiner hängt ihm am Riemen auf dem Rücken, an der Seite baumelt sein Säbel, und auf dem Kopfe hat er einen roten Fes, der gegen Sonne und Wind noch mit einem weißen Tuche umwunden ist. Dann kommt mein mit drei Pferden bespannter Wagen. Der alte Schakir, der Kutscher, ist bereits mein guter Freund; er kocht mir das Essen und weckt mich. Ich selbst bin in einen Kaukasiermantel und den um die Ohren gelegten Baschlik eingehüllt und betrachte, in den Wagen zurückgelehnt, das Land ringsumher. Hinter mir reiten zwei Soldaten auf braunen Pferden in lebhaftester Unterhaltung; jedenfalls streiten sie darüber, ob sie ein gutes Trinkgeld erhalten werden. Dann kommen zwei plumpe Karren mit meinem ganzen Gepäck, die wieder ihre eigenen Kutscher und Knechte haben, und zuletzt die übrigen drei Reiter.

So ging es unter dem ewigen Gerassel der Räder und dem dumpfen Getrappel der Pferde täglich tiefer nach Asien hinein. Bald war der blaue Horizont des Schwarzen Meeres hinter den kurzen und steilen Windungen eines Bergpasses verschwunden, und die Straße schlängelt sich ebenso reich an Kurven auf den Grund eines Tales hinunter. Immerfort bergauf und bergab, bis wir auf dem ebneren Plateau Armeniens angelangt sind.

Dort wird alles anders. Während der ersten Reisetage von der Küste aus umgab uns noch eine herrliche, beständig wechselnde Landschaft, bald Nadelholzwald, bald rauschender Laubwald mit gelbgewordenen Blättern, und in tiefen Abgründen schäumten blaugrüne Flüsse. Reihen freundlicher Dörfer und einzelner Gehöfte zeigten sich, und die Türken saßen gemächlich in ihren Läden und Kaffeehäusern. Pferde-, Esel- und Ochsenkarawanen brachten Heu, Obst und Ziegelsteine von einem Dorf ins andere. Am Tage war es angenehm warm und die Nächte waren mild. Hier oben aber auf dem Plateau liegen die Dörfer weit voneinander entfernt, und die Häuser sind niedrige Hütten aus Stein oder an der Sonne getrockneten Ziegeln. Die türkische Bevölkerung ist mit Armeniern gemischt, der Verkehr nimmt ab und die Straße wird schlechter. Die Luft ist kühl und nachts haben wir mehrere Grad Kälte.

Hinter Erzerum, wo sich die Kirchen der christlichen Armenier

Digitized by Google

neben den Moscheen der Türken erheben, fahre ich wie auf einem platten Dach, das sich nach drei Seiten hin ein wenig gesenkt und an jeder Seite eine Dachrinne hat, die jede in ihre eigene Regenwassertonne ausläuft. Diese Tonnen sind auch dann groß genug, wenn es auf dem steinigen Dach, das sich zwischen Kaukasien, Kleinasien und Mesopotamien erhebt, noch so heftig regnen sollte, denn sie sind das Schwarze Meer, das Kaspische Meer und der Persische Golf, und die Dachrinnen sind natürlich Flüsse, von denen der größte Euphrat heißt. Ist es nicht großartig, daß jeder seine eigene Tonne hat?

Mittlerweile ist der Weg recht schlecht geworden. Es hat im Herbst geregnet, und jetzt im Frostwetter ist der Straßenschlamm mit den tief eingeschnittenen Geleisen steinhart. Mein Wagen schaukelt und stößt mich hin und her, und als wir in dem Dorf anlangen, wo wir übernachten müssen, bin ich wie gerädert. Schakir setzt Teewasser auf und kocht mir Eier, und nach dem Abendessen hülle ich mich in meinen Mantel und schlafe ein.

Es ist noch stockfinster, als Schakir mich wieder weckt, und ebenso dunkel, als ich beim Laternenschein in den Wagen steige. Weiter und weiter geht es. Da kommen seltsame Töne über die nächtliche Ebene. Der Klang wird stärker und kommt näher, und schwarze Schatten ziehen unhörbaren Schrittes an mir vorüber. Die Gespenster sind Kamele, die Teppiche, Baumwolle und Früchte aus Persien tragen. Es sind mehr als dreihundert, und es dauert geraume Zeit, ehe der Weg wieder frei wird. Und die ganze Zeit über tönt bald dumpf und feierlich, bald hell und klar das Spiel der Glocken. So hat es seit vielen tausend Jahren auf den Karawanenstraßen geklungen. Es ist damit wie mit dem Rauschen der Wellen des Euphrat und des Tigris. Mächtige Reiche haben an ihren Ufern geblüht und gingen unter, ganze Völker sind ausgestorben und von Babylon und Ninive stehen nur noch Trümmer. Aber das Rauschen der beiden Flüsse blieb dasselbe. Auch die Karawanenglocken klingen noch genau so wie in den Tagen, da Alexander der Große das mazedonische Heer über den Euphrat und den Tigris führte, oder vor 620 Jahren der Kaufmann von Venedig, Marco Polo, diese selbe Straße zwischen Trapezund und Täbris fuhr. Auf den Schallwellen der Glocken kommt die älteste Vorzeit zurück; sie erinnern

Digitized by Google

an Heereszüge und Handel, an Hochzeiten und Begräbnisse, an lodernde Lagerfeuer und graue, vom Mondschein überflutete Karawanserein, und man denkt an die stille Wüste dahinten im Osten, das Heim der Schakale und Hyänen. Die Glocken liefern die Musik zu einem unendlichen Totentanz. Alles ist eitel, alles verweht mit dem Winde. Nur die Glocken verklingen nie. Wenn die Kamele tot zusammenbrechen, werden die Glocken von neuen Kamelen getragen. Die toten werden zum Fraß der Hyänen; auch diese wissen, was der Klang zu bedeuten hat.

Aber schwebt da nicht ein Morgenwölkchen einsam über den grauen Bergen? Weit gefehlt! Wenn die Sonne aufgeht, siehst du deutlich, daß das weiße Dreieck ein regelmäßiger Kegel ist wie das Dach einer armenischen Kirche. Es ist die weiße Schneezipfelmütze des Ararat, auf dem die Arche Noah stehen blieb, als die großen Wassermassen sich verlaufen hatten. Er ist 5156 Meter hoch, daher der ewige Schnee auf seinem Scheitel.

Nun sind wir bald an der Grenze, wo kurdische Räuber das Land unsicher machen. Auf dem persischen Gebiet droht keine Gefahr, aber hier, weit im Nordwesten, wohnen Tataren, und die Hauptstadt ihrer Provinz ist Täbris, ehemals der Hauptstapelplatz des ganzen nordpersischen Handels mit Europa. Die Schellen meiner Pferde hallen so traulich zwischen den grauen Lehmhäusern und Gartenmauern dieser großen Stadt wider, und ihre Basare bilden ein Netz von Irrgängen. Zwar ist jetzt von dem ehemaligen Handelsverkehr nur mehr ein Fünftel übriggeblieben, aber das Leben in Täbris ist wohl noch ebenso bunt wie damals. Mancher Karawanenführer hat fast sein ganzes Leben auf dieser Strecke zwischen Täbris und Trapezund zugebracht und, so oft er auch des Weges zog, auf der Nordseite der Straße den Ararat wie ein für die Ewigkeit verankertes Schiff mit aufgezogenem Hauptsegel liegen sehen. Und er weiß, daß der Ararat eine riesenhafte Grenzpyramide ist, die den Punkt bezeichnet, wo Rußland, die Türkei und Persien aneinanderstoßen.

Als ich das letzte Mal auf der Straße von Trapezund nach Teheran fuhr, legte ich die 1300 Kilometer in einem Monat zurück, und am 13. Dezember 1905 fuhr ich in Teheran ein. Von hier bis Indien ist noch ein Weg von 2400 Kilometern, und dieser Weg führt fast ganz durch Wüsten, die nur Kamele durchziehen können. Ich kaufte

Digitized by Google

daher vierzehn prächtige Kamele und nahm sechs Perser und einen Tataren in meinen Dienst. Die Ausrüstung einer Karawane, die nicht der Spur der anderen folgen, sondern ihre eigenen Wege gehen will, kostet Zeit und Geduld, und während nun meine Leute Proviant und alles Notwendige kaufen, packen und verstauen, kann ich die Zeit nicht besser benutzen, als indem ich erzähle, wie es vor Jahr und Tag auf meiner ersten Reise nach Teheran zuging. Setzt euch daher im Schatten der Platane nieder und hört mir zu!

14. Meine erste Reise nach Baku.

Am 15. August 1885 war ich mit dem Dampfer nach Petersburg gefahren. Hier steigt man in den Eisenbahnzug, der südostwärts über Moskau geht, und vier ganze Tage lang sitzt man ruhig in seinem Kupee und läßt den Blick über die endlosen russischen Steppen hinschweifen. Stunde um Stunde rollt der Zug dahin, er qualmt aus dem Schornstein, er keucht und stöhnt über all die schweren Wagen, die seine Lokomotive schleppen muß. Schrilles Pfeifen durchschneidet die Luft, wenn eine Bahnstation kommt, und ebenso gellend läutet die Glocke ein-, zwei- und dreimal, wenn die Wagen wieder auf das ebene Land hinausgleiten. In sausender Fahrt eilen wir an unzähligen Dörfern vorüber, in deren Mitte gewöhnlich eine weißgetünchte Kirche ihre zwiebelförmigen, grüngedeckten Türme emporreckt. Landgüter und Straßen, Flüsse und Bäche, fruchtbare Felder und Heumieten, Windmühlen mit sich drehenden Flügeln, Karren und Wanderer, alles verschwindet hinter uns, und viermal hüllen Dämmerung und Nacht das gewaltige Rußland in ihre dunkeln Schleier.

Endlich tauchen die himmelhohen Berge des Kaukasus wie eine hellblaue Wand vor uns auf. Die ganze Bergkette schwebt noch fast in der Luft; kaum läßt sich glauben, daß man schon am nächsten Tag seine Täler hinauffahren soll und über die Höhen hinweg, deren Gipfel sich bis über 5000 Meter erheben! Die Entfernung ist noch groß, aber mitten in dem Blau glänzt schon der silberweiße Kegel des Kasbek, eines der höchsten Berge des Kaukasus.

Endlich sind wir an der Endstation der Eisenbahn angelangt. Die Straße über das Hochgebirge ist 200 Kilometer lang. Meine

Digitized by Google

Reisegesellschaft mietet einen Wagen, und auf jeder Poststation werden die Pferde gewechselt. Ich, der neue Hauslehrer, muß auf dem Bock sitzen. Eiligst geht es vorwärts, die Pferde berühren fast mit dem Bauche den Boden, so strecken sie die Beine, und an den Wegbiegungen heißt es sich festhalten, um nicht herab- und in einen Abgrund geschleudert zu werden. Welch ein Genuß für mich! Ich war ja zum erstenmal in meinem Leben in der Fremde!

Unaufhörlich begegnen uns Landleute mit Eseln oder Hirten mit Schaf- und Ziegenherden. Dort kommen kaukasische Reiter in schwarzen Schafpelzen, bis an die Zähne bewaffnet, hier die Postkutsche, mit Reisenden vollgepfropft; da wieder ein Heuwagen, den Ochsen oder graue Büffel ziehen.

Je höher wir dringen, desto schöner und wilder wird das Gebirge. Manchmal ist der Weg in die senkrechte Felswand eingesprengt; dann hängen schwere Felsmassen wie ein gewölbtes Dach über uns. Auf gefährlichen, steilen Abhängen, wo im Frühling Lawinen die Straße bedrohen, läuft sie durch gemauerte Tunnel, die die Lawine überspringt, wenn sie in sausender Geschwindigkeit den Berg hinabstürzt.

Nun ist der höchste Punkt der Straße erreicht, und Hals über Kopf geht es wieder abwärts. Nach achtundzwanzigstündiger Fahrt sind wir in Tiflis, der größten Stadt in Kaukasien, und einer der seltsamsten Städte, die ich je gesehen. Wie aneinandergeklebte Schwalbennester hängen die Häuser an den steilen Ufern des Kuraflusses, und auf den engen, schmutzigen Straßen wimmelt ein buntes Gemisch der fünfzig verschiedenen Völkerschaften, die Kaukasien bewohnen.

War die Straße über das Gebirge von hinreißender Schönheit, so kann man sich kaum ein öderes Land denken, als die Ebene, die wir, nun wieder auf der Eisenbahn, zwischen Tiflis und Baku durchqueren: unendlich weite Steppen und Wüsteneien, öde und graugelb; nur selten zeigt sich ein Zug langsam einherschreitender Kamele. Als wir uns dem Meere näherten, erhob sich ein heftiger Sturm. Der Staub wirbelte in Wolken auf und drang durch alle Ritzen in das Kupee hinein, die Luft war dick, schwer und erstickend heiß, draußen sah man nichts als einen grauen, undurchdringlichen Nebeldunst. Und das Schlimmste von allem: der Sturm kam von der Seite, und schließlich war die Lokomotive nicht mehr imstande, die Wagen vor-

Digitized by Google

wärtszubringen. Zweimal mußten wir halten, und bei einer Steigung der Bahn rollte der Zug ſogar eine Strecke wieder zurück.

Trotz alledem erreichten wir endlich die Küſte des Kaſpiſchen Meeres, deſſen klare, grüne Wellen ſich haushoch erhoben und gegen das Ufer donnerten, und eines Abends langten wir in Baku an. 15 Kilometer weiter liegt Balakhani, das für ſieben Monate zu meinem freiwilligen Verbannungsort beſtimmt war.

Denn hier ſollte ich einen Knaben unterrichten, der dieſelbe Schule beſucht hatte, an der ich wenige Wochen vorher mein Abiturientenexamen beſtanden. Ich erhielt freie Station und ſechshundert Kronen Gehalt! Wir ſtudierten tapfer und fochten viel, faulenzten aber noch mehr. Was konnte man auch von einem Schüler verlangen, wenn der Lehrer weit lieber zu Pferde die Dörfer der Tataren ringsum aufſuchte, als dem Schüler die Aufgaben überhörte! Kurz, es war eine Prüfungszeit für uns beide, und wir betrachteten einander auch als Unglückskameraden. Meine Gedanken waren ganz anderswo, als bei ſchwediſcher Geſchichte, franzöſiſchen Verben uſw., und doch — bei der Rückkehr nach Stockholm beſtand mein Zögling ſein Examen! Der Schuldirektor war wohl ein ſehr nachſichtiger Herr!

Bergſtraße im Kaukaſus.

Ich erinnere mich jener Zeit noch ſo genau, als ſei es erſt geſtern

gewesen. Hoffnungslos quälte ich mich mit der russischen Grammatik, machte aber große Fortschritte im Persischen und lernte ohne alle Mühe tatarisch sprechen. Dabei brütete ich über dem Plan einer großen Reise nach Persien. Woher das Geld dazu kommen sollte, war mir freilich dunkel, denn ich besaß nur geringes Vermögen. Aber durch Persien mußte ich ziehen, und sollte ich mich als Tagelöhner verdingen und anderer Leute Esel über die Landstraßen treiben; das wußte ich!

Das Klima in Baku und Balakhani ist nicht das beste, der Sommer glutheiß und der Winter bitterkalt. Die Nordwinde fahren vom Meere aus über die Küste hin, und rheumatische Erkrankungen sind sehr häufig. Auch ich bekam einen gehörigen Gelenkrheumatismus, der mich einen Monat hindurch ans Bett fesselte. Ich war so krank, daß meine Mutter mir schon nachreisen wollte. Meine Knie schwollen an und schmerzten entsetzlich. Tag und Nacht wachte ein Arzt an meinem Bett und tat alles, um meine Schmerzen zu lindern. Dieser Arzt war ein alter polnischer Jude. Durch meine nächtlichen Fieberträume hindurch sah ich ihn im Zimmer umhergehen, still und schweigend, armselig gekleidet, ein Bild der Treue und Ergebenheit. Und als er seine Aufgabe beendet hatte, weigerte er sich, eine Entschädigung für seine Mühe anzunehmen! Ich solle das Geld lieber den Armen geben, meinte er. Noch heute steht der Alte deutlich vor mir mit seinem gefurchten Antlitz, seiner großen krummen Nase und den lang herabbaumelnden Schraubenzieherlocken an den Ohren; ich sehe noch seinen langen Rock, der einst schwarz gewesen, nun aber an den Nähten grün geworden und voller Mottenlöcher war. Jetzt ist er, glaube ich, tot, mein alter Jude, aber er gehört zu denen, die ich nie vergessen werde!

15. Das Nobelwerk in Balakhani.

Wer hat nicht schon von den Nobelpreisen gehört, die alljährlich an die hervorragendsten Vertreter der Wissenschaft, Kunst und Literatur verteilt werden? Sie tragen ihren Namen nach dem Erfinder des Dynamits, Alfred Nobel, der sein gesamtes großes Vermögen der Wissenschaft stiftete und durch diese hochsinnige Tat sich und seinem schwedischen Vaterland ein ehrenvolles Denkmal gesetzt hat.

Alfred Nobel hatte zwei Brüder, Ludwig und Robert. Robert

Digitized by Google

besuchte auf einer Reise durch Baku die merkwürdige Stelle bei Balakhani, wo sich Naphtha, aus dem das Petroleum hergestellt wird, in großen natürlichen Bassins im Erdinnern findet, und Russen, Armenier und Tataren damals das wertvolle Öl mit unzulänglichen Hilfsmitteln zu bergen suchten. Im Jahre 1874 kauften die Brüder große Landstrecken bei Balakhani und begannen nun auf moderne Weise das Bohren auf Naphtha.

Die Eingeborenen merkten bald, mit welch gefährlichen Rivalen sie es zu tun hatten. Die langen Röhrenleitungen, durch die man das Naphtha nach der „schwarzen Stadt" hinpumpte, wurden aufgerissen, und Diebstähle, Brandstiftungen und Mord sollten die Fremden aus dem Lande scheuchen! Aber die tapferen Schweden ließen sich nicht schrecken und verdoppelten nur ihre Bemühungen und ihre Wachsamkeit. Auf eigens gebauten Eisenbahnen, Dampfern und Kamelkarawanen wurde das gereinigte Öl in die ganze Welt hinaus versandt, und die Naphthaquellen der Gebrüder Nobel verbreiteten neues Licht über Westasien und Europa.

Um zu den tiefen Höhlungen zu gelangen, wo das Naphtha in Erdschichten eingebettet liegt, baut man einen 15—20 Meter hohen Turm aus Holz. Darin hängt ein gewaltiger Meißel, und eine Dampfmaschine bewegt ihn ununterbrochen auf- und abwärts; dadurch frißt sich der Meißel immer tiefer in die Erde hinein. Dann wird in das Brunnenloch ein eisernes Rohr von knapp einem Meter Durchschnitt hineingepreßt. Kann es nicht weiter dringen, dann wird das Bohren mit einem kleineren Meißel fortgesetzt, und ein engeres Rohr durch das erste hinabgepreßt. So geht es immer tiefer, bis das Naphthalager erreicht ist.

Oft wird aber auch das Naphtha durch den Druck der Gase im Innern der Erde von selbst in die Brunnenröhren hinaufgepreßt, und wir pflegten uns auf Spaziergängen in Balakhani manchmal diese merkwürdigen „Wasserkünste" zu betrachten. Mit mächtigem Getöse dringt ein dicker, grünlich brauner Strahl aus der Erde heraus durch den Bohrturm in die Luft; man sieht die wohl 60 Meter hohe Fontäne schon aus weiter Ferne. Das niederrieselnde Öl wird in ringsum gegrabenen Teichen aufgefangen. Bei starkem Wind zerstäubt der Strahl, und ein feiner dunkler Sprühregen senkt sich wie

Digitized by Google

ein Schleier auf die Erde nieder. In Balakhani kann man kaum aus einer Tür treten, ohne ſich die Kleider mit Öl zu beſchmieren, und ſchon in zwei Meilen Entfernung riecht es nach Petroleum. Kein Grashalm wächſt in dieſer Gegend, nur ein Wald von Bohrtürmen.

Im Jahre 1910 belief ſich die Zahl der Türme auf 4094, von denen 2600 tätig waren. Sie ergaben im vorigen Jahre 8 Milliarden Kilogramm Rohnaphtha, und ein Siebentel davon kam aus den Nobelſchen Bohrlöchern, von denen einige in 24 Stunden mehr als 300000 Kilogramm heraufpumpen oder 20 Millionen Kilogramm liefern, wenn das Öl von ſelbſt aus der Erde hervorſprüht. Das tiefſte der Nobelſchen Bohrlöcher geht 860 Meter in die Erde hinein. Der Wert des Naphthas beträgt an Ort und Stelle jetzt ungefähr $2^{1}/_{4}$ Pfennig pro Kilogramm. Bei Baku gibt es 176 Aktiengeſellſchaften; die Nobels iſt die größte unter ihnen und beſtimmt die Preiſe.

Brand eines Naphthabohrturms.

Ein Beamter Nobels ließ ſich einmal in ſolch ein Bohrloch hinunter, ehe die Röhren eingeſenkt waren; er wollte ſich die durch-

Digitized by Google

bohrten Erdschichten aus der Nähe ansehen und befestigte sich dazu eine Sicherheitslaterne vor der Brust. Der Raum war so eng, daß er die Arme senkrecht über dem Kopf halten und an dem Tau, das ihn hinunterließ, festbinden lassen mußte. Als er das Signal zum Hinaufwinden gab und wieder ans Tageslicht kam, war er von den eingeströmten Gasen fast bewußtlos. Solch ein Ausflug in das Erdinnere erfordert großen Mut; wie leicht hätte sich das Loch durch Nachrutschen der Erdmassen verstopfen können! —

Es war im Februar 1886, als wir eines Abends vor unserem Hause den unheimlichen Ruf „Feuer, Feuer!" hörten. Schon der bloße Gedanke an Feuer erweckt in dieser mit Petroleum durchtränkten Gegend Entsetzen. Wir eilten auf den Hof hinaus. Ein zauberhaftes weißes Licht erhellte die ganze Gegend, und die Bohrtürme standen wie schwarze Gespenster auf diesem Hintergrund. Je näher wir kamen, desto wärmer wurde es; blendend weiße Flammen züngelten regellos durch die Luft, und schwarze Rauchwolken wölbten sich über uns. Ein Bohrturm stand in Flammen, und neben ihm brannte ein kleiner Naphthasee. Ein Tatar, der sich ein Instrument holen wollte, hatte seine Laterne fallen lassen und war kaum mit dem Leben davongekommen, denn der ölgetränkte Turm fing sofort Feuer.

Jeder Versuch, solch ein Feuer zu bekämpfen, ist aussichtslos. Zwar war Nobels Feuerwehr gekommen, und alle Spritzen arbeiteten; aber die Wasserstrahlen verwandelten sich schon in Dampf, ehe sie den brennenden Spiegel des Naphthasees erreichten. Die Hauptaufgabe ist, das Feuer auf einen bestimmten Herd zu beschränken, und dann läßt man es brennen und sieden, bis an der Brandstätte kein Tropfen Naphtha mehr übrig ist.

16. Quer durch Persien.

Von Baku aus begab ich mich nach Ablauf meiner Hauslehrerzeit wirklich am 6. April 1886 auf meine erste Reise durch Persien. Ich hatte einen Reisegefährten, den jungen Tataren Baki Khanoff, annähernd 700 Mark Reisegeld, zweimal Unterzeug und zwei Anzüge zum Wechseln, eine warme Joppe und eine Friesdecke. Was ich nicht auf dem Leibe trug, war in eine tatarische Reisetasche gepackt, und in einer kleinen ledernen Umhängetasche führte

Digitized by Google

ich einen Revolver, ein Zeichenbuch, ein Notizbuch und zwei persische Landkarten mit. Baki Khanoff war ausstaffiert mit einem großen Mantel, einer mit Silber beschlagenen Flinte und einem Dolch. Unser Geld hatten wir, jeder die Hälfte, in unsere Gürtel eingenäht, die wir um den Leib trugen. Zu einer Reise, die hin und her durch Persien 3000 Kilometer betrug, war unsere Ausrüstung also recht dürftig; aber ich dachte: es wird schon gehen!

Zwei Nächte und einen Tag zwang uns ein heftiger Sturm, an Bord auf dem Kaspischen Meer zu warten, bis unser Schiff uns zur persischen Küste hinüberbringen konnte. Sobald wir an Land kamen, umringte uns ein Schwarm Perser, die alle laut und lebhaft die vortrefflichen Eigenschaften ihrer Pferde anpriesen. Nach schneller Musterung entschieden wir uns für zwei kleine gutgenährte Rosse, schnallten unser Gepäck hinten auf dem Sattel fest und ritten bald, begleitet von dem Besitzer der Pferde, durch dunkle Wälder und duftende Olivenhaine aufwärts dem Elbursgebirge zu.

Eine Nacht schliefen wir droben auf der Höhe in einem Dörfchen namens Karsan. Als wir am nächsten Morgen aufbrachen, schneite es heftig und hatte auch die ganze Nacht hindurch so dicht geschneit, daß Land und Straßen unter hohen Schneewehen verborgen lagen. Soweit es unsere Verhältnisse gestatteten, zogen wir uns warm an und ritten weiter. Lautlos fiel der Schnee in großen, schwebenden Flocken, unten im Tale taute er auf unsern Kleidern, aber oben auf den windigen Höhen gefror er wieder, und bald waren wir auf der Windseite mit dickem Eis gepanzert. Schließlich waren wir im Sattel geradezu festgefroren, die Hände verloren das Gefühl, der Zügel blieb auf dem Hals des Pferdes liegen, und die Augen schmerzten vom Schneegestöber. Als ich so steif war, daß mir in Armen und Beinen jede Empfindung erstorben war, glitt ich aus dem Sattel und trabte nun zu Fuß, durfte aber den Schwanz des Pferdes nicht aus der Hand lassen, um mich nicht in dem blendenden Schneetreiben zu verirren.

Lange ging das so nicht weiter, und wir beschlossen daher, im ersten Dorf am Wege einzukehren. Bald tauchten auch einige elende Hütten vor uns auf. Vor der einen banden wir die Pferde an, klopften uns den Schnee ab und traten in ein dunkles, niedriges

Digitized by Google

Gemach mit Lehmfußboden. Gleichzeitig mit uns waren noch einige andere Wanderer angelangt, und nun bildeten wir um ein großes Feuer herum einen dichten Kreis. Es war zwar verzweifelt eng und feucht hier, und es wimmelte von Ungeziefer, aber es war doch prächtig, ſich wieder am Feuer trocknen und wärmen zu können, und als Baki Khanoff Tee und Eier gekocht und Brot und Salz beſchafft hatte, wurde es ordentlich gemütlich. Wir waren vier Tataren, zwei Perſer und ein Schwede, und dieſe ſieben Mann mußten ſich über Nacht in dem engen Raum, ſo gut es ging, einſchachteln. Als das Feuer erloſchen war, machte die erſtickende Hitze einer feuchten Kälte Platz. Aber wenn man einundzwanzig Jahre alt iſt, macht man ſich aus ſo etwas nichts.

SCHWARZ. M.
Batum
Trapezunt
RUSSLAND
Kaukasus
Tiflis
Kura
Baku
Armenien
Erzerum
Ararat
Dschulfa
Wan-S.
Täbris
Urmia-See
KASPISCHES M.
Ostl. L. 55° v. Greenw.
Transkaspisches Gebiet
Krasnowodsk
Kara-kum
CHIWA
BUCHARA
Merw
TÜRK. REICH
Mesopotamien
Ninive
Tigris
Euphrat
Elburs-Geb.
Teheran
Choraſſan
Turut
Herat
Kuschk
AFGHANISTAN
Hamadan
PERSIEN
Kewir
Kirmanschah
Kaschan
Tebbes
Kuhrud
Bagdad
Kerbela
Babylon
Syrische Wüste
Ispahan
Jesd
Hamun
Seistan
ARABIEN
Gr. Nefud
Persepolis
Kirman
Niris-S.
Schiras
Buschehr
PERSISCHER GOLF
Bender Abbas
BELUTSCHISTAN
L. Bahrein
Golf von Oman
INDISCH-ARAB. MEER
Medina
Mekka
Maßstab 1:25000000
100 200 300 400 500 km
40°
35°
30°
25°
45°
50°
55°
65°

Perſien.

taren, zwei Perſer und ein Schwede, und dieſe ſieben Mann mußten ſich über Nacht in dem engen Raum, ſo gut es ging, einſchachteln. Als das Feuer erloſchen war, machte die erſtickende Hitze einer feuchten Kälte Platz. Aber wenn man einundzwanzig Jahre alt iſt, macht man ſich aus ſo etwas nichts.

Wohl und munter kamen wir ſchließlich in Teheran, Perſiens Hauptſtadt, an. Hier war es ſchon frühlingswarm und ſchön, und ich wohnte einige Tage als Gaſt bei einem Landsmann, einem

Digitized by Google

Dr. Hybennet. Als ich aber nach Süden weiter wollte, mußte ich allein reisen, denn Baki Khanoff war am Fieber erkrankt und kehrte nach Baku zurück.

Schon die Reise nach Teheran war ziemlich kostspielig gewesen; aber mein guter Landsmann hatte meiner Kasse aufgeholfen, und ich trug 640 Mark in meinem Gürtel, als ich am 27. April weiterritt. Der Weg führte von Station zu Station, wo man die Pferde wechselt, auch die Nacht über bleiben und für eine Silbermünze Eier und Brot, ein Huhn, Melonen und Weintrauben kaufen kann. Von jeder Station bis zur nächsten kommt ein Begleiter mit, der sich aber oft selbst das bessere Pferd nimmt und dem Reisenden das schlechtere gibt.

So ging es auch mir auf dem Wege zwischen Kaschan und dem Gebirgsdorf Kuhrud. Als ich hinter den Kniff kam, tauschte ich mein Pferd gegen das des Begleiters, und dieser blieb nun nach mehrstündigem Ritt hinter mir zurück, weil sein armer Gaul nicht weiter konnte. Vier Stunden lang ritt ich in völliger Dunkelheit auf schmalen Pfaden; ich hatte mich offenbar verirrt, und müde und schläfrig wollte ich gerade absteigen, das Pferd an einen Baum binden und mich für die Nacht in meine Friesdecke wickeln, als ich in der Ferne ein Licht leuchten sah. „Aha! Das ist das Kuhruder Posthaus!“ dachte ich, aber als ich näher kam, war es ein Licht in einem Nomadenzelt. Ich ritt heran und rief. Niemand antwortete, aber an dem Schatten auf dem Zelttuch sah ich, daß das Zelt bewohnt war. Als ich nochmals vergeblich gerufen hatte, stieg ich ab, öffnete mit einem Ruck die Zelttür und fragte nach dem Weg nach Kuhrud.

„Kann man denn mitten in der Nacht nicht in Ruhe schlafen?“ ertönte drinnen eine Stimme.

„Ich bin ein Europäer, und Sie müssen mir den Weg zeigen“, erwiderte ich in barschem Ton.

Nun kam ein älterer Mann heraus; er sagte kein Wort, aber ich verstand, daß ich ihm, mein Pferd am Zügel führend, folgen sollte. Er schlängelte sich in der Dunkelheit zwischen den Büschen hindurch, und als er mich zu einem fußtiefen Bach, den auf beiden Seiten dichter Olivenwald umgab, hinuntergeführt hatte, zeigte er mit dem Finger nach den Bergen hinauf und verschwand stumm wie

Digitized by Google

ein Fisch in der Dunkelheit. Nun stieg ich wieder auf und überließ dem Pferd die Führung, und nach zwei Stunden hielt es auch richtig vor dem Stationshaus. Ich war fünfzehn volle Stunden im Sattel gewesen, und das Abendessen schmeckte mir heute besser als sonst. Dann aber streckte ich mich der Länge nach auf dem steinernen Fußboden aus, nahm den Sattel als Kopfkissen und deckte mich mit der Friesdecke zu; ein anderes Bett habe ich mir während der ganzen Reise nie leisten können!

So gelangte ich schließlich nach Ispahan, wo viele Baudenkmäler an die entschwundene Größe dieser ehemaligen Hauptstadt Persiens erinnern. Von da ging es weiter südwärts nach Persepolis, der berühmten Stadt des Altertums, wo die großen Perserkönige Xerxes und Darius ihre Paläste hatten. Jetzt weiden nur arme Hirten ihre Schafe in dieser Gegend, aber von den Palästen stehen noch viele prachtvolle Säulen, die den 2400 Jahren, die über sie hingingen, Trotz geboten haben. Nicht weit von Persepolis liegt Schiras mit seinen Rosengärten, Lustschlössern, Springbrunnen und Kanälen. Es verdankt seinen Ruhm Persiens unsterblichen Dichtern, die in seinen Mauern ihre schönsten Lieder sangen.

Auf dem Kirchhof in Schiras liegt ein Schwede, Dr. Fagergren, begraben; er starb vor mehr als dreißig Jahren und hatte dreißig Jahre in dieser Stadt gelebt. Eines Tages klopfte an seine Tür ein Derwisch, ein Bettelmönch, und erklärte: „Mich schickt der oberste Priester in Bagdad, um dich zu bekehren." Der Doktor gab ihm ein Geldstück, um ihn loszuwerden, aber der in Lumpen gehüllte Mönch ließ sich nicht abspeisen. Nun fragte ihn Dr. Fagergren, ob er ihm einen Beweis für die wundertätige Macht des obersten Priesters geben könne.

„Ja," antwortete der Mönch, „du bist ein Europäer, und ich werde mit dir sprechen, in welcher Sprache du willst."

„Nun, dann sprich bitte einmal schwedisch," rief der Doktor aus, und zu seinem höchsten Erstaunen sagte der Bettler in volltönendem Schwedisch einen Gesang aus Tegnérs Fridthiofssaga her! Der vermeintliche Bettelmönch war nämlich der ungarische Professor Vámbéry, der damals verkleidet durch Persien reiste, um ungehinderten Zutritt zu den Heiligtümern zu erhalten!

Digitized by Google

Je mehr ich mich nun der Küste des Persischen Golfs näherte, um so heißer wurde es, und eines Tages hatte ich in meinem Schlafzimmer 39 Grad Celsius. Man reist deshalb während der Nacht. Da ich schnell zu reiten pflegte, konnte auf der letzten Strecke der alte Stallknecht nicht mehr mit; ich ritt also die ganze Nacht allein weiter, den Revolver bei der Hand, falls sich Räuber zeigen sollten. Aber froh war ich doch, als die Sonne aufging und die spiegelblanke Wasserfläche des Persischen Golfs beleuchtete. Bei einer Hitze von 45 Grad, wie ich sie weder vorher noch nachher je kennen lernte, langte ich in der Küstenstadt Buschehr an. In neunundzwanzig Reisetagen hatte ich 1500 Kilometer zu Pferde zurückgelegt.

Der Persische Golf, eine Meeresbucht des Indischen Ozeans, trennt Persien und Arabien voneinander. Arabien ist eine längliche Halbinsel zwischen dem Persischen Golf und dem Roten Meer; im Nordwesten wird es vom Mittelmeer und im Südosten vom Indischen Ozean bespült. Aber diese Halbinsel ist so groß wie ein Drittel Europas! Der größte Teil des Küstenlandes ist dem türkischen Sultan untertan, aber das wilde, kriegerische Hirtenvolk im Innern, die Beduinen, sind so gut wie unabhängig. Nur wenige Teile Arabiens sind bewohnt; ungeheure Strecken sind öde Sandwüsten, in die noch kein Europäer seinen Fuß gesetzt hat. Nahe der Küste des Roten Meeres liegen zwei arabische Städte, die allen Mohammedanern so heilig sind, wie Jerusalem und Rom den Christen. Sie heißen Mekka und Medina. In Mekka wurde im Jahre 570 nach Christi Geburt der Prophet Mohammed geboren; in Medina starb er im Jahre 632, und hier liegt er begraben. Er ist der Stifter des Mohammedanismus, und seit er den Arabern den Islam predigte, hat sich diese seine Religion so stark über die Alte Welt verbreitet, daß sie jetzt mehr als zweihundert Millionen Bekenner hat! Eine Wallfahrt nach Mekka ist der Herzenswunsch aller Anhänger Mohammeds; wer einmal dort war, kann ruhig sterben, und im Leben trägt er den Ehrentitel Hadschi. Aus Afrika und dem innersten Asien pilgern alljährlich Unzählige zu diesen heiligen Städten.

An der arabischen Küste im Persischen Golf liegt die weltberühmte Insel Bahrein, deren Perlenfischerei im Sommer und Herbst ihren englischen Besitzern über elf Millionen Mark Jahresertrag bringt.

Digitized by Google

Etwa 5000 Boote mit 30000 Mann Besatzung sind dann auf dem Meere. Jeder Bootsbesitzer stellt einige Taucher an. Solch ein Taucher geht selten in eine größere Tiefe als zwölf bis dreizehn Meter hinunter und bleibt höchstens fünfzig Sekunden unter Wasser. Er hat Wachs in den Ohren, ein Klemmer kneift ihm die Nase zu, und mit einem Stein an den Füßen und einem Strick um den Leib springt er über Bord und verschwindet in der Tiefe. Auf dem Meeresgrund angekommen, sammelt er in einem Korb, den er sich vor den Leib gebunden hat, so viel Muscheln, als er in der Schnelle erraffen kann, und auf ein Zeichen wird er wieder an die Oberfläche gezogen. Hier öffnet der Bootsbesitzer die Muscheln, nimmt die kostbaren Perlen heraus, die nach Größe und Art sehr verschiedenen Wert haben, und verkauft sie nach den indischen Märkten. —

An Arabien grenzt im Nordosten Mesopotamien, das vom Euphrat und Tigris durchströmt wird. Dorthin brachte mich von Buschehr aus ein englischer Dampfer, und auf den trüben Fluten des Tigris fuhr ich stromaufwärts. Vom Deck aus sah man die kupferbraunen, halbnackten Araber auf prachtvollen Pferden sattellos daherreiten. Sie weiden ihre Schafherden auf den Steppen und tragen lange Lanzen. Manchmal überfluteten ganze Wolken grüner Heuschrecken den Dampfer, und man konnte ihnen nur durch schleunige Flucht in die Kabine entgehen; um den Schornstein herum lagen sie verbrannt und betäubt in riesigen Haufen.

Nach mehrtägiger Flußfahrt landete ich in Bagdad, von dessen ehemaligem Glanz nicht viel mehr übrig ist. Im zehnten Jahrhundert war es die größte Stadt der Mohammedaner, und hier wurden die indischen und arabischen Märchen gesammelt, die unter dem Namen „Tausendundeine Nacht“ bekannt sind. Nicht weit von Bagdad, aber am Tigris, lag in grauer Vorzeit das große, prächtige Babel, das hundert kupferne Tore hatte und dessen Mauern so breit waren, daß sechs Wagen nebeneinander darauf fahren konnten. An den Wassern zu Babel hingen die gefangenen Israeliten ihre Harfen an die Weiden, und über Babels Zukunft prophezeite Jeremias: „Und Babel soll werden zum Steinhaufen und zur Drachenwohnung, zum Wunder und zum Anpfeifen, daß niemand drinnen wohnet.“

Digitized by Google

17. Ein Reisemärchen.

Als ich in Bagdad anlangte, bestand meine ganze Barschaft noch aus ungefähr hundert Mark oder zweihundert persischen Silberkran, und damit mußte ich auf der 950 Kilometer langen Rückreise nach Teheran auskommen, wo ich erst wieder neues Geld erhalten konnte! Aber das schreckte mich nicht weiter. Wenn ich nur erst 300 Kilometer weit bis zur Stadt Kirmanschah gekommen war, konnte ich mich von da aus schlimmstenfalls bei einer Karawane verdingen. Angenehm war es zwar gewiß nicht, den ganzen Weg zu Fuß laufen zu müssen und weiter keinen Lohn zu erhalten als etwas Brot, Gurken und Melonen.

Zunächst schloß ich mich an eine Karawane von fünfzig Maultieren an, die englische Waren von Bagdad nach Kirmanschah beförderte. Sie wurde von zehn arabischen Kaufleuten zu Pferd begleitet, und acht Pilger und ein chaldäischer Kaufmann hatten sich gleichfalls hinzugefunden. Für fünfzig Kran Miete für einen Maulesel durfte auch ich mich anschließen; beköstigen mußte ich mich selbst.

Am 6. Juni 1886 abends zehn Uhr trat ich diese Reise ins Blaue an. Wenn ich jetzt in reiferen Jahren daran denke, erscheint sie mir wie ein Märchen oder auch wie der unüberlegte Streich eines neugebackenen Studenten!

In der warmen Sommernacht führten mich zwei Araber auf meinem Maulesel durch Bagdads enge Gassen. Nur hier und dort brannte noch ein mattes, flackerndes Licht einer Öllampe. Aber in den Basaren herrschte ausgelassenes Leben. Da saßen die Araber zu Tausenden, aßen, tranken Kaffee, rauchten und plauderten. Denn es war gerade Fastenmonat, in dem sie nur nach Sonnenuntergang etwas verzehren durften. Auf dem Hof einer Karawanserei war meine Karawane noch mit dem Packen beschäftigt, und da sie erst um zwei Uhr nachts aufbrechen sollte, legte ich mich unterdes auf einen Haufen Warenballen und schlief wie ein Murmeltier.

Viel früher als ich es wünschte war es zwei Uhr. Ein Araber rüttelte mich auf, und schlaftrunken kletterte ich auf meinen Maulesel. Unter dem Zurufen der Treiber, dem Klingeln der Schellen und dem Bimbam der großen Kamelglocken zog die lange Karawane in die

Digitized by Google

Dunkelheit hinaus. Bald lagen die letzten Vorstadthäuser und Palmenhaine Bagdads hinter uns und vor uns die schweigende, schlummernde Wüste.

Kein Mensch kümmerte sich um mich. Ich hatte ja meinen Maulesel bezahlt und durfte nun tun und lassen, was mir beliebte. Bald ritt ich voran, bald als letzter im Zuge, und manchmal war ich drauf und dran, im Sattel einzuschlafen. Am Wege lag ein totes Dromedar, und eine Schar Hyänen und Schakale schmausten von der Leiche. Als wir herankamen, huschten sie lautlos fort in die Wüste. Ein Stück weiter hielten einige fette Geier bei einem Pferdekadaver Wache und flatterten vor uns mit schweren Flügeln davon.

Nach siebenstündigem Ritt erreichten wir eine Karawanserei, wo die Araber ihre Tiere abluden und den Tag über ruhen wollten. Hier war es so heiß wie in einem Backofen, und man konnte nichts anderes tun als halb schlafend auf dem steinernen Fußboden zu liegen.

In der nächsten Nacht ritten wir in acht Stunden nach dem großen Dorf Bakuba, das ein Wald herrlicher Dattelpalmen umgibt. Hier lagerten wir wiederum auf dem Hof einer Karawanserei, und ich plauderte gerade mit zweien meiner Reisegefährten, als drei türkische Soldaten ankamen und mir meinen Paß abverlangten.

„Ich habe keinen Paß", erklärte ich.

„Gut, so bezahlen Sie uns zehn Kran pro Mann, dann lassen wir Sie trotzdem über die Grenze."

„Keinen Pfennig gebe ich", war meine Antwort.

„Dann her mit Ihrer Friesdecke und Ihrer Reisetasche!" riefen die Soldaten und rissen meine Sachen an sich.

Nun hatte aber meine Geduld ein Ende. Ich gab dem Kerl, der sich meiner Reisetasche angenommen hatte, einen Stoß vor die Brust, daß er seinen Raub fallen ließ, und dem mit der Friesdecke ging es ebenso. Als die Unverschämten nun über mich herfallen wollten, eilten zwei Araber zu meiner Verteidigung herbei. Um aber weiter solche Auftritte zu vermeiden, zog ich es doch vor, zum Statthalter zu gehen, der mir für sechs Kran einen Paß ausschreiben ließ.

Auf diese Weise war ich mit meinen Arabern gut Freund geworden, und statt meines Maulesels liehen sie mir nun ein Pferd. So zogen wir neun Uhr abends im herrlichsten Mondschein weiter und

Digitized by Google

ritten die ganze Nacht hindurch. Bisweilen nickte ich auf meinem Gaul ein; als aber einmal das Tier vor einem im Wege liegenden Skelett scheute, mich abwarf und durchging und die Karawanenmänner nur mit vieler Mühe es wieder einfangen konnten, da schlief ich während der Nacht nicht wieder.

Den ganzen Tag über lagerten wir wiederum im nächsten Dorf. Aber diese Art von Reise fand ich schauderhaft; es ging so langsam, und man sah so gut wie nichts vom Lande selbst! Als daher ein alter Araber uns auf einem prächtigen arabischen Roß aus Bagdad nachgeritten kam, beschloß ich mit seiner Hilfe meiner Gesellschaft durchzubrennen. Für fünf Kran pro Tag war er dazu bereit. Zuerst hielten wir uns noch bei der Karawane, aber sobald der Mond untergegangen war, beschleunigten wir unsern Ritt, und als der Glockenklang hinter uns schwächer geworden war, trabten wir schnell durch die Nacht davon.

Am 13. Juni erreichten wir auch glücklich Kirmanschah. Nachdem ich aber nun meinen Araber abgelohnt hatte, blieben mir noch bare fünfzig Pfennige in der Tasche! Davon konnte ich mir weder ein Zimmer mieten, noch mich auch nur sattessen, und die Aussicht, bei den Mohammedanern betteln gehen zu müssen, war nicht gerade verlockend.

Nun hatte ich von einem reichen arabischen Kaufmann namens Aga Hassan gehört, und zu seinem prachtvollen Hause in Kirmanschah lenkte ich meine Schritte. Mit staubigen Reitstiefeln und mit der Peitsche in der Hand kam ich durch eine Reihe glänzender Zimmer und stand schließlich vor dem Herrn des Hauses, der mit seinem Sekretär unter Büchern und Papieren saß und arbeitete. Er trug einen goldgestickten, weißen Seidenmantel, auf dem Scheitel einen Turban und auf der Nase eine Brille und sah ebenso freundlich wie vornehm aus.

„Wie geht es Ihnen, mein Herr?" fragte er.

„Danke, immer gut", antwortete ich.

„Wo kommen Sie her?"

„Aus Bagdad."

„Und wohin wollen Sie?"

„Nach Teheran."

„Sind Sie Engländer?"

„Nein, Schwede."

Digitized by Google

„Schwede? Was ist denn das?"

„Nun, ich bin aus einem Land, das Schweden heißt."

„Wo liegt denn das?"

„Weit hinten im Nordwesten, hinter Rußland."

„Ach so, jetzt weiß ich Bescheid — sind Sie etwa gar aus dem Lande des Eisenkopfes?"

„Ja, gerade daher bin ich, aus dem Lande Karls XII."

„Das freut mich aber sehr! Ich habe von Karls XII. merkwürdigen Heldentaten gelesen. Sie müssen mir von ihm erzählen und auch von Schweden, seinem jetzigen König, seinem Kriegsheer, und auch von Ihrem eigenen Heim, Ihren Eltern und Geschwistern. Aber erst müssen Sie mir versprechen, sechs Monate lang mein Gast zu sein. Was ich besitze, gehört Ihnen, Sie haben nur zu befehlen."

„Ich bin Ihnen überaus dankbar für Ihre Güte, aber ich kann Ihre Gastfreundschaft nicht länger als drei Tage in Anspruch nehmen."

„Drei Wochen meinen Sie doch wohl?"

„Nein, Sie sind zu liebenswürdig, aber ich muß unbedingt nach Teheran."

„Das ist aber wirklich schade! Vielleicht überlegen Sie sich die Sache noch!"

Nun begleitete mich ein Diener nach einem benachbarten Hause, das fast ein Palast war; dies war meine Wohnung! In einem großen Saal mit persischen Teppichen und schwarzseidenen Diwans ließ ich mich häuslich nieder. Zwei Sekretäre bildeten meinen Hofstaat, und Diener waren bei jedem Wunsch zur Hand! Hatte ich Appetit, so brachte man mir auserlesene Stücke am Spieß gebratenen Schaffleisches, Hähnchen mit Reis, saure Milch, Käse und Brot, Aprikosen, Weintrauben und Melonen, und hinterdrein gab es Kaffee und eine Wasserpfeife. Wollte ich trinken, so wurde mir ein süßes Getränk aus Dattelsaft mit Eis serviert. Und wollte ich ausreiten, um mir Stadt und Umgegend zu besehen, so warteten meiner auf dem Hofe arabische Vollblutpferde! Vor meinem Haus lag ein stiller, mit Mauern umgebener Garten, dessen Gänge mit Marmor gepflastert waren. Unter seinen blühenden Fliederbäumen konnte ich den ganzen

Digitized by Google

Tag umhergehen und beim Duft der Rosen meinen Träumen nachhängen. In einem Bassin mit kristallklarem Wasser schwammen Goldfische, und ein hoher feiner Wasserstrahl, der senkrecht in die Höhe stieg, glitzerte wie Spinngewebe im Sonnenschein. In diesem entzückenden Garten schlug ich mein Nachtlager auf. Kurz, es war vollkommen wie ein Märchen aus „Tausendundeine Nacht", und wenn ich am Morgen aufwachte, so wollte ich immer nicht glauben, daß alles Wirklichkeit sei. Meine fünfzig Pfennige hatte ich immer noch in der Tasche!

Als aber dann der letzte Tag meines Aufenthaltes gekommen war, konnte ich meine Lage nicht länger verheimlichen.

„Ich muß Ihnen etwas Unangenehmes anvertrauen", sagte ich zu einem Sekretär.

„So?" erwiderte er mit sehr erstaunter Miene.

„Ja, mein Geld ist alle."

„Wie seltsam, daß Sie als Europäer sich ohne Geld auf eine so weite Reise begeben konnten."

„Ja, die Reise wurde länger als ich beabsichtigte, und jetzt bin ich völlig abgebrannt."

„Nun, was schadet das? Geld können Sie von Aga Hassan so viel bekommen wie Sie wollen."

Die Mitternachtsstunde schlug gerade, als ich von meinem edlen Wirte Abschied nahm. Er arbeitete während der Fastenmonate die ganze Nacht hindurch.

„Es tut mir leid, daß Sie nicht länger bleiben können."

„Ja, mir tut es auch leid, Sie verlassen zu müssen und Ihnen Ihre große Güte nicht vergelten zu können."

„Sie wissen doch, daß Räuber und Wegelagerer die Straßen durch das Gebirge unsicher machen? Ich habe daher veranlaßt, daß Sie die Post begleiten dürfen, die von drei Soldaten eskortiert wird."

Nach einem letzten Dank und Lebewohl ging ich. Der Sekretär reichte mir einen mit Silbergeld gefüllten Lederbeutel. Der Postreiter und die Soldaten standen schon reisefertig da, wir bestiegen die Pferde und ritten zuerst langsam durch die engen, dunklen Gassen der Stadt, dann in starkem Trab, als die Häuser spärlicher wurden, und schließ-

Digitized by Google

lich, als uns auf allen Seiten die Einöde umgab, im stärksten Galopp. So ging es sechzehn Stunden weiter, wir wechselten dreimal die Pferde und legten in einem Ritt 170 Kilometer zurück. In Hamadan ruhten wir einen Tag und ritten dann auf neun verschiedenen Pferden zur Hauptstadt weiter. Während der letzten fünfundfünfzig Stunden schlief ich überhaupt nicht mehr, und halbtot vor Müdigkeit, zerlumpt und zerfetzt, ritt ich endlich durch das Südwesttor in die Stadt ein.

Das war das Märchen von meiner ersten Reise nach Teheran und durch Persien!

18. Durch die persische Wüste.

Nun aber auf aus dem Schatten der Platanen und fort aus Teheran, hinaus in die große einsame Wüste! Erst in der Oase Tebbes werden wir wieder ausruhen können.

Die Karawane steht marschbereit. Die vierzehn Kamele habe ich sorgfältig ausgewählt; dicke Friesdecken schützen ihren Rücken, damit er nicht von der Last wundgescheuert wird, und aus zwei Löchern der Decke gucken die Höcker hervor, die nicht gedrückt und verletzt werden dürfen. Die größten Kamele gehen voran. Rote gestickte Halfter mit glitzernden Metallplättchen und roten und gelben Troddeln schmücken ihren Kopf, und über der Stirn schwankt ein Federbusch; um die Brust hängt ein Riemen mit zahlreichen Messingschellen, und am Halse trägt jedes Tier seine Glocke. Zwei der Glocken sind so groß wie Kirchenglocken und mußten daher seitwärts an den Lasten befestigt werden, damit sie nicht die Kniee ihrer Träger verletzten. Die Kamele sind nicht wenig stolz auf ihren Staat; sie fühlen sich in ihrer Würde und ziehen mit königlichem Anstand aus Teherans südlichem Stadttor hinaus.

Mein Reitkamel ist eines der größten in der Karawane. Sein dickes, braunes, wolliges Haar hängt am Halse und an der Brust lang herab. Zwischen den Höckern und an ihren Seiten bildet das Gepäck eine kleine Plattform, und hier sitze ich wie auf einem Lehnstuhl, ein Bein rechts und das andere links von dem Vorderhöcker. So kann ich bequem das Land überblicken und mit Hilfe des Kom-

Digitized by Google

passes alles, was ich sehe, auf eine Karte einzeichnen: kleine Gebirge, Sandgürtel oder Schluchten; denn das ist der Zweck meiner Reise. Alle diese Kamele sind geübte Paßgänger. Sie heben die beiden linken oder die beiden rechten Beine gleichzeitig und erhalten dadurch einen wiegenden Gang, so daß man auf ihnen wie in einem Boot auf bewegter See schaukelt. Manche Leute werden seekrank, wenn sie einen ganzen Tag oben zwischen den Höckern gesessen haben.

Mein Reitkamel und ich werden bald die besten Freunde, und ich bin mit ihm ebenso zufrieden, wie es mit mir. Wenn es steht, müßte ich eine Leiter haben, um es zu besteigen. Daher muß es sich legen, wenn ich in den Sattel will. Oft aber erhebt es sich schnell wie eine Sprungfeder, zuerst mit den Hinterbeinen und dann mit den Vorderbeinen, und wenn ich dann nicht aufpasse, schieße ich einen Purzelbaum. Manchmal dreht es während des Marsches den Hals um und legt mir seinen zottigen Kopf auf den Schoß. Ich kraue ihm dann die Stirn, fahre ihm mit der Hand über die Augen und klopfe ihm die Nase. Am Morgen erscheint es vor meinem Zelt. Es schiebt mit der Nase den Türvorhang beiseite und guckt mit seinem Zottelkopf so weit in das kleine Zelt hinein, daß dieses fast ausgefüllt ist. Ich lege dann meine Arme um seinen Kopf, streichle es und gebe ihm ein Stück Brot. Nun glänzen seine hellbraunen Augen vor Wonne; dann geht es wieder zurück auf die Weide. Es ist ja auch nicht anders möglich, als daß man mit einem Tier, auf dem man Monate hindurch täglich zehn Stunden reitet, gut Freund wird.

Der Klang der Glocken tönt beständig in meinen Ohren im Takt der Schritte der Kamele. Die Schritte sind lang und langsam, und mehr als 30 Kilometer legt eine Karawane selten an einem Tage zurück. Unser Weg führt nach Südosten. Wir haben schon längst die Gegenden am Fuß des Elbursgebirges hinter uns, wo die durch Flüsse gespeisten Kanäle noch herrliche Gärten und fruchtbare Felder hervorzuzaubern vermögen. Die Dörfer liegen immer weiter voneinander entfernt, und nur an ihren Kanälen schimmert das Land noch grün; sowie wir draußen sind, umgibt uns nichts als graugelbe Einöde mit vertrockneten Steppengrasbüscheln hier und da. Immer

Digitized by Google

ſeltener begegnen uns Reihen von Eſeln mit Strauchwerk aus der Steppe, das als Brennholz verkauft werden ſoll. Sie ſind jämmerlich klein und unter ihren Laſten faſt nicht zu ſehen. Ihre Nüſtern hat man, grauſam genug, aufgeſchnitten, damit ſie leichter atmen und dadurch größere Märſche machen können! Ihre langen Ohren ſchwanken vor und zurück, und die Unterlippe hängt wie ein Beutel herab. Schläfrig und traurig ſehen die armen Tiere aus, und ſie ſind ſo eigenſinnig, daß ſie niemals ausweichen.

In dem letzten Dorf am Rande der Wüſte halten wir uns einige Tage auf, um uns auf die Gefahren vorzubereiten, die unſer warten. Der Dorfälteſte beſitzt zehn Kamele, die er uns gern auf einige Tage vermieten will; ſie ſollen uns mit Waſſer in Lederſäcken und Heu verproviantieren und uns auf den rechten Weg bringen. Unſere eigenen Kamele haben ja ſchon ihre reichlich volle Laſt.

Durch die Wüſte.

Nun iſt keine Spur von Leben mehr um uns. Einzelne kleine Gebirgsſtöcke erheben ſich wie Inſeln; aber hinter ihnen iſt der Horizont der Wüſte ſo eben wie der des Meeres. Die perſiſche Wüſte hat nur ſpärliche Oaſen, in denen die Karawanen Waſſer und Lebensmittel erhalten können. Die Wüſtengegend im Norden aber, Kewir genannt, enthält auch nicht die geringſte kleine Oaſe, da wächſt kein

Digitized by Google

Grashalm, da krabbelt nicht einmal eine Spinne, denn der Boden der Kewir ist Salz, und wenn es im Winter regnet, wird der salzhaltige Ton so glatt wie Eis. Und gerade sie ist das Ziel meiner Reise, denn sie ist noch fast unerforscht.

Aber einen ganzen Monat dauert es, ehe wir den Punkt erreicht haben, von wo aus wir das Wagnis bestehen wollen, die Kewir zu durchqueren. Bis dahin ging alles seinen ruhigen Gang, ein Tag glich ziemlich dem anderen. Eines Tages schneite es jedoch so dicht, daß die ersten Kamele meiner Karawane nur noch wie unbestimmte Nebelgestalten vor uns herschwankten, denn es war Winterszeit, als ich diese Reise unternahm, und Tage lang lag der Nebel so dicht über der Wüste, daß ich wie auf dem Meere mich nur auf den Kompaß verlassen konnte. Dabei hatten wir in der Nacht 14 Grad Kälte. Doch wir besaßen Brennholz in Fülle, denn am Rande der Sandwüste, wo der Wind hohe Dünen aufgehäuft hat, wachsen Saxaul und Tamariske in Mengen, Steppenpflanzen, die mehrere Meter hoch werden können und deren harte Stämme in unsern Lagerfeuern hell und prächtig aufloderten.

Erst von dem Dorfe Dschandak aus trat ich den eigentlichen Weg in die Salzwüste an und nahm nur zwei Begleiter und vier Kamele mit. Zunächst aber mußten wir am Rande der Salzwüste vier Tage liegenbleiben, da es regnete. Wird eine Karawane in der Kewir selbst vom Regen überfallen, so können die Männer noch von Glück sagen, wenn sie unter Verlust des Gepäcks und der Tiere wieder aus dem salzigen Lehmsumpf lebendig herauskommen. Viele Karawanen aber sind schon in dieser Wüste untergegangen. So war es daher ein Glück für uns, daß es regnete, ehe wir auf den glatten Tonboden gekommen waren. Als aber nun nach vier Tagen eine größere Karawane von Süden her kam und trotz des noch immer bedenklich drohenden Wetters den Durchgang wagen wollte, schloß ich mich ihr an.

Es war stockfinster, als wir aufbrachen. Ein Feuer wurde angezündet, und bei seinem Schein beluden wir die Kamele. Bald verschwand das Feuer hinter uns, und vor uns lag in nächtliches Dunkel gehüllt die Kewir. Wohin es ging, war nicht zu sehen; man mußte sich ganz seinem Reitkamel anvertrauen. Ringsum

Digitized by Google

lagerte tiefes Schweigen, das nur vom Glockenklang unterbrochen wurde.

Ohne Aufenthalt marschierten die Perser den ganzen Morgen und den größten Teil des Tages weiter. Die Kräfte der Männer und der Tiere wurden bis aufs äußerste angestrengt, denn jeden Augenblick konnte ein neuer Regenguß kommen. An ein Nachtlager war nicht zu denken! Schläfrig und fröstelnd saß ich in Mantel und Friesdecke eingehüllt auf meinem Sitz, bis die Glocken wie zum Frühgottesdienst läuteten und der Tag graute. Aber auch jetzt machten die Perser nicht halt, und mir blieb nichts anderes übrig als ihnen zu folgen. „Haltet euch dazu, Herr," sagte einer meiner Begleiter, „drüben auf der anderen Seite dürft ihr schlafen!" Wer einzeln hinter der Karawane zurückbleibt, ist verloren. Die Perser glauben sogar, daß in der Wüste böse Geister hausen und den Zurückbleibenden verhexen. Er hört zwar das Geläute der Glocken, aber aus einer entgegengesetzten Richtung, läuft dorthin, entfernt sich immer mehr von den Seinen, verliert sich schließlich ganz und versinkt.

So geht es den ganzen Tag weiter. Der Himmel sieht unheilverkündend aus; überall Wolken. Die Wüste ist so glatt wie eine Tenne; nirgends auch nur der geringste Hügel. Im Westen sinkt die Sonne und liegt wie eine glühende Kugel in einer Wolkenschale. Ein Bündel blendend roter Strahlen flutet über die Wüste hin, und deren Oberfläche leuchtet wie ein Purpurmeer. Im Norden ist der Himmel dunkelviolett, und auf diesem Hintergrund heben sich die Kamele ziegelrot ab, ein märchenhaftes Farbenspiel!

Dann geht die Sonne unter, und nun verblassen die Farben; die langen Schatten der Kamele auf dem Erdboden verschwinden, und eine neue Nacht steigt im Osten herauf. Bald ist die Karawane unsichtbar, aber das Spiel der Glocken tönt unausgesetzt. Hin und wieder schaut der Mond durch eine Wolkenlücke auf uns nieder, und sein Licht wirft unsere Schatten auf den öden Wüstenboden. Ohne Rast geht es weiter.

Um Mitternacht ward der Himmel noch schwärzer. Die Perser hockten stumm auf ihren Kamelen und nickten ein. Bald war niemand mehr wach als der Führer, der das erste Kamel am Strick

Digitized by Google

hielt, und ich auf dem letzten Kamel im Zuge. Da fallen plötzlich schwere Tropfen auf uns nieder, und ehe eine Minute vergeht, prasselt der Regen auf Kamele, Reiter und Gepäck herunter.

Mit einem Schlag ist die Karawane verwandelt! Laut, ängstlich und hastig gellen die Glocken, als riefen sie Feuersnot über die Giebel und durch die Straßen einer brennenden Stadt. Die Männer sind von den Kamelen herabgesprungen. Der Regen peitscht den glatten Wüstenboden, und einige Tiere beginnen schon auszugleiten. Wenn uns das Leben lieb ist, müssen wir eilen, sonst saugt uns die Wüste noch in der letzten Stunde auf!

Mit lauten Rufen treiben die Männer die Kamele an, und die Glocken hämmern, als ob sie die Toten zum Jüngsten Gericht erwecken wollten.

Da stürzt das erste Kamel! Auf diesem Boden sind die Tiere schlimm daran. Sie haben ja keine Hufe wie die Pferde, sondern weiche breite Fußschwielen, und wenn sie ausgleiten, tun sie es mit großer Geschwindigkeit und mit Aplomb. Alle vier Beine rutschen nach einer Seite hin, und der schwere Körper mit seiner Last saust auf der anderen nieder. Das ist schon für das Kamel nicht gerade angenehm, aber für den Reiter noch viel peinlicher; eben saß er noch so gut eingehüllt dort oben, und nun zappelt er unten im Schlamm.

Jetzt fällt ein Kamel nach dem andern und muß wieder aufgerichtet werden. Das gibt jedesmal Aufenthalt, und währenddessen wird der Lehm immer weicher! Mit jedem Schritt sinken die Kamele tiefer in den Schlamm ein. „Patsch!" tönt es, wenn sie auftreten, und „quatsch", wenn sie das Bein aus dem Loch herausziehen, und so patscht und quatscht es um alle neunundfünfzig Kamele der Karawane herum. Der Regen schmettert herunter und die Glocken läuten. Aber solange wir sie noch läuten hören, kämpfen wir mit Erfolg; erst wenn sie schweigen, hat die Wüste uns besiegt.

Da verstummen sie mit einem Male!

„Was ist los?" frage ich.

„Wir sind an der Teufelsrinne", antwortet eine Stimme, und langsam setzt der Glockenklang wieder ein. Der Reihe nach müssen

Digitized by Google

die Tiere ein mit Salzwasser gefülltes Flußbett durchwaten. Als die Reihe an mein Kamel kommt, stemme ich die Knie fest an. Zu sehen ist nichts, ich höre nur, wie die vor mir gehenden Kamele plätschern und wie es ringsum aufspritzt. Jetzt gleitet mein Träger den steilen Abhang hinunter, schlenkert mit den Beinen, balanciert mit dem Körper, um sich im Gleichgewicht zu halten, dann plantscht er durch das Wasser hindurch und klettert an der anderen Seite in die Höhe.

„Tamarisken!" höre ich jemanden rufen.

Gesegnet sei das Wort, denn es bedeutet unsere Rettung! In der Salzwüste wächst nichts, und wo man auf die ersten Tamarisken stößt, ist wieder sandiger Boden. Dann ist alle Gefahr vorüber, und auch die größte Müdigkeit macht neuem Lebensmute Platz. Nach zwei Stunden landen wir denn auch glücklich in einem Wüstendorf, wo wir nach der überstandenen Lebensgefahr ausgiebig rasten. Und den Zweck der Reise habe ich erreicht: in meinem Zeichenbuch trage ich die erste Landkarte dieser berüchtigten Sandwüste als Siegespreis von dannen!

19. Schakale und Hyänen.

Denke dir, freundlicher Leser, daß irgendein unerklärliches Wunder dich plötzlich in die Oase Tebbes hineinversetzte, mitten in die persische Wüste, wo Brunnen und ein Hain von hunderttausend Palmen den erschöpften Wanderern Schatten und Erquickung bietet! Wie würdest du gleich am ersten Abend staunen über die sonderbare Serenade, die von der Wüste herüberklingt. Beim fliehenden Licht des Tages sitzest du lesend in deinem Zelt; da blickst du von deinem Buche auf und horchst hinaus! Dir wird unbehaglich und unheimlich zumute, so allein in deinem Zelt! Doch jeden Abend wiederholt sich so sicher wie der Sonnenuntergang die gleiche Serenade, und bald gewöhnst du dich daran und machst dir schließlich nichts mehr daraus.

Es sind ja nur die Schakale, die ihr Abendlied singen. Das Wort Schakal ist persisch, und der Schakal ist der Urvater des Hundes, der Vetter des Wolfes und des Fuchses. Er ist graugelb von Farbe und nicht groß, hat spitze Ohren und kleine, kluge, lebhafte Augen und

Digitized by

hält seinen Schwanz wagerecht, nicht hängend wie der Wolf. Er ist ein Raubtier und geht nachts auf Beute. Alles Eßbare findet ausnahmslos vor ihm Gnade, aber Hühner und Weintrauben zieht er toten Karawanentieren vor. Gibt es nur irgendeine denkbare Möglichkeit, so holt er sich Datteln aus den Palmengärten, die er besonders gründlich plündert, wenn nach heftigen Stürmen reife Früchte herabgefallen sind. Mit einem Wort: der Schakal ist ein unverschämter, zudringlicher Wicht! Ich war ebenso verblüfft wie erbost, als sich eines nachts Schakale in unseren Garten schlichen und unseren einzigen Hahn den Hunden just vor der Nase wegstibitzten. Ein entsetzlicher Spektakel hatte uns geweckt, in der Rauferei mit den Hunden blieben aber die Schakale Sieger, und wir hörten nur noch das verzweifelte Geschrei unseres armen Hahns in der Ferne ersterben.

Weiß Gott, wo das Gesindel sich aufhält, solange die Sonne am Himmel steht! In zoologischen Handbüchern steht zu lesen, es verstecke sich in Höhlen, aber ich habe bei der Oase Tebbes keinerlei Höhlen gefunden, und doch kamen die Schakale Nacht für Nacht massenhaft in die Oase hinein. Sie sind ebenso rätselhaft wie die Wüste selbst; sie sind überall und nirgends. Mehrmals hoffte ich auf meinen Streifereien in der Umgegend von Tebbes, sie durch Zufall aufzuspüren, aber die Einöde lag schweigend da, nichts Lebendiges war zu sehen. Und trotzdem standen sie in der Dämmerung laut lachend vor meinem Zelt und schienen zu fragen, ob ich nicht noch mehr Hähne hätte!

Sobald die Sonne unter dem Horizont versinkt, die Dämmerung ihre Schleier über die stille Landschaft breitet und die Palmen in Sehnsucht nach der Wiederkehr der Sonne entschlummern, dann beginnt da draußen in kaum 200 Meter Entfernung die Serenade der Schakale. Sie klingt wie ein kurzes, abgebrochenes Gelächter, von tiefen Baßtönen aufsteigend bis zum höchsten Diskant, wie ein Klagegeheul, das anschwillt und verstummt, um von einer anderen Schar beantwortet zu werden, oder wie ein gemeinsames Angstgeschrei in Not befindlicher Kinder, die um Hilfe rufen. Näher beschreiben läßt sich der Ton nicht. Wie eine Welle umrauscht er die Oase. Das Geheul der Schakale ist die Stimme der Wüste; es schreit nach Nahrung. „Kameraden, wir sind hungrig," rufen sie einander zu,

Digitized by Google

„wir wollen auf Beute ziehen.“ Vorſichtig ſchleichen ſie an die Oaſe heran, blitzſchnell ſpringen ſie über Mauern und Zäune und treiben allenthalben ihr Weſen auf verbotenen Wegen. Hätten die Hühner nicht ein ſo dummes — Spatzenhirn, ſie würden ſchnell unter Dach kriechen, ſobald das Abendlied der Schakale beginnt.

Was haben ſie nicht alles auf dem Gewiſſen, dieſe unſichtbaren und überlauten kleinen Straßenräuber, die vom Kap Verde, dem grünen Vorgebirge im äußerſten Weſten der Alten Welt, bis ins innerſte Indien hinein vom Ertrag der Wüſten und vom Abfall leben! Ihr Stammbaum iſt beinahe ebenſo alt wie der der Palmen, und bei den Völkern des Orients iſt die Reihe ihrer Schandtaten reichlich ſo lang, wie bei uns das Sündenregiſter des guten Reineke. In Simſons dreihundert „Füchſen“ erkennen wir leicht die Schakale wieder, und ſeit jener Zeit knüpfen ſich unzählige Anekdoten an ihren Namen.

Schakale vor dem Zelt.

Ihr Heim iſt aber nicht nur die ſtille ebene Wüſte. Wenn in den prächtigen Klubhäuſern zu Simla, dem Sommerſitz des Vizekönigs von Indien, die Regimentsmuſik ſpielt, braucht man nur ſeinen Kopf aus dem Fenſter zu ſtecken, und man hört das jämmerliche Bellen und Klagegeheul der Schakale!

Übrigens iſt mit dieſen Beſtien nicht zu ſpaßen. Im Jahre 1882 wurden in Bengalen nicht weniger als 359 Menſchen von

Digitized by Google

Schakalen getötet! Furchtbar aber ist es, wenn die Tollwut sie packt. Die letzte Grenzkommission in Seïstan hat es erfahren müssen. Bei Nacht schlich sich ein toller Schakal ins Lager und biß einen Schlafenden ins Gesicht; sechs Wochen später war der Mann tot. Andere schlichen sich in die Häuser der Eingeborenen, legten sich hier auf die Lauer und warteten auf eine Gelegenheit zum Beißen. Das Entsetzlichste aber war wohl eine dunkle Winternacht, als der Nordwind heulte und den Staub am Boden entlangfegte; da kam ein einzelner toller Schakal unhörbaren Schritts in das Lager der Engländer. Er kroch in ein Zelt hinein, wo mehrere Männer schliefen, und packte, blindlings um sich beißend, zunächst eine Friesdecke. Die Schläfer fuhren in die Höhe und liefen zu ihren Waffen. Das Lager bestand aus drei Abteilungen und mehreren Hundert angepflockten Dromedaren. In der undurchdringlichen Finsternis sah man nicht, wohin sich der Eindringling wandte, aber bald hörte man hier, bald dort die Dromedare vor Entsetzen und Verzweiflung brüllen, und als der Tag graute, zählte man achtundsiebzig gebissene Lasttiere. Sie wurden von den anderen abgesondert und, als die Tollwut auch sie befiel, erstochen. Ein tolles Dromedar, das angebunden ist, zerfleischt sich selbst. Hunde und Ziegen, die der Schakal gebissen hatte, wurden sofort erschossen. Das Unheimlichste bei dem Ausbrechen dieser Seuche unter den wilden Bestien ist die Wehrlosigkeit des Menschen dagegen. In tiefer Nacht und unhörbar schleicht der Schakal zum Lagerfeuer und hat schon zugebissen, ehe man nach der Flinte gegriffen hat; nur durch eine wohlgezielte Kugel kann man sich ihn vom Leibe halten.

Vor zwanzig Jahren hatte ich selber ein kleines Abenteuer mit ihnen. Mit zwei Dienern und einigen Pferden ritt ich aus dem Inneren Persiens zur Küste des Kaspischen Meeres und lagerte eines Abends in einem Dorfe im Elbursgebirge. Da die Karawanserei wegen ihres giftigen Ungeziefers berüchtigt war, ließ ich mich in einem Garten häuslich nieder, dessen Obstbäume und Pappeln eine anderthalb Meter hohe, gänzlich türlose Mauer schützte. Um in den Garten zu kommen, mußte man über die Mauer klettern. Als es dunkel wurde, gingen meine Leute ins Dorf; ich selber hüllte mich fest in Mantel und Friesdecke, der Sattel diente als Kopfkissen, und

Digitized by Google

bald lag ich in tiefem Schlaf. Zwei Stunden mochte ich wohl ſo geſchlafen haben, da weckte mich ein ſcharrender Ton; er kam von zwei Lederkiſten her, auf denen noch die Reſte meines Abendeſſens ſtanden, Brot, Honig und Äpfel. Ich richtete mich auf und horchte angeſtrengt, hörte aber nichts als das Rieſeln eines in der Nähe fließenden Bächleins. Die Dunkelheit geſtattete keine Umſchau, nur die Sterne blinkten matt durch das Laubwerk, und ſo ſchlief ich denn wieder ein.

Nach einer Weile erwachte ich abermals von demſelben Scharren an den Kiſten und hörte, daß an ihren Riemen gezerrt wurde. Nun ſprang ich auf und unterſchied ein halbes Dutzend Schakale, die wie Schatten zwiſchen den Pappeln verſchwanden. Aus dem Schlafe wurde dieſe Nacht nichts mehr, denn ich hatte mehr als genug zu tun, die dreiſten Tiere in einiger Entfernung zu halten. Lag ich eine Weile ſtill, ſofort waren ſie wieder da und zerrten an den Riemen, und nur wenn ich mit der Reitpeitſche auf eine Kiſte hieb, zogen ſie ſich zurück. Bald aber gewöhnten ſie ſich daran und liefen nur noch ein paar Schritte weit. Da fielen mir meine Äpfel ein, und als die Schakale wieder heranſchlichen, warf ich einen Apfel in den Haufen, und dieſer harmloſen Verteidigungswaffe bediente ich

Große Tamariske bei Tebbes.

Digitized by Google

mich so lange, bis der letzte Apfel in der Dunkelheit fortgerollt war. Die meisten Würfe gingen fehl; nur einmal entlockte ich einem der frechen Diebe ein Klagegeheul.

Wie ewig lang war diese Nacht!

Endlich aber graute zwischen den Pappeln die Morgendämmerung, und lautlos sprangen die Schakale über die Mauer. Nun hätte ich wenigstens ungestört frühstücken können, aber mit dem übriggebliebenen Abendbrot hatten die Eindringlinge bis auf den letzten Bissen aufgeräumt. Später erzählte man mir, die Schakale jener Gegend seien so bösartig, daß zwei oder drei stark genug sind, einen Mann zu überwältigen. Seitdem ließ ich meine Diener stets in meiner Nähe schlafen.

Da wir einmal von solch ungebetenen Gästen sprechen, die immer gleich zur Stelle sind, wenn in der Sahara der Löwe oder in Ostpersien der Panther ihre Beute getötet haben, dürfen wir die Hyäne nicht vergessen, denn auch sie gehört zum Wüstenvolk. Ein seltsames Tier, die Hyäne, weder Hund noch Katze, vielmehr ein Mittelding zwischen ihnen und größer als beide. Sie ist schmutzig graubraun mit schwarzen Streifen und Flecken, hat einen abgerundeten Kopf, schwarze Schnauze und schwarze Augen und so kurze Hinterbeine, daß der borstige Rücken nach hinten abfällt. Auch sie geht nachts auf Beute aus und kommt in Westpersien aus ihren Schlupfwinkeln in den Bergen zu den Karawanenstraßen herunter, um nach gefallenen Eseln, Pferden oder Kamelen zu suchen. Liegen Tote nicht tief genug begraben, dann scharrt sie unter den Grabsteinen die Leichen heraus, denn sie lebt fast nur von verwesendem Fleisch.

Eine Heerstraße in Persien in einer milden mondbeschienenen Sommernacht. Ein erschöpftes Kamel ist verendet und liegt, die Beine von sich gestreckt und das müde Haupt auf dem Boden, wie eine schwarze Masse tot da. Der Kadaver verbreitet einen widerlichen Gestank, aber die Hyänen lieben ihn, er lockt sie an. Sie eilen aus ihren Höhlen herbei, ihr heiseres Bellen nähert sich, dann knurren sie leise und bleiben einen Augenblick umherwitternd mit gespitzten Ohren auf der Ebene stehen. Aus ihren Mundwinkeln trieft es, sie haben mehrere Tage nichts gefressen. Jetzt wittern sie das Kamel und eilen hin. Sie stemmen die Vorderpfoten fest auf den

Digitized by Google

Boden und reißen dem Kadaver mit den Zähnen die Bauchhaut auf, dann bohren sie die Schnauze in die weichen Teile der Bauchhöhle und fressen sich an Därmen und Muskeln satt. Einige Schritte weiter sitzen wartend die Aasgeier. Plötzlich unterbrechen die Hyänen ihren Schmaus. Die Pfoten noch im Bauch des toten Kamels, heben sie den Kopf und spitzen wieder die Ohren, alle nach derselben Richtung hin. Sobald wir im Mondschein heranreiten, verschwinden sie wie Schatten in der dunkeln Wüste, aber kaum sind wir vorüber, dann sind sie schon wieder da und wühlen weiter in den Eingeweiden des Kamels, bis sie von neuem gestört werden. Erst wenn im Osten der Tag graut, suchen sie ihre Höhlen wieder auf.

So streift das vierbeinige Volk der Wüste um den Rand der Oase Tebbes herum und teilt das unermeßliche Reich mit dem Panther, dem Wildesel und den feinen zierlichen Gazellen. Und auf der ungeheuren weiten Fläche liegt so eine Oase vergessen und einsam wie eine Insel im Ozean.

20. Wölfe auf dem Pamir.

Wer nicht selber wochenlang die Wüste durchwandert hat und dann endlich an eine Oase gelangte, der kann sich kaum vorstellen, was das bedeutet. Die Oase ist dem Wüstenwanderer, was dem vom Sturm bedrohten Seefahrer der sichere Hafen ist, und es bedarf erst eines mannhaften Entschlusses, um sich aus solch einer Oase loszureißen und die Wanderung durch den Sonnenbrand der Wüste fortzusetzen.

Einstweilen bleiben wir deshalb noch eine Weile in der Oase Tebbes liegen, und nichts kann wohl so leicht mit der freigebig spendenden Sonne versöhnen, als wenn man sich der Zeiten erinnert, wo einem auch nur ein leiser Strahl von ihr mehr als willkommen gewesen wäre.

Eine von diesen meinen Erinnerungen führt uns eine Strecke nordwärts von der persischen Wüste in ein wesentlich anderes Land. Im November 1893 war ich von Orenburg am Uralfluß, der teilweise die Grenze zwischen Asien und Europa bildet, aufgebrochen, um auf einem klapprigen Tarantas, dem gewöhnlichen Fuhrwerk auf den russischen Landstraßen, die Kirgisensteppe zu durchqueren, die sich

Digitized by Google

zwischen dem Irtysch und dem Kaspischen Meere, dem Uralfluß und dem Syr-darja ausdehnt.

Diese ungeheure Steppe ist so glatt wie ein gefrorenes Meer, und die Pferde können hier ruhig durchgehen: es hat keine Gefahr, daß man in einen Graben geworfen wird oder an einem Steinblock ein Rad zersplittern könnte. Die Strecke bis Taschkent, der Hauptstadt Turkestans, ist zweitausend Kilometer lang, also so weit wie von Hamburg bis Athen, und bei Schneetreiben und 20° Kälte hatte ich die neunundneunzig Poststationen mit neunundneunzigmaligem Pferdewechsel glücklich überstanden! Von Taschkent hatte ich die Provinz Samarkand mit ihrer gleichnamigen Hauptstadt bereist und das südwestwärts von Samarkand, im Norden des Amudarja gelegene Land Buchara besucht, dessen Emir ein Vasall Rußlands ist.

Von hier aus zog ich auf das gewaltige Bergplateau Pamir, das von seinen Bewohnern das „Dach der Welt" genannt wird, weil sie glauben, es erhebe sich wie ein Dach über die ganze übrige Erde. Von diesem ungeheuern Gebirgsknoten gehen die höchsten Bergketten Asiens und der Erde überhaupt aus, der Himalaja, der Transhimalaja, der Karakorum, der Kwen-lun und der Tien-schan nach Osten, der Hindukusch nach Westen. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die meisten und größten Bergketten Asiens und selbst Europas mit dem Pamir zusammenhängen oder daß man ihren Ursprung von ihm ableiten kann. Die Bergketten Tibets ziehen sich weit in China und in die hinterindische Halbinsel hinein. Der Tien-schan ist nur das erste Glied einer Kette verschiedener Gebirge, die sich nordwärts durch ganz Asien erstreckt. Die Fortsetzung des Hindukusch finden wir in den Bergen Nordpersiens, des Kaukasus, Kleinasiens und der Balkanhalbinsel, in den Alpen und den Pyrenäen. Der Pamir gleicht dem Leib eines Tintenfisches, der seine Arme nach allen Seiten hin ausstreckt. Die gewaltigen Gebirgsketten, die von ihm ausgehen, sind das Knochengerüst, das Skelett Asiens, um das herum sich die Hochebenen wie Muskelstränge ausbreiten. Ströme, Flüsse und Bäche sind seine Adern und Blutgefäße. Die Wüsten im Innern sind kranke, verkümmernde Teile dieses Organismus, und die Halbinseln die Gliedmaßen.

Digitized by Google

Im Februar 1894 befand ich mich in Margelan, der Hauptstadt Ferghanas, der Kornkammer Zentralasiens, denn Ferghana ist ein reiches, rings von Bergen umgebenes fruchtbares Tal. Ich hatte eine kleine, tüchtige Karawane aus elf Pferden und drei Leuten ausgerüstet, und unter meinen Begleitern befand sich zum erstenmal Islam Bai, der mir später viele Jahre hindurch ein treuer Diener war. Zelte brauchten wir nicht mitzunehmen; der Gouverneur hatte den Kirgisen befehlen lassen, überall, wo ich übernachten wollte, zwei schwarze Frieszelte aufzuschlagen. Proviant hatten wir in unseren Gepäckkisten, Stroh und Gerste in Säcken, außerdem aber eiserne Spaten, Beile und Spieße, denn wir hatten durch tiefen Schnee und über Glatteis zu wandern. Nur eines hatten wir vergessen: uns einen Hund zu besorgen. Aber unterwegs gesellte sich von selbst einer zu uns und bat höflich, ob er uns begleiten dürfe. Das erlaubte ich ihm gern, und er wurde allen bald ein lieber Freund.

So zogen wir südwärts nach dem Pamir hinauf und folgten einem engen Talgang, in dem ein schäumender Fluß über vereiste Steinblöcke hinwegströmte. Wiederholt kreuzten wir ihn auf schmalen, schwankenden Holzbrücken, die wie Zündhölzchen aussahen, wenn man sie von den hohen Abhängen aus unten im Tale liegen sah. Auf den Halden lag der Schnee immer tiefer. Er taute in der Sonne auf, gefror aber in der Nacht wieder, und unser Pfad glich einer Eisstraße, die am Rand eines steilen Abgrundes entlang läuft.

Mehrere Kirgisen hatte ich zur Hilfe mitgenommen, und einer von ihnen führte das erste Pferd, das zwei große Strohsäcke und zwischen ihnen mein Zeltbett trug. An einer Stelle, wo sich der Pfad schräg abwärts senkte, rutschte das Pferd aus, versuchte vergeblich wieder festen Fuß zu fassen und stürzte in den Abgrund, wo es mit gebrochenem Rückgrat liegen blieb. Seine Strohlast wurde weithin über die Steine zerstreut und mein Bett tanzte den Fluß hinunter. Das war kein geringer Schreck, und alle Mann hoch eilten wir nun hinunter, um zu retten, was nur irgend zu retten war.

Dann ging es wieder aufwärts. Stufen wurden in das Eis gehauen und der Weg mit Sand bestreut. Aber je höher wir hinaufkamen, desto schlimmer wurde es. Jedes Pferd mußte ein Kir-

Digitized by Google

giſe am Halfter führen und ein zweiter es am Schwanz halten; an Reiten war nicht zu denken, man kroch faſt auf allen Vieren. Über zwölf Stunden marſchierten wir ſo, bis das Tal ſich öffnete und die flackernden Lagerfeuer von den Zelten der Kirgiſen ſichtbar wurden.

Tag für Tag ging es höher hinauf, und einmal verſpürte ich auf der ſchwindelnden Höhe eines Paſſes in beinahe 5000 Meter Höhe die unangenehmen Anzeichen der Bergkrankheit, raſendes Kopfweh, Übelkeit und Ohrenſauſen. Unter heulendem Schneeſturm ſtiegen wir in das breite, mit Schnee gefüllte Alaital hinab. Zwei Kirgiſen mußten mit Stäben vorangehen, um den Weg auszupeilen, damit die Pferde nicht im Schnee verſanken. Dann mußte ich vier Kamele mieten, die vor der Karawane hergeführt wurden, um eine ſchmale Rinne für die Pferde auszutreten. Himmel und Erde verſchmolzen in einem einzigen Weiß; das einzige Schwarze, was man ſah, waren Pferde, Kamele und Menſchen.

Über die Schneefelder des Pamir.

Aber bei jedem Nachtlager fanden wir behagliche Frieszelte für uns bereitgeſtellt. Einmal hatten wir nur noch eine kleine Strecke zu ſolch einem Zelt hin zurückzulegen, als eine Rinne mit drei Meter tiefem Schnee unſern Weg kreuzte. Das erſte Pferd verſchwand wie in einer Verſenkung; um es herauszuziehen, mußte es erſt von ſeiner Laſt befreit werden. Die klugen Kirgiſen nahmen nun die Friesdecken des Zeltes, breiteten ſie über die Schneefläche aus und führten die Pferde einzeln über dieſe Brücke, deren weicher Stoff ſich auf dem Schnee muldenförmig nach unten ſenkte.

Ja, dieſe Reiſe war ein Gegenſtück zu unſerer Wanderung durch die perſiſche Wüſte, ein dauerndes Stapfen und Waten durch Schnee

Google

und über Eisabhänge. Als ich eines Tages einen Reiter vorausschickte, um den Weg auszukundschaften, guckte nur der Kopf des Pferdes und der Reiter aus dem Schnee hervor. Ein andermal fehlte das übliche Kirgisenzelt, und wir lagerten innerhalb einer Schneemauer ums Feuer herum, bei 34° Kälte! Die Kirgisen, die unser Zelt hatten aufschlagen sollen, waren durch eine Lawine, die vierzig Schafe begrub, zurückgehalten worden. Sechs dieser Leute waren gleichwohl weitergewatet, uns entgegen, aber zwei blieben im Schnee stecken, und die übrigen vier langten in einem höchst jämmerlichen Zustande bei uns an; einer hatte sich den Fuß erfroren, der zweite war schneeblind geworden. Die Kirgisen pflegen ihre Augen dadurch zu schützen, daß sie lang herabhängende Pferdehaare vorn unter der Mütze befestigen oder sich mit Kohle einen schwarzen Ring um die Augen ziehen und die Nase schwärzen.

In diesen Gebirgen wimmelt es von Wölfen, und auch wir begegneten zahlreichen Spuren dieser blutdürstigen Räuber. Der Hunger macht sie überaus dreist, und besonders den Schafherden der Kirgisen tun sie großen Schaden. Ein einzelner Wolf hatte kürzlich einem Kirgisen 180 Schafe totgebissen, nur aus Freude am Erwürgen! Ein wandernder Kirgise war in dieser Gegend von einem Rudel Wölfe überfallen worden, und nach zwei Tagen fand man von ihm nichts weiter als den Schädel und das Gerippe. Zwei meiner Führer waren im vorigen Winter zwölf Wölfen begegnet; da sie aber bewaffnet waren, hatten sie zwei der Untiere getötet, die sofort von ihren Kameraden aufgefressen wurden. Man stelle sich die entsetzliche Lage eines Kirgisen vor, der unbewaffnet von einem Rudel Wölfe überrascht wird! Sie haben seine Spur gewittert und folgen ihm. Ihre Augen glühen vor Haß und Blutdurst; sie ziehen die runzlige Oberlippe in die Höhe, um die Reißzähne frei zu haben, und die Zunge hängt ihnen triefend aus dem Rachen. Der Wanderer hört ihre schleichenden Schritte hinter sich und sieht ihre grauen Pelze in der Dämmerung auf dem weißen Schnee. Es überläuft ihn eiskalt vor Entsetzen, und zu Allah betend stürmt er vorwärts durch die Schneewehen, in der Hoffnung, noch das nächste Zeltdorf zu erreichen.

Von Zeit zu Zeit stehen die Wölfe still und erheben ein lang-

Digitized by Google

gezogenes, unheimliches Geheul. Aber schon in ein paar Minuten haben sie ihn wieder eingeholt und werden immer dreister. Er läuft um sein Leben. Sie wissen, daß er die Anstrengung nicht lange aushalten kann. Jetzt schnappt einer nach dem Zipfel seines Pelzes, läßt ihn aber wieder los, weil der Flüchtling die Mütze nach ihm wirft. Auf sie stürzen sich alle und reißen sie in Stücke. Und diese Vorspeise erhöht nur ihren Appetit. Der Arme schwankt vorwärts, er kann nicht mehr, mühsam setzt er einen Fuß vor den andern und erstickt beinahe vor Atemnot. Nun ist ihr Augenblick gekommen, und von allen Seiten stürzen sie sich auf ihn. Er schreit und brüllt und schlägt mit den Armen um sich, zieht seinen Dolch und sticht aufs Geratewohl drauflos. Aber ein großer Wolf springt ihm auf den Rücken und reißt ihn zu Boden. Nun ist wenigstens sein Rücken gedeckt, aber im Dunkeln über ihm leuchten die Augen und Zähne der Wölfe, und er sticht mit dem Dolche auf sie ein. Sie wissen, daß er auch dazu bald zu schwach sein wird. Zwei reißen ihm die Stiefel auf, um an seine Füße zu kommen. Soweit kann er mit dem Dolche nicht reichen, er richtet sich also ein wenig auf, und im selben Augenblick beißt ihn ein Wolf so in den Nacken, daß das Blut auf den weißen Schnee spritzt. Hat der Wolf erst Blut geleckt, dann ist er fürchterlich. In seiner Verzweiflung dreht sich der Kirgise mit gezücktem Dolch um — da sind sie von hinten über ihm, und er fällt wieder auf den Rücken. Jetzt stößt er langsamer um sich. Die Wölfe knurren heiser, heulen und keuchen, und der Schaum steht ihnen vor der Schnauze. Dem Unglücklichen wird es schwarz vor den Augen, das Bewußtsein verläßt ihn, der Dolch entfällt seiner Hand — und gleich wird der größte der Wölfe seine Zähne in die Gurgel seines Opfers begraben! Aber gerade wie er zuschnappen will, hält er plötzlich inne und stößt ein kurzes Geheul aus, das in der Wolfssprache einem Fluch gleichbedeutend ist. Denn am Fuß des nächsten Hügels sind zwei kirgisische Reiter aufgetaucht, die ihrem Kameraden entgegengeritten sind. Im Nu sind die Wölfe verschwunden, und der Bewußtlose wird nun in seinem zerfetzten Pelz zu den nahen Zelten gebracht. Er atmet und sein Herz schlägt noch, und bei den Flammen des Abendfeuers erwacht er bald wieder zum Leben. —

Digitized by Google

Wehe aber auch dem Wolf, der angeschossen und gefangen wird! Man begreift, welchen Haß die Kirgisen gegen diese Raubtiere haben, die sich sehr selten ihren Schüssen aussetzen. Der Gefangene wird nicht kurzerhand totgeschlagen, sondern man denkt sich die gräßlichsten Qualen aus, um ihn zu foltern!

Wenn im Alaital der große Winterschnee fällt, streifen die Wölfe auf den hohen Flächen des Pamir umher, wo der Schnee nicht so tief liegt, und stellen hier dem Wildschaf nach, das große, runde, schön gewundene Hörner hat und nach seinem Entdecker Marco Polo, dem berühmten Reisenden des Mittelalters, Ovis Poli genannt wird. Eine regelrechte Treibjagd veranstalten die Wölfe auf die Herden dieser Schafe. Die einzelnen Wildschafe, die sich unvorsichtig von der Herde entfernen oder zurückbleiben, werden von vorher ausgestellten Wachtposten der Wölfe auf einen vorspringenden Felsenabsatz gejagt, den die Räuber nun sofort umringen. Können sie dem gejagten Wild von oben herab beikommen, so haben sie leichte Arbeit; sonst warten sie geduldig, bis ihm die Beine vor Ermüdung einschlafen und es von dem Felsen herunter ihnen in den Rachen fällt.

Auf meinen verschiedenen Reisen durch Asien bin ich zahlreichen Wölfen begegnet, und sie haben mir Schafe, Maulesel und Pferde zerrissen. Wie manches Mal haben sie vor meinem Zelt ihr Geheul angestimmt und nach Fleisch und Blut geschrien! Aber wenn sich die Gelegenheit bot, dann galt auch kein Mitleid, und nicht wenige traf meine oder meiner Begleiter Kugel. Sie streifen ja wie böse Höllengeister fast in ganz Zentralasien umher, und man muß es ihnen vergelten, daß sie die Schafe der Nomaden zerreißen, die Füllen der Wildesel tothetzen und der geschmeidigen, zierlichen Antilope nachstellen.

21. Der Vater der Eisberge.

Wo man auch im östlichen Pamir verweilen mag, überall sieht man den Mus-tag-ata, den Vater der Eisberge, mit seinen flachen, hügeligen Gipfeln, die alle übrigen Berge überragen. Er ist 7880 Meter hoch, also einer der höchsten Berge der Erde. Auf seinem gewölbten Scheitel häuft sich der Schnee, und seine unteren Schichten verwandeln sich durch den beständigen Druck von oben in

Digitized by Google

Eis. Daher trägt der Berg stets eine mit Schnee bepuderte Eismütze. Aber um den Gipfel herum gibt es auch flache Mulden, und in ihnen sammelt sich der Schnee wie in Schalen, sinkt langsam nieder und verwandelt sich auch hier durch den Druck von oben in Eis. So entstehen mächtige Eiszungen, die sich außerordentlich langsam, jährlich nur um einige Meter, abwärtsbewegen. Sie sind von gewaltigen, schroffen Bergwänden umgeben, von denen Schutt und Steinblöcke auf das Eis herabfallen, und dieses nimmt sie mit in die tieferen Gegenden hinab. Je wärmer nun, weiter abwärts, die Luft wird, um so mehr taut von dem Eise; aber der Druck von oben gleicht das wieder aus, so daß sich der untere Rand des Eisstroms immer auf derselben Stelle zu befinden scheint. Hier sammelt sich nun allmählich das mitgeführte Geröll an, schiebt sich übereinander und bildet gewaltige Haufen und Steinwälle, die man Moränen nennt. Der Eisstrom selber heißt Gletscher. Der Mus-tag-ata sendet nach allen Seiten zahlreiche solcher Gletscher aus; sie sind mehrere Kilometer lang und ein bis zwei Kilometer breit. Ihre Oberfläche ist sehr uneben und zeigt zahlreiche Höcker und Pyramiden von klarem Eis.

Auf diesen Gletschern des Mus-tag-ata habe ich manche Wanderungen zu Fuß und auf Yaks reitend unternommen. Man muß gut beschuht sein auf solchen Wanderungen, sonst läuft man leicht Gefahr, auszugleiten und in eine der Spalten im Eise zu stürzen, die sich überall zeigen. Beugt man sich über den Rand solch einer Spalte, dann sieht man wie in eine dunkelblaue Grotte mit blanken Glaswänden hinein, und lange Eiszapfen hängen vom Rande hernieder. Über die Gletscherflächen fließen Schmelzbäche hin, bald lautlos und weich, als ob Öl durch die grünblauen Eisrinnen glitte, bald plätschernd und in muntern Sprüngen. Auf dem Boden der Eisspalten sickert und gluckst es; oft stürzen auch solche Gletscherbäche in stattlichen Wasserfällen in die Abgründe hinunter. An warmen Tagen, wenn die Sonne am Himmel steht, taut es überall, und es sickert, brodelt und rinnt ringsum. Ist aber das Wetter naßkalt und unfreundlich, dann ist auch der Gletscher stiller, und wenn der Winter mit seiner scharfen Kälte kommt, dann wird er starr und stumm, und all die Bäche gefrieren zu Eis.

Digitized by Google

Die Yaks der Kirgisen sind außerordentlich sicher auf den Füßen. Man kann mit ihnen über glatte, gewölbte Eisflächen reiten, über die kein Mensch gehen könnte. Der Yak stemmt seine Hufe so fest auf, daß das weiße Eispulver ringsherum stäubt, und wenn es so steil abwärts geht, daß er nicht mehr stehen bleiben kann, dann spreizt er alle vier Beine, macht sie so steif wie Holzklötze und rutscht den Eisabhang hinunter ohne umzufallen. Oftmals ritt ich über Moränenhaufen, die aus gewaltigen, übereinandergetürmten Granitblöcken bestanden. Da hieß es die Knie tapfer zusammenkneifen, denn der Yak machte Sätze und Sprünge wie ein Toller. Einmal waren die Steinblöcke dem Yak zu groß, und ich mußte zu Fuß weiter. Um schließlich wieder hinunterzugelangen, blieb mir nichts weiter übrig, als mich zwischen den Blöcken hinabgleiten zu lassen, und als ich glücklich unten ankam, landete ich in einem Bach. Aber ich krabbelte mich wieder auf offenes Terrain hinaus, nur Jolldasch, mein Hund, stand noch auf einem der höchsten Blöcke und heulte erbärmlich. Ich pfiff ihm und rief seinen Namen; da machte er kehrt und verschwand zwischen den Steinen. Nachher hörte ich ihn leise bellen und heulen, bis schließlich auch er ins Wasser plumpste, und als er mich dann fand, war er recht unzufrieden, daß ich ihn auf solche Abenteuer mitgenommen hatte!

Viermal habe ich versucht, von einigen tüchtigen Kirgisen begleitet, den Gipfel des „Vaters der Eisberge" zu besteigen, aber immer ohne Erfolg. Hoch oben zwischen den Moränen war unser Lager aufgeschlagen. Islam Bai, sechs Kirgisen und zehn Yaks standen vor Sonnenaufgang bereit, und wir hatten Lebensmittel, Pelze, Spaten und Spieße, Brennmaterial und ein Zelt bei uns. Die steilen Halden hinauf ging es erst durch Geröll, dann über Schnee, der immer tiefer wurde. Die dünnerwerdende Luft erschwerte das Atmen, und immer häufiger blieben die Yaks stehen, um zu verschnaufen. Die Kirgisen selbst gingen zu Fuß und trieben die Tiere nach den schwindelnden Höhen hinauf. Am Abend des ersten Tages hatten wir einen Punkt erreicht, der 6300 Meter über dem Spiegel des Weltmeeres liegt. Da hatten wir für heute genug und blieben die Nacht dort, um am folgenden Morgen den Aufstieg fortzusetzen.

Aber zwei Kirgisen waren so erschöpft vor Müdigkeit und Kopfschmerz, daß sie mich baten, wieder abwärts steigen zu dürfen. Die

Digitized by Google

übrigen schaufelten den Schnee weg und umgaben unser kleines Zelt noch mit einer Schneemauer. Das Feuer wurde angezündet und der Teekessel zum Kochen gebracht, aber wenn die Bergkrankheit im Anzuge ist, steht es schlecht mit dem Appetit. Die zehn Yaks lagen draußen angebunden im Schnee, und die Kirgisen rollten sich in ihren Pelzen wie Igel zusammen. Der Vollmond schwebte wie ein silberweißer Ballon gerade über dem Scheitel des Berges, und ich verließ mein Zelt, um dieses unvergeßliche Schauspiel zu genießen. Der Gletscher unter mir lag im Schatten, aber die Firnfelder glänzten im Mondlicht blendendweiß. Die Yaks lagen rabenschwarz auf der weißen Fläche, unter ihnen knarrte der Schnee, und es dampfte aus ihren Nüstern. Weiße, leichte Wölkchen segelten vom Berge aus schnell unter dem Mond dahin.

Dann ging ich wieder in mein Zelt. Das Feuer war erloschen und der eben getaute Schnee wieder zu Eis gefroren. Drinnen war es feucht und rauchig, und die Männer seufzten und stöhnten über Kopfweh und Ohrensausen. Ich kroch in meinen Pelz, konnte aber nicht schlafen. Lautlos war die Nacht, nur selten hörte man einen dumpfen Schuß — dann hatte sich eine neue Spalte im Eis gebildet oder ein Steinblock war von einem Bergabhang herabgestürzt.

Wie seltsam war doch so eine Nacht an der Grenze des unendlichen Weltenraums, dessen dunkelblaues Gewölbe alle Berge der Erde überspannt! Wir in unserem rauchigen Zelt lagen in einer Höhe, an die die mächtigsten Bergspitzen Europas, Nordamerikas, Afrikas und Australiens nicht heranreichen. Nur in Asien gibt es noch viele und in Südamerika einige Gipfel, die sich noch höher erheben. Man hätte einundzwanzig Eiffeltürme übereinander stellen müssen, um da hinaufzugelangen, wo wir die Nacht zubrachten!

Als ich am Morgen unter meinem Pelz hervorkroch und aus dem Zelt lugte, fegte ein wütender Schneesturm über die Hänge des Berges hin. Die dichten Wolken stöbernden Schnees waren völlig undurchsichtig, und weiter hinaufzusteigen wäre sicherer Tod gewesen. Ich konnte noch froh sein, daß es uns gelang, in solchem Wetter wieder lebendig hinunterzukommen. Und der Abstieg führte mitten durch die Schneewehen hindurch und fast kopfüber abwärts. Mein Yak sehnte sich nach der Weide und sprang wie ein Delphin

Digitized by Google

durch den Schnee. Sitzt man nicht fest im Sattel, so schießt man vornüber, und dabei stürzt auch der Yak und fällt auf seinen Reiter. Diese Nacht auf der Höhe von 6300 Metern lag mir noch lange Zeit in den Gliedern.

Ein andermal brach mein erster Yak, der zwei große Holzbündel trug, plötzlich im Schnee ein, blieb aber zum Glück noch mit den Hörnern, einem Hinterbein und den Reisigbündeln auf der Schneekruste hängen; sein übriger Leib aber schwebte frei in der Luft über einem dunklen, gähnenden Abhang! Der Schnee hatte hier eine tückische Brücke über eine große Spalte im Eis gebildet und unter dem Gewicht des Yaks nachgegeben. Es kostete unsägliche Mühe, bis das Tier an einem Strick wieder hervorgezogen war.

22. Ein kirgisisches Reiterspiel.

Der östliche Pamir steht unter der Herrschaft des Kaisers von China. Ein offenes Tal wird im Osten von einer Bergkette begrenzt, die in ungeheuern Verzweigungen und Armen nach dem muldenförmigen Becken Ostturkestans abfällt. Die Bergkette erstreckt sich von Norden nach Süden, und ihr höchster Gipfel ist mein alter Freund, der Mus-tag-ata.

An dem Fuße des „Vaters der Eisberge" ist der Talgrund eben und weit, und üppiges Gras wuchert hier. Auf der Ebene liegen die schwarzen Zelte der Kirgisen verstreut, den Flecken eines Pantherfelles vergleichbar. Eines dieser Zelte hatte ich für die Sommermonate 1894 gemietet, und mit besonderem Vergnügen studierte ich die Lebensgewohnheiten der Kirgisen.

Die Kirgisen sind ein prächtiges, ritterliches Hirten- und Reitervolk. Sie leben von ihren großen Schafherden, haben aber auch zahlreiche Pferde, Kamele und Rindvieh. Sie sind vom Gras der Steppe abhängig und wandern gleich andern Nomaden von einem Weideplatz zum andern. Ihre schwarzen Frieszelte hängen über einem Gestell von Holzrippen am Ufer der Bäche und Flüsse. Haben die Herden das Gras abgeweidet, dann rollen die Hirten ihre Zelte wieder zusammen, packen sie und ihre ganze übrige Habe auf die Kamele und suchen eine andere Weide. Sie sind ein freigeborenes, männliches Volk und lieben die endlose Steppe. Das Leben in der

Digitized by Google

freien Luft und auf der weiten Ebene hat ihre Sinne zu unglaublicher Schärfe entwickelt. Einen Ort, den sie einmal gesehen haben, vergessen sie nie. Ob der Wuchs der Steppe dichter oder dünner wird, ob der Boden die geringste Unebenheit zeigt, ob schwarzer oder grauer, feiner oder grober Schutt dort liegt, alles dient ihnen als Erkennungszeichen. Oft, wenn ich auf der Reise von Orenburg her durch die Kirgisensteppe auf dem Wege einige Minuten anhielt, um die Pferde verschnaufen zu lassen, erlebte ich es, daß mein kirgisischer Kutscher sich umdrehte und mir zurief: „Da hinten reitet ein Kirgise auf einer gefleckten Stute." Ich richtete mein Fernglas hin und entdeckte bestenfalls einen kleinen Punkt, ohne aber auch im geringsten sagen zu können, was das sei.

Unter den Kirgisen lebte ich Monate lang. War das Wetter schön, so machte ich weite Ausflüge zu Pferde oder auf dem Yak und nahm eine Karte der Umgegend auf. Wenn es vom Himmel goß, blieb ich im Zelt oder besuchte meine Nachbarn und plauderte mit ihnen. Ich hatte ihre Sprache geläufig sprechen gelernt, und tägliche Übung bringt Fertigkeit.

Um das große schwarze Zelt des Kirgisen herum halten bissige Hunde Wache, und zwischen ihnen spielen fröhlich kleine, nackte, braungebrannte Kinder. Sie sind allerliebst, und man begreift kaum, daß sie einmal zu großen, derbknochigen, halbwilden Nomaden heranwachsen werden. Aber alle Kinder sind ja lieb und niedlich, bevor das Leben und die Menschen sie verdorben haben. Im Zelt sitzen die jungen Weiber beim Garnspinnen und Zeugweben. Die älteren beschäftigen sich in einem Anbau des Zeltes mit dem Abrahmen der sauren Milch und mit Butterbereitung, oder sie sitzen um den Kessel herum, in dem Fleisch kocht. Das Feuer brennt mitten im Zelt, und der Rauch entweicht durch eine runde Öffnung in der oberen Wölbung des Kuppeldaches. Die jüngeren Männer hüten die Schafe draußen auf der Weide oder die Yaks im Gebirge. Zuzeiten gehen sie auch auf die Jagd und erbeuten wilde Schafe und Ziegen. Bei Sonnenuntergang werden die Herden in die Umfriedigungen nahe bei den Zelten getrieben, und die Weiber melken Mutterschafe und Yakkühe. Nachts muß der Wölfe wegen bei den Tieren Wache gehalten werden. Die Kirgisen sind Mohammedaner, und oft hört man sie vor den Zelten ihre arabischen Gebete singen.

Digitized by Google

Nach kurzer Zeit ſchon war ich mit allen meinen Nachbarn gut Freund. Sie ſahen, daß ich es gut mit ihnen meinte und mich nicht für beſſer hielt als ſie, und daß ich mich freute, unter ihnen zu leben. Von nah und fern kamen ſie, um mir Geſchenke zu bringen, Schafe und Milch, erbeutete Wildſchafe und Gebirgsrebhühner. Auch alle meine Leute, Islam Bai ausgenommen, waren ja Kirgiſen und folgten mir gern überallhin, wohin ich wollte.

Eines Tages hatten nun die Häuptlinge beſchloſſen, mir zu Ehren ein Feſt zu veranſtalten. Es ſollte ein „Bajga“, ein Reiterſpiel, ſein, und ſchon früh am Morgen verſammelten ſich kleine Scharen Berittener auf der großen Ebene, wo die wilde Jagd ſtattfinden ſollte.

Kirgiſiſche Reiter.

Als die Sonne ihren höchſten Stand erreicht hatte, begab auch ich mich dorthin. Zweiundvierzig Kirgiſen ritten mir zur Seite und hinter mir. In ihren Feſtgewändern, bunten Mänteln und farbigen Leibbinden, mit den geſtickten Mützen, mit Dolchen und Meſſern und den klappernden Gehängen, an denen Feuerſtahl, Bohrer, Pfeife und Tabaksbeutel befeſtigt waren, boten ſie einen ebenſo ſtattlichen, wie feſtlichen Anblick. Auch der Häuptling der Kirgiſen, die auf der Oſtſeite des Mus-tag-ata wohnen, war darunter. Sein langer Mantel war dunkelblau, ſeine Leibbinde hellblau, auf dem Kopf trug er eine violette Mütze mit Goldrand, und an der Seite baumelte in ſchwarzer Scheide ein Krummſäbel. Er war von hohem Wuchs und hatte einen dünnen, ſchwarzen Vollbart, einen ſtruppigen Schnurrbart, ſchmale, ſchrägliegende Augen und, wie die meiſten Kirgiſen, vorſtehende Backenknochen.

Digitized by Google

Die ganze Ebene vor uns war schwarz von Reitern und Pferden. Das wimmelte bunt durcheinander, wieherte und stampfte ringsum. Stramm und sicher saß der Großhäuptling Choat Bek trotz seiner hundertundelf Jahre im Sattel, wenn auch die Last der Jahre seine Gestalt schon ein wenig gebeugt hatte. Seine große Adlernase krümmte sich über dem kurzen, weißen Bart, und auf dem Scheitel trug er einen braunen Turban. Fünf Söhne, die auch schon Graubärte waren, umgaben ihn, jeder auf hohem Roß.

Nun begann das Schauspiel. Die Zuschauer reiten beiseite, um den Platz vor uns freizumachen. Ein Reiter sprengt mit einem Bock in den Armen heran, steigt ab und schleppt das arme Tier nahe zu uns hin. Ein zweiter Kirgise packt den Bock mit der Linken am Horn, schneidet ihm mit einem einzigen Schnitt seines scharfen Messers den Kopf ab, läßt den Bock ausbluten, ergreift ihn an den Hinterbeinen und reitet spornstreichs im Bogen über die Ebene. In der Ferne zeigt sich eine Reiterschar. Sie nähert sich mit unheimlicher Geschwindigkeit. Achtzig Pferdehufe schmettern auf den Boden unter betäubendem Lärm, den wildes Geschrei und das Klappern der Steigbügel noch verstärken. In einer Staubwolke sausen sie dicht an uns vorüber; man fühlt den Luftzug wie einen Sturmwind. Der erste Reiter wirft mir den toten Bock, der noch warm ist, vor die Füße, und dann jagen sie wie ein Ungewitter wieder davon.

„Reitet beiseite, Herr!“ rufen mir einige Häuptlinge zu, „jetzt wird es gleich toll hergehen!“

Und kaum habe ich Zeit, weit genug zurückzuweichen, als die erhitzte Schar auf schaumbedeckten Rossen schon wie eine Lawine heransaust. Um den Bock entsteht ein unentwirrbarer Knäuel von Menschen und Pferden, die kaum noch in dem aufwirbelnden Staub zu unterscheiden sind. Sie kämpfen um den Bock; wer ihn ergreift, ist der Sieger. Sie drängen, stoßen und schieben einander, die Pferde scheuen, bäumen oder überschlagen sich, und andere Pferde setzen über sie hinweg. Die Reiter, die fest im Sattel sitzen, beugen sich tief hinunter und greifen nach dem Vlies. Einige purzeln dabei auf die Erde und sind in Gefahr, zertreten zu werden, andere hängen halb unter ihren Pferden.

Am schlimmsten aber wird der Wirrwarr, als zwei Männer

Digitized by Google

auf Yaks sich noch in den Haufen drängen. Die Yaks kitzeln mit ihren Hörnern die Pferde an den Weichen; die Pferde werden gereizt und schlagen aus, und die Yaks verteidigen sich. Nun ist das Stiergefecht in vollem Gang.

Einem kräftigen Kirgisen ist es endlich gelungen, den Bock an sich zu reißen. Sein Pferd versteht es meisterhaft, sich und seinen Reiter rückwärts aus dem Spiel zu ziehen, und nun sprengt er schnell wie der Wind in weitem Bogen über die Ebene, die anderen ihm nach, und als sie wieder zurückkommen, scheinen sie die Absicht zu haben, sich mit unwiderstehlicher Gewalt auf mich zu stürzen! Doch im letzten Augenblick stehen die Pferde wie angemauert, und nun beginnt der Kampf aufs neue. Viele haben blutige Gesichter, andere zerrissene Kleider; Mützen und Peitschen liegen auf der Walstatt zerstreut umher, und manches der Pferde hinkt.

„Für uns Alte ist es doch ein Glück, daß wir nicht mit in dem Haufen zu sein brauchen", sagte ich zu Choat Bek.

„Oh, Herr", antwortete der Greis lächelnd, „es sind wohl schon hundert Jahre her, daß ich so alt war wie Ihr jetzt!"

23. Im Reich des schwarzen Todes.

Allzuschnell ist unsere Rastzeit in der Oase Tebbes verstrichen. Die Kamele stehen wieder beladen da, wir sitzen auf. Die Glocken läuten wieder, und unsere Karawane zieht weiter durch die Wüste, tage- und wochenlang immer nach Südosten. Endlich gelangen wir an das Ufer eines großen Sees, der Hamun heißt, auf der Grenze zwischen Persien und Afghanistan. Die Nordhälfte von Afghanistan wird von dem Hindukuschgebirge ausgefüllt; der Name bedeutet Hindutöter, weil die Hindus, die sich aus dem heißen Indien da hinaufwagen, alle Aussicht haben, im ewigen Schnee umzukommen. Im Frühling aber schmelzen große Massen des Winterschnees, und dann tanzen Flüsse und Bäche in muntern Sprüngen talabwärts, um sich auf den Ebenen des südlichen Afghanistan zu einem großen Flusse zu vereinigen. Er heißt Hilmend und strömt in den Hamunsee, an dem ich auf meiner Reise im Jahre 1906 meine Zelte aufgeschlagen hatte.

Die Kamele über den See zu bringen, war ausgeschlossen, denn richtige Boote oder gar Fähren gab es dort nicht. Also mußte ich

Digitized by Google

mich von ihnen trennen, so treu sie mir auch Monate hindurch gedient hatten. Am letzten Abend kaufte ich alles Brot, das im nahen Dorfe zu erhalten war, und fütterte sie damit der Reihe nach.

Die großen, schönen Tiere sahen ganz verwundert drein. Der schwarzbraune Kamelhengst blickte seine Kameraden verstohlen an und schien sagen zu wollen: „Was mag diese feine Bewirtung wohl bedeuten? Soll das vielleicht ein Abschiedssouper sein?"

„O nein", antwortete sein braungelber Nachbar, „wir sind ja mitten in der Wüste, und zu Fuß können sie doch nicht an das Ziel ihrer Reise kommen."

„Freilich! Aber sie werden uns gegen Dromedare austauschen, denn für uns Kinder des Nordens sind die südlichen Wüstengegenden zu heiß."

„Ja", sagte ein drittes Kamel, „der Sommer ist vor der Tür, wir würden sterben und von den Bremsen aufgefressen werden."

Mein Reitkamel, das gerade dabei war, einen Brotfladen zwischen den Zähnen zu zermalmen, flüsterte den anderen traurig zu: „Jawohl, wir werden wie Sklaven verkauft! Erinnert ihr euch nicht des bärtigen Mannes mit dem weißen Turban, der uns neulich ins Maul guckte, uns überall am Leibe befühlte, unsere Höcker betastete und nachsah, ob uns die Haarquaste auch noch an der Schwanzspitze sitzt? Hörtet ihr nicht das Silbergeld im Zelt des Sahib klingen? Da kaufte der mit dem weißen Turban uns um einen Spottpreis. Aber was hilfts? Es ist nun einmal Sklavenlos, von einer Hand in die andere zu gehen! Wir hatten es gut bei dem Sahib, und es ist grausam von ihm, uns zu verkaufen."

„Aber denke doch an die Weide im Gebirge", tröstete einer der Kameraden, „mir ist sie jedenfalls lieber als eine neue Wüstenwanderung in der Sommerhitze!"

Hätten die Tiere gewußt, daß wir uns hier zwischen zwei Wüsten befanden, von denen die eine die „hoffnungslose" Wüste, die andere Gehenna oder die „Hölle" heißt, so hätten sie allen Grund gehabt, sich zu freuen. Aber als sie nun der neue Eigentümer am nächsten Tag in langer Reihe unter den Palmen fortführte, sahen sie tiefbetrübt aus, und mein prächtiges Reitkamel wandte den Kopf nach

Digitized by Google

meinem Zelt zurück, ſolange es noch einen Zipfel davon ſehen konnte. Noch heute frage ich mich oft, auf welchen Wüſtenpfaden es jetzt wohl wandern mag?

Auf den flachen Ufern des Hamunſees wachſen Schilfſtauden und Binſen in Fülle, aber kein Baum. Aus dem Schilf bauen die Eingeborenen ihre Hütten und auch eine Art närriſcher Boote. Bündel knochentrockener, gelber Binſen ſchnüren ſie zu zigarrenförmigen Spulen zuſammen, und durch Zuſammenbinden einer Menge ſolcher Spulen entſteht ein mehrere Meter langes torpedoartiges Ding, das ſie als Fahrzeug benutzen. Beladen liegt ſolch ein Boot kaum zehn Zentimeter über dem Waſſer, aber es kann ſich auch bei Seegang nie füllen oder unter Waſſer gedrückt werden. Wohl können ſich die Binſenſpulen lockern, aber man hütet ſich ſehr, bei ſtarkem Wind damit zu fahren.

Auf dem Hamunſee.

Auf vierzehn ſolcher Binſenboote wurde ich mit meinen Leuten und allem Gepäck untergebracht und jedes Fahrzeug von einem halbnackten Perſer mit einer langen Stange weitergeſtoßen. Der See iſt kaum anderthalb Meter tief, aber zwanzigtauſend Meter breit, und nach den vielen Wochen trockener, ſchwüler Wüſtenhitze war die Fahrt eine herrliche Erfriſchung. Nur die Hunde wollten ſich

Digitized by Google

zuerſt nicht mit unſerer luſtigen Flottille befreunden, ſondern ſprangen ins Waſſer, da ſie des Schilfs wegen das Land nahe glaubten. Aber ſie ſchwammen, bis ſie keuchten, und mußten zuletzt halbtot vor Erſchöpfung wieder aus dem Waſſer gezogen werden.

Zwei Stunden jenſeits des Hamunſees liegt Nasretabad, die Hauptſtadt Seïſtans, das zur Hälfte Afghaniſtan, zur Hälfte Perſien gehört. Fünf Monate vor mir war hier ein anderer Gaſt eingezogen, die Peſt! Jetzt eben ging der ſchwarze Todesengel umher und holte ſich maſſenhaft ſeine Opfer; er nahm den Bauern vom Pflug und den Hirten von ſeiner Herde, und der Fiſcher, der am Morgen noch fröhlich am Hamun ſeine Netze ausgelegt hatte, lag am Abend ſtöhnend und fiebernd in ſeiner Hütte.

Aſien iſt die Urheimat der Arier und der Mongolen; es iſt auch die Wiege der großen Religionen, des Buddhismus, des Chriſtentums und des Mohammedanismus. Und Aſien iſt auch der Herd furchtbarer Seuchen, die von Zeit zu Zeit gleich vernichtenden Wogen über die Menſchheit hinrollen.

Auch der „ſchwarze Tod", die Peſt, iſt in Aſien zu Hauſe. Im Jahre 1350 drang ſie nach Europa und raffte hier fünfundzwanzig Millionen Menſchen hin! Ganze Provinzen verödeten, und um die verlaſſenen Kirchen wuchs dichter Urwald. Viele Menſchen taten Buße ob dieſer Strafe Gottes, andere überließen ſich der Schwelgerei und dem Trunk. Man hatte ja damals noch keine Ahnung von Bakterien, und noch weniger vom Serum, das das Blut gegen den zerſtörenden Einfluß der Bakterien unempfindlich macht.

Im Jahre 1894 kam die Peſt von China über Hongkong nach Indien, wo innerhalb weniger Jahre drei Millionen Menſchen daran ſtarben! Ich erinnere mich eines kleinen Hauſes in Bombays Armenviertel, das ich 1902 beſuchte. Die Behörden hatten befohlen, jedesmal an dem Haus, wo jemand an der Peſt geſtorben ſei, ein rotes Kreuz neben die Türpfoſten zu malen — und dieſes kleine Haus hatte nicht weniger als vierzig Kreuze!

Jetzt im Jahre 1906 wütete die Peſt mörderiſch in Afghaniſtan, und vom Dach des Hauſes, in dem ich bei Engländern wohnte, konnte ich die Leichenzüge ſehen, die die Opfer der Seuche zu Grabe trugen; in einem Tümpel außerhalb der Stadtmauer wurden die Leichen ge-

Digitized by Google

waſchen. Die kleine Stadt drohte auszuſterben, und die Menſchen flüchteten in Scharen. Ein engliſcher Arzt und ſein Aſſiſtent wollten ihnen mit Serumeinſpritzungen helfen, aber aus Haß gegen die Europäer redete die mohammedaniſche Geiſtlichkeit dem Volke ein, daß gerade die Chriſten die Krankheit ins Land gebracht hätten. Irregeführt und aufgereizt ſammelten ſich die Eingeborenen zum Angriff auf das engliſche Konſulat, wurden aber zurückgeſchlagen. Soviel wie möglich verſuchten ſie die Todesfälle zu verheimlichen und ſchafften deshalb die Leichen bei Nacht fort. Bald aber ſtarben ſie ſo dicht hintereinander, daß gar keine Zeit mehr war, Gräber zu graben. Wer an Hyänen und Schakale dachte, grub ſich deshalb ſelbſt noch bei Lebzeiten ſein Grab! Prozeſſionen mit ſchwarzen Fahnen und Opferziegen zogen um die Moſchee der Stadt und flehten Allah um Schonung an. Aber Allah erhörte ſie nicht, und dieſe Menſchenanſammlungen verbreiteten die Peſt nur noch mehr.

Es gab Häuſer, in denen man die Leichen überhaupt nicht mehr beerdigte. Die Überlebenden machten ſich in aller Stille fort und ſchloſſen die Haustür. Dann brach wohl ein armer Schlucker in das leerſtehende Häuschen ein und ließ ſich in dem einzigen Gemach nieder, wo die ſchwarze Leiche eines Peſtkranken lag und ihn natürlich in kurzer Zeit ebenfalls vergiftete. Auf dieſe Weiſe ſind ganze Dörfer ausgeſtorben. —

Unter dem Mikroſkop erſcheint die mörderiſche Peſtmikrobe wie ein winzig kleiner, länglicher Punkt, und doch ſieht man ſie dabei in zwölfhundertfacher Vergrößerung. Sie lebt im Blut der Ratten und wird durch deren Ungeziefer auf Menſchen übertragen. Sie iſt fürchterlich anſteckend; in dem Haus, aus dem ſich der Todesengel ein erſtes Opfer geholt hat, ſtirbt einer nach dem andern. Und in ihrer abergläubiſchen Verblendung ſind die Eingeborenen nicht zu bewegen, ihre Kleider und das ganze Inventar des verſeuchten Hauſes zu verbrennen. Sie können ſich von ihrer Habe nicht trennen und gehen lieber mit ihr zugrunde.

In einem Haus wohnt ein armer Zimmermann mit ſeiner Frau, zwei halbwüchſigen Söhnen und einer Tochter. Seit zwei Tagen hat er ſich matt und kraftlos gefühlt, und nun brennt ſein Körper vor Fieberhitze. In einer Ecke auf dem feſtgeſtampften Lehmfußboden

liegt er, phantaſiert, und alles iſt ihm gleichgültig, wenn man ihn nur in Ruhe läßt. Wenn ſeine Frau ihn mit einer Friesdecke zudeckt, jammert er laut, denn ſeine Lymphdrüſen ſind zu großen Geſchwüren angeſchwollen und außerordentlich empfindlich. Nach zwei Tagen dringen die Mikroben aus den Beulen in das Blut, und der Unglückliche ſtirbt an Blutvergiftung. Sobald ſein Blut erſtarrt iſt, verläßt das Ungeziefer in den Kleidern des Mannes die Leiche, denn es ſucht nach pulſierendem Blut. Für die Überlebenden, die trauernd am Totenbett ſtehen, iſt dann die Gefahr am größten. Aber man kann die Eingeborenen noch ſo ſehr davor warnen, ſie glauben doch kein Wort davon — und ſterben!

Dieſes Reich des ſchwarzen Todes bald wieder verlaſſen zu können, war natürlich ein großes Glück, und durch die Wüſten Belutſchiſtans ging es dann weiter auf Indien zu. Meine alten Diener hatte ich entlaſſen, und neues Perſonal, lauter Belutſchis, begleitete mich. Wir ritten auf Dſchambas, ſchnellfüßigen Dromedaren, die ſeit Generationen im Rennen geübt ſind. Sie haben hohe, dünne, aber ſtarke Beine mit großen Fußſchwielen, die mit dumpfem, leiſem Ton auf dem trocknen Boden aufſchlagen. Den Kopf tragen ſie hoch und bewegen ihn ſchneller als die würdevollen Kamele. Beim Laufen aber halten ſie ihn in horizontaler Richtung, faſt in gleicher Höhe mit ihrem Höcker. Jedes Dromedar trägt zwei Reiter, der Sattel hat deshalb zwei Einſenkungen und zwei Paar Steigbügel. Im Naſenknorpel des Dromedars ſitzt ein kleines Querholz, an deſſen Ende eine feine Schnur befeſtigt iſt. Man lenkt das Dromedar, indem man die Schnur von der einen Seite auf die andere wirft.

Es iſt erſt dreißig oder höchſtens vierzig Jahre her, daß die Belutſchis aufgehört haben, plündernd in perſiſches Gebiet einzubrechen. Erſt ſeitdem die Engländer ſich des Landes angenommen haben, ſind geordnete Verhältniſſe eingetreten. Doch muß man noch immer eine Eskorte bei ſich haben, und mich begleiteten daher ſechs mit modernen Gewehren bewaffnete Dromedarreiter. Wie die Belutſchis das öſtliche Perſien, ſo haben die Turkmenen Choraſſan durch unzählige Raubzüge gebrandſchatzt, und auf der weſtlichen Grenze führen die Kurden ein heilloſes Räuberleben. In dieſen unruhigen Grenzgebieten gibt

Digitized by Google

es kein Dorf, das nicht seine kleine Festung hat oder wenigstens mit einem Wachtturm versehen ist.

Wie es auf solch einem Raubzug in der Wüste zugeht, das will ich nun erzählen.

24. Ein nächtlicher Raubzug in der Wüste.

Schah Sevar, „der reitende König", der Häuptling eines kriegerischen Stammes im westlichen Belutschistan, sitzt eines Abends, die Pfeife rauchend, am Lagerfeuer vor seinem schwarzen Zelt, dessen Tuch über Tamariskenzweige gespannt ist. Der Märchenerzähler ist soeben verstummt. Da nahen im nächtlichen Dunkel zwei weißgekleidete Männer mit weißen Turbanen um den Kopf. Sie binden ihre Dromedare an und neigen sich demütig vor Schah Sevar; dieser fordert sie auf, sich zu setzen und sich Tee aus der eisernen Kanne einzuschenken. Nun wird es ringsum lebendig. Noch andere Männer treten ans Feuer; sie alle tragen lange Flinten, Speere, Säbel und Dolche. Einige führen zwei oder drei Dromedare am Zügel.

Jetzt sitzen vierzehn Männer um das lodernde Feuer. Es ist sonderbar still in diesem Kreise, und auf Schah Sevars Antlitz ruht feierlicher Ernst. Schließlich fragt er: „Alles bereit?"

„Ja, Herr!" ertönt es von allen Seiten.

„Ist das Pulverhorn gefüllt, und Blei im Beutel?"

„Ja!"

„Sind die Wasserschläuche voll?"

„Ja!"

„Lebensmittel in den Taschen?"

„Ja, Herr. Datteln, saurer Käse und Brot auf acht Tage!"

„Ich sagte euch vorgestern: diesmal gilt es Bam. Bam ist ein starkbevölkertes Dorf. Entdeckt man uns zu früh, dann kommt es zu heißem Kampf. Wie der Schakal aus der Wüste müssen wir heranschleichen. Es sind 500 Kilometer, ein Ritt von vier Tagen!"

Wieder starrt Schah Sevar eine Weile in die Flammen, dann fährt er fort: „Sind die Dschambas frisch?"

„Ja!"

„Und zehn weitere Dromedare für die Beute?"

„Ja!"

Digitized

Nun erhebt er sich, und alle Männer folgen seinem Beispiel. Ihre wilden Gesichter glänzen kupferrot im Feuerschein. Sie sind keine Diebe, Diebstahl halten sie für einen gemeinen Lebensberuf. Aber Plünderung und Raub gilt ihnen als ritterlicher Sport, und ihren Ruhm macht die Zahl der Sklaven, die sie in ihrem Leben erbeuten.

„Aufgesessen!" befiehlt der Häuptling mit gedämpfter Stimme. Die Musketen werden über die Schulter geworfen und schlagen klappernd gegen das Gehänge, an dem Pulverhorn und Lederbeutel mit Kugeln, Feuerstein, Stahl und Zunder befestigt sind. Im Gürtel stecken die Dolche; Zaum und Sattelgurt sind schon vorher besorgt. Im Augenblick sitzen die Männer im Sattel. „In Allahs Namen!" ruft Schah Sevar, und in mäßigem Trab sprengt die Schar in die Nacht hinaus.

Man folgt einem bekannten Pfade; die Sterne dienen als Wegweiser. Der Tag graut, die Sonne geht auf, und der vorwärts, nach Bam, weisende Schatten der Dromedare fällt auf festen gelben Sand, in dem kein Grashalm wächst. Kein Wort wurde in der Nacht gesprochen. Nun aber die ersten 120 Kilometer durchritten sind, sagt der Häuptling: „Wir rasten an der Quelle des weißen Wassers." Hier angelangt, füllen sie die Schläuche frisch und lassen die Dromedare saufen. Dann ziehen sie sich in das nahe Gebirge zurück, um die heißen Stunden des Tages verstreichen zu lassen. Sie lagern nie an Quellen, wo man leicht andere Menschen trifft.

Mit Einbruch der Dämmerung sind sie wieder im Sattel. Heute reiten sie schneller als in der vorigen Nacht und machen am Morgen an einer salzigen Quelle halt. In der dritten Nacht beginnen die Dromedare mühsamer zu atmen, und wenn die Sonne aufgeht, hängt der Schaum in weißen Flocken an ihren beweglichen Lippen, die sie ungeduldig kauen. Müde sind sie nicht, aber atemlos und verdrießlich, und die Haut über ihren Nüstern hat sich wie zwei Glocken aufgebläht. Aber weiter geht die wilde Jagd nach Westen, und weiter stürmen die Dromedare ohne Anfeuerung seitens der Reiter in wirbelnder Staubwolke dahin.

Nun liegt auch der letzte Wüstenpfad, den noch hin und wieder eine Karawane zieht, hinter ihnen, und in rasender Flucht geht es über hartgefrorenen, salzhaltigen Schlammboden. Nichts Lebendes

Digitized by Google

zeigt sich hier, nicht einmal ein verirrter Rabe oder Geier, der die Bewohner von Bam vor der drohenden Gefahr warnen könnte. Ohne Rast geht es den ganzen Tag weiter. So stumm und still ist die Reiterschar wie die Wüste selbst, man hört nur die langgezogenen Atemzüge der Dromedare und das Rasseln ihrer Fußschwielen auf dem harten Boden. Wenn das Abendrot seine Purpurdecke über die Wüste breitet, sind nur noch 20 Kilometer zurückzulegen.

Da hält Schah Sevar sein Dromedar an, und als fürchte er, daß man in Bam seine Stimme höre, ruft er halblaut: „Halt!" Ein leises Zischen der Reiter, und die Tiere beugen die Knie und legen sich nieder. Die Reiter springen aus dem Sattel und binden den Dromedaren die Vorderbeine mit kurzen Stricken zusammen, damit die Tiere sich nicht erheben und fortlaufen können und so den Plan verraten. Alles ist jetzt totmüde und streckt sich auf dem Boden aus. Einige Männer schlafen, andere hält die Aufregung wach, vier Posten halten nach verschiedenen Seiten hin Ausschau. Das Ziel des Raubzuges ist nicht zu sehen, wohl aber die Berge, an deren Fuße Bam liegt. Wenn nur die Nacht erst da wäre und der Schutz der Dunkelheit!

Der Tag war windstill und heiß. Am Abend kommt ein schwacher Lufthauch von Norden her, und Schah Sevar lächelt. Ostwind hätte ihn und seine Reiter zu einem Umweg gezwungen, um nicht die witternden Dorfhunde zu früh zu beunruhigen. Neun Uhr ist es jetzt. In einer Stunde schläft ganz Bam. Die Reiter sind mit ihrer Mahlzeit fertig und stecken einen Rest Datteln, Käse und Brot wieder in die Tasche. „Sollen wir die Wasserschläuche leeren, um die Lasten der Tiere zum Angriff zu erleichtern?" fragt ein Belutschi.

„Nein," antwortet Schah Sevar, „vielleicht kommen wir nicht mehr dazu, die Schläuche im Dorf vor unserem Rückzug zu füllen."

„Jetzt ist es Zeit," sagt er dann, „die Waffen bereit!" Sie sitzen wieder auf und reiten langsam auf das Dorf zu. „Erst wenn sich etwas Verdächtiges zeigt, reite ich schneller, und ihr folgt mir. Ihr drei mit den Lastdromedaren bleibt die letzten im Zuge." Wie Falken schauen die Räuber nach ihrem Ziel. Langsam hebt sich am westlichen Horizont die Kontur des Berges. Noch 5 Kilometer, aber ihre Augen, die das Leben im Freien geschärft hat, unterscheiden

Digitized by Google

ſchon die Gärten in Bam. Sie kommen näher und näher. Da bellt ein Hund — ein zweiter ſtimmt ein — alle Dorfhunde ſchlagen jetzt an; ſie haben die Dromedare gewittert!

„Vorwärts!“ ruft der Häuptling. Unter den anfeuernden Rufen der Reiter verdoppeln die Dromedare ihre Kraft, ſie wiſſen, was auf dem Spiele ſteht. Ihre Köpfe liegen faſt mit der Erde parallel, ſie fliegen dahin, von Schaumflocken und Staubwolken umwirbelt. Das Gebell der Hunde wird immer toller, einige kommen ſchon den Dromedaren entgegengelaufen. Jetzt erreicht die wilde Jagd den Eingang des Dorfes. Rufe der Verzweiflung ertönen, die Schlafenden werden geweckt, Frauen und weinende Kinder fliehen nach den Bergen hin. Zu geordneter Verteidigung iſt keine Zeit mehr, zu überraſchend war der Überfall; es fehlt an einem Führer. Wie aufgeſchreckte Hühner laufen die Unglücklichen durcheinander, und die Reiter fallen über ſie her. Schah Sevar ſitzt hochaufgerichtet auf ſeinem Dromedar und leitet den Angriff. Die anderen ſpringen ab und überwältigen drei Männer, zwölf Weiber und ſechs Kinder, die in Eile gebunden und von zwei Belutſchis bewacht werden, während die übrigen Reiter die benachbarten Häuſer durchſuchen. Ihre Beute ſind zwei junge Männer, die vergebens Widerſtand leiſten, zwei Säcke Korn, ein wenig Hausgerät und alles Silber, das ſie finden konnten.

„Wieviel Sklaven?“ brüllt Schah Sevar.

„Dreiundzwanzig!“ tönt es von mehreren Seiten.

„Das genügt, ladet auf!“

Die Sklaven und das geſtohlene Gut werden auf den Dromedaren feſtgebunden. „Eilt, eilt!“ ruft der Häuptling. „Denſelben Weg zurück!“ In der Haſt des Aufbruchs entſteht ein entſetzlicher Wirrwarr, einige Tiere haben ſich in die Stricke der anderen verwickelt. „Zurück!“ Das ſcharfe Auge des Häuptlings hat eine herannahende Schar bewaffneter Männer entdeckt. Drei Flintenſchüſſe krachen plötzlich durch die Nacht, und Schah Sevar ſtürzt rücklings aus dem Sattel. Sein Dromedar ſcheut und flieht wüſtenwärts. Der linke Fuß des Reiters hängt im Steigbügel, und ſein Kopf ſchleift durch den Staub, der den Blutſtrom der Stirnwunde verſtopft. Dann aber gleitet der Fuß aus dem Bügel; „der reitende König“ liegt als Leiche vor den Toren Bams.

Digitized by Google

Noch ein zweiter Räuber ist schwer verwundet und wird von den Dorfbewohnern zusammengehauen. Bam ist erwacht. Die in den Stricken verwickelten Dromedare werden mit den Sklaven und der übrigen Beute eingefangen. Aber zwölf Reiter und zehn Lastdromedare sind, von einigen wütenden Hunden verfolgt, in der Dunkelheit verschwunden, und sechzehn Dorfbewohner werden vermißt. Der ganze Überfall war das Werk einer halben Stunde. In dieser Nacht schläft niemand mehr in Bam.

Jetzt müssen die Dromedare das Äußerste leisten; sie haben doppelte Last zu tragen, aber gehetzt wie auf der Jagd stürmen sie daher. Unaufhaltsam geht es die ganze Nacht und den ganzen nächsten Tag hindurch. Dann und wann sehen sich die Räuber um. An der salzigen Quelle wird zum erstenmal gerastet; Späher besetzen den naheliegenden Hügel. Man ißt und trinkt und ordnet sich für den weiteren Ritt. Keine Minute ist zu verlieren. Die Gefangenen sind gelähmt vor Schrecken, die jungen Mädchen halb erstickt vor Weinen, ein kleiner Knabe in zerrissenem Hemdchen ruft vergeblich nach seiner Mutter. Andere der geraubten Kinder haben sich müde geweint und sind trotz des heftigen Schaukelns während des Rittes erschöpft eingeschlafen. Mit weißen Binden werden den Gefangenen die Augen verbunden; sonst merken sie sich den Weg und fliehen früher oder später nach Bam zurück.

Dann geht der wilde Ritt weiter, und nach acht Tagen Abwesenheit ist die Reiterschar wieder daheim mit ihrer Beute, aber ohne ihren Häuptling. Die Behandlung der Sklaven ist gut und — die Zeit heilt alle Wunden!

25. Skorpione.

Auf ebensolchen Renndromedaren, wie die Räuber des vorigen Kapitels, reiten wir nun durch Nordbelutschistan nach Osten. Versengte, dürre Wüsten und Steppen, nur spärlich mit Disteln und Grasbüscheln bewachsen, wandernde Dünen von feinem gelben Sand und niedrige im Wechsel der Hitze und Kälte verwitterte Bergrücken — das ist die Signatur dieses Landes. Nur wenige Nomaden wandern hier mit ihren Schafherden her, und der Fremdling fragt sich oft, wovon nur Menschen und Tiere hier leben können. Freilich gibt

Digitized

es in einigen Tälern Weide und auch Quellen, und bisweilen durchreiten wir Gürtel üppiger Tamarisken und Saxaulsträucher mit grünen Nadelzweigen, hartem Holz und Wurzeln, die bis zum Grundwasser reichen. Die große Karawanenstraße, der wir folgen, ist aber entsetzlich öde. Nur bei den Stationen finden wir Brunnen mit salzhaltigem Wasser. Und die Hitze wird jetzt Ende April mit jedem Tage drückender. Das Thermometer zeigt im Schatten 42 Grad, und wenn man auf seinem Dromedar der Sonne entgegenreitet, ist es, als stecke der Kopf in einem glühenden Ofen. Wenn ein Wind weht, geht es noch an, aber dann jagen die Sandwirbel wie Gespenster über den heißen Boden. Doch wenn die Luft still ist, dann scheinen die Umrisse der Gebirge in kleinen hastigen Wellen zu zittern. Der Lauf eines Gewehrs, das in der Sonne gelegen hat, würde Brandblasen an den Händen verursachen, und im Hochsommer umwickeln die Belutschis sogar ihre Steigbügel mit Filzstücken, um die nackten Dromedare vor Brandwunden an den Flanken zu schützen.

Diese Gegend ist eine der heißesten der Erde. Die Sonne steht mittags so hoch, daß der größte Teil des Schattens der Dromedare unter ihnen selbst verschwindet. Mit welcher Sehnsucht sieht man dem Sonnenuntergang entgegen und wartet man darauf, daß sich die Schatten verlängern und die ärgste Hitze abnimmt! Aber kühl wird es hier nicht einmal in der Nacht, vielmehr wird man dann noch von Mückenwolken gepeinigt.

Weiter im Osten werden die Täler fruchtbar, aber Myriaden gefräßiger Heuschrecken verzehren den üppigen Weizen; sie waren gerade in dem Jahr, als ich dieses Land besuchte, besonders zahlreich.

Außerdem wimmelt Belutschistan und auch Persien von Skorpionen, diesen kleinen Wüstenbewohnern, die in zweihundert verschiedenen Arten in allen heißen Gegenden der fünf Erdteile zu finden sind. Einige sind winzig klein, andere bis zu fünfzehn Zentimeter lang. Sie sind schwarzbraun oder rötlich oder, wie in Belutschistan, strohgelb. Ihr Körper besteht aus einem ungegliederten Kopf- und Bruststück, einem Hinterteil von sieben gegliederten Ringen und sechs Schwanzringen. Das letzte, dreizehnte Glied enthält zwei Giftdrüsen und ist mit einem nadelfeinen Stachel versehen. Das Gift ist eine wasserhelle Flüssigkeit.

Digitized by Google

Die Skorpione leben in morschen Baumstämmen, unter Steinen und in Mauern, und da sie die Wärme lieben, suchen sie Häuser und Hütten auf und kriechen in Kleider und Betten. In alten Zeiten glaubte man an ihre Auferstehung nach dem Tode, und aus dem Alten Testament sind sie uns wohlbekannt; denn Gott führte die Kinder Israels „durch die große furchtbare Wüste, den Aufenthaltsort der Schlangen und Skorpione, ein verdorrtes Land, wo es kein Wasser gibt." Sie kommen auch im Neuen Testament vor, denn Jesus sagte zu den Siebzig: „Siehe, ich gebe euch Macht, auf Schlangen und Skorpione zu treten", und daß sie im Altertum ebenso gefürchtet waren, wie heute, zeigt die Stelle aus der Offenbarung Johannis: „Und aus dem Rauche gingen die Heuschrecken auf die Erde, und ihnen ward dieselbe Macht gegeben, welche die Skorpione auf der Erde haben."

Aber dieses scheußliche Gewürm kriecht nicht nur auf der Erde herum, sondern es ist auch im Zodiakus, dem Ring von Sternbildern, den wir den „Tierkreis" nennen, als achtes der zwölf Bilder vertreten. In dieser Eigenschaft findet sich der Skorpion in alten ägyptischen Tempeln abgebildet, und so erfreute er sich also schon im grauesten Altertum einer Berühmtheit, wie kein anderes so niedrigstehendes Tier.

Bei Nacht verlassen die Skorpione ihren dunklen Schlupfwinkel und gehen auf die Jagd. Sie halten dabei den Schwanz aufwärts über den Rücken gebeugt, um den Stachel nicht zu beschädigen und sofort zu Angriff und Abwehr bereit zu sein. Hat der Skorpion ein geeignetes Opfer gefunden, etwa eine Spinne, so stürmt er hastig darauf los, ergreift es mit seinen krebsähnlichen Scheren, hebt es über den Kopf und über seine nach oben gerichteten Augen und versetzt ihm mit dem Giftstachel den Todesstoß. Dann saugt er sich in den Weichteilen des Opfers fest und zermalmt die harten mit seinen Kiefern.

Die jungen Skorpione kommen lebendig zur Welt und gleichen vom ersten Tag an den alten, sind aber noch hell und weich. Sie kriechen auf dem Rücken und an den Beinen der Mutter umher, die unterdes immer schwächer geworden ist, und verlassen sie erst nach einiger Zeit, wenn sie stirbt. Zu den schlimmsten Feinden der Skorpione gehören gewisse behaarte, ebenfalls giftige Raubspinnen, die in Persien und Belutschistan sehr häufig sind.

Digitized by

Die Stiche großer Skorpione sind auch dem Menschen gefährlich. In einigen Fällen ist der Gestochene zwölf Stunden später unter entsetzlichen Qualen gestorben. Andere verfallen in Krämpfe und Fieber und leiden große Schmerzen. Wer aber öfter von Skorpionen gestochen wird, bleibt schließlich unempfindlich gegen das Gift. Öfter habe ich in asiatischen Hütten, in meinem Zelt, unter meinem Gepäck oder gar auf meinem Bett Skorpione gefunden, bin aber nie von ihnen gestochen worden. Wohl aber ist das vielen meiner Diener begegnet, und sie erzählten mir, es sei sehr schwer festzustellen, wo der Skorpion gestochen habe, da der ganze Leib nach dem Stich jucke und brenne. In Ostturkestan pflegt man den Skorpion, von dem man gestochen wurde, zu fangen und zu einer breiigen Masse zu zerdrücken, und diese Salbe schmiert man dann auf die Stelle, wo der Stachel eingedrungen ist. Ob die Kur aber hilft, das weiß ich nicht.

Es wird erzählt, die Entschlossenheit eines Skorpions gehe so weit, daß er Selbstmord begehe, wenn er sich ohne Hoffnung auf Rettung in Lebensgefahr befinde. So soll er, wenn man ihn in einen Kreis glühender Kohlen legt und er vergeblich versucht hat, hinauszukommen, sich seinen Giftstachel in den eigenen Rücken bohren. Ich habe dieses Experiment öfter gemacht und jedesmal gefunden, daß der Skorpion zwar mehrere Male im Kreise herumrannte und zu entkommen versuchte, aber dann ganz hübsch vernünftig in der Mitte sitzen blieb. Vielleicht sagte ihm sein Instinkt, daß die Kohlen erkalten, wenn er sich Zeit lasse. Aber ehe es so weit war, hatte ihn schon ein großer Stein zermalmt. Gewiß ist Mitleid gegen Tiere ein schöner Zug, aber Skorpione muß man vernichten, wo man ihnen begegnet.

26. Der Indus.

Wenn man 2400 Kilometer auf Kamelen und Dromedaren geritten ist, klingt die Dampfpfeife einer Lokomotive wie die lieblichste Musik! Auf der Anfangsstation der indischen Eisenbahn sagte ich meinen Belutschis Lebewohl, bestieg den Zug und fuhr über die große Garnisonstadt Quetta im britischen Belutschistan zum Indus hinunter.

Digitized by Google

Nun wollen wir einen Augenblick die Karte (S. 113) zur Hand nehmen. Im Süden des Himalaja bildet die indische Halbinsel ein Dreieck, dessen Spitze wie ein Dorn in den Indischen Ozean hineinragt. Die Basis dieses Dreiecks im Norden aber ist breit. Hier strömen die drei großen Flüsse Indiens, Indus, Ganges und Brahmaputra. Der Brahmaputra bewässert die Ebenen Assams in der östlichen Ecke des Dreiecks. An den Ufern des Ganges liegt eine ganze Welt großer berühmter Städte, von denen wir mehrere besuchen wollen, sobald wir von einem längeren Ausflug nach Tibet zurückgekehrt sind. Ganges und Brahmaputra haben ein gemeinsames Delta, durch dessen zahllose Arme sich das Wasser beider Flüsse in den Bengalischen Meerbusen ergießt.

Im westlichen Winkel des Dreiecks strömt der Indus dem Indisch-arabischen Meere zu. Seine Quellen und die des Brahmaputra liegen hoch oben in Tibet nahe beieinander, und wie ein ungeheurer weißer Edelstein wird der Himalaja von den glitzernden, rauschenden Silberfäden der beiden Ströme eingefaßt: da oben im Westen durchschneidet ihn in einer bis 3000 Meter tiefen Talschlucht der Indus, und im Osten sucht der Brahmaputra durch ein nicht weniger wildes, schwindelerregendes Tal den Weg nach dem Tiefland. Die seit tausend und abertausend Jahren unermüdlich nagende und zermalmende Kraft der Wassermassen hat diese gewaltigen Quertäler in die höchsten Gebirgsmassen der Erde eingeschnitten.

Der Indus hat mehrere Nebenflüsse. In schäumenden Wasserfällen und rauschenden Stromschnellen eilen sie vom Gebirge herab ihrem Gebieter entgegen. Der größte von ihnen heißt Satledsch, und sie alle durchströmen ein Tiefland, das Pendschab heißt. In dreizehn Mündungen, die auf eine Küstenstrecke von 250 Kilometer verteilt sind, strömt der Indus ins Meer. Seine ganze Länge beträgt 3200 Kilometer, also etwas mehr als die der Donau.

Am Ostufer des Indus entlang führt uns nun der Zug nach Norden. In unserm großen, geräumigen Abteil ist es ebenso heiß wie neulich in Belutschistan, nämlich 42 Grad! Um aber die Eisenbahnwagen vor der glühenden Sonne zu schützen, hat man ihnen Strohhauben aufgesetzt, deren Enden rechts und links bis über das halbe Fenster hinabreichen. Die Fensterscheiben sind nicht weiß wie in den

Digitized by

europäischen Eisenbahnen, sondern dunkelblau oder grün; denn sonst blendet der Widerschein der Sonne vom Erdboden zu stark. Je ein Fenster rechts und links ist statt des Glases mit einem Netzwerk von Wurzelfasern bespannt, über das Tag und Nacht Wasser herabrieselt. Vor diesen Fenstern ist ein Windfang angebracht, der bei der Schnelligkeit der Fahrt einen starken Luftstrom durch das nasse Fensternetz in das Innere des Abteils hineinpreßt. Dadurch wird die Luft im Innern um zehn bis zwölf Grad abgekühlt, und es ist köstlich, sich halbnackt mitten in die Zugluft zu setzen!

Diese Eisenbahn begleitet den Indus getreulich vom Fuß des Gebirges bis ans Meer, wo sie in einer großen Hafenstadt, die Karatschi heißt, endet, und Dampfschiffe fahren den trüben Fluß hinauf und hinunter. Wir aber fahren den Indus hinauf bis Rawalpindi, einer großen Garnisonstadt, wo wir den Zug verlassen, um uns zu einem Ausflug über Kaschmir und Ladak nach Ostturkestan vorzubereiten und von da nach Tibet hineinzuschleichen.

27. Alexander der Große.

Im Juli des Jahres 325 vor Christi Geburt fuhr Alexander der Große, König von Mazedonien, mit einer Flotte neuerbauter Schiffe den Indus hinunter und landete in der Stadt Pattala, da, wo sich die Deltaarme des Flusses voneinander trennen. Er fand die Stadt verlassen, denn die Einwohner waren ins Innere des Landes entflohen. Alexander schickte ihnen leichte Truppen nach und ließ ihnen sagen, daß sie in Frieden in ihre Häuser und Hütten zurückkehren könnten. Bei der Stadt wurden eine Festung und mehrere Schiffswerften erbaut.

König Alexander hatte große Pläne. Als Zwanzigjähriger hatte er die Herrschaft über das kleine Mazedonien angetreten und nicht nur die Völker Thraziens, sondern auch Illyrien und ganz Griechenland unterworfen. Er hatte seine Heeresmassen über den Hellespont geführt, die Perser geschlagen und die kleinasiatischen Reiche Lyzien, Kappadozien und Phrygien besiegt und mit einem Schwerthieb den gordischen Knoten zerteilt, das Sinnbild der Herrschaft über Asien. Bei Issus, in der rechtwinkligen Bucht vor Cypern, besiegte er den persischen Großkönig Darius Kodomannus, der ihm mit seinem

Digitized by Google

ganzen Heere entgegentrat. In Damaskus bemächtigte er sich des persischen Kronschatzes. Dann eroberte er Tyrus und Sidon, die berühmten Handelsstädte der Phönizier, und gründete an der Küste Ägyptens Alexandria, das noch heute nach 2240 Jahren eine blühende Stadt ist. Durch die Libysche Wüste zog er nach der Oase des Jupiter Ammon, wo die Priester ihm, nach alter Pharaonensitte, die Weihe eines Sohnes des Ammon verliehen.

Dann aber zog er weiter ostwärts nach Asien, überschritt den Euphrat, besiegte am Tigris noch einmal den Darius und eroberte das stolze Babylon und Susa, wo 150 Jahre vor ihm der Perserkönig Ahasverus (Xerxes), der über „127 Provinzen von Indien bis Kus" herrschte, seine Häuptlinge zu einem Gastmahl geladen und ihnen „den herrlichen Reichtum seiner Macht und die köstliche Pracht seiner Größe" gezeigt hatte. Und dann zog Alexander nach Persepolis und ließ den Palast des persischen Großkönigs einäschern, zum Zeichen, daß es nun mit der alten Herrschaft vorbei sei. Den Darius über Ispahan und Hamadan verfolgend, wandte er sich weiter östlich nach Baktrien, dem heutigen Russisch-Zentralasien, und ging nordwärts nach dem Syr-darja und dem Lande der Skythen. Von hier zog er mit einem über 100000 Mann starken Heer südwärts, nach Indien, eroberte das ganze Tiefland des Pendschab und unterwarf sich alle Völker, die im Westen des Indus wohnen.

Jetzt war er nach Pattala gelangt und gedachte nun der zahlreichen Siege, die er erkämpft, und der weiten Länder, die er erobert hatte. Überall hatte er Griechen und Mazedonier eingesetzt, die an der Seite der eingeborenen Fürsten und Satrapen das Regiment führen sollten. Aber dieses große Reich mußte zu fester Einheit zusammengefügt werden, und Babylon sollte seine Hauptstadt sein. Nur im Westen war noch eine ungeheure Lücke auszufüllen, die Wüstengegenden, die wir eben auf dem Wege von Teheran über die Oase Tebbes durch Seïstan nach Belutschistan durchwandert haben.

Um die hier wohnenden Völker zu unterwerfen, schickte er einen Teil des Heeres auf einer nördlicheren Straße über Seïstan nach Nordpersien. 12000 Mann aber sollten auf neugebauten Schiffen an der Küste des Indisch-arabischen Meeres entlang durch die Meerenge

Digitized by

von Hormus und den Perſiſchen Golf bis zur Euphratmündung ſegeln und rudern. Kein Grieche hatte bis dahin dieſe Meere befahren, und mit den Schiffen jener Zeit bei völliger Unkenntnis der Küſten war dies Unternehmen auch ein gefährliches Wagnis. Aber es mußte verſucht werden, denn Alexander wollte ſich zwiſchen der Mündung des Euphrat und der des Indus einen Seeweg ſichern, der den weſtlichen Teil des Reiches mit dem öſtlichen verband. Um die Flotte mit Lebensmitteln und Trinkwaſſer verſehen zu können, entſchied er ſelber ſich für den gefährlichen Wüſtenweg längs der Küſte. Von ſeinen 40000 Kriegern aber, die ihn auf dieſem Marſch begleiteten, ſtarben 30000 vor Durſt!

Der Großadmiral Nearchus aus Kreta führte Alexanders Auftrag in glänzendſter Weiſe aus, und ſeine Fahrt iſt eine der merkwürdigſten Reiſen, die je gemacht wurden. Die von ihm aufgenommenen Seekarten ſind ſo genau und zuverläſſig, daß man ſie noch heute benutzen kann, obwohl ſich die Küſte ſeit jener Zeit an mehreren Stellen verändert hat, ſtärker verſandet und ſeichter geworden iſt.

Aber Alexander wollte ſeine Flotte nicht zu dieſer waghalſigen Fahrt auslaufen laſſen, ehe er ſich ſelbſt von der Befahrbarkeit der Indusmündung und dem Ausſehen des großen Weltmeeres überzeugt hatte. Daher fuhr er mit den ſchnellſten Schiffen der Flotte, Dreißigruderern und kleinen Triremen, die von 150 nackten Ruderknechten in drei Bankreihen übereinander mit langen Rudern durch die Öffnungen im Schiffsrumpf hindurch fortbewegt wurden, den weſtlichen Indusarm hinunter, während Truppen am Ufer entlang zogen, um die Schiffe zu decken.

Mitten im Sommer, wenn der Indus ſeinen höchſten Waſſerſtand erreicht und die Ufer meilenweit überſchwemmt hat, zwiſchen den Sand- und Schlammbänken ohne Lotſen durchzurudern, iſt keine Vergnügungsfahrt. Am zweiten Tag ſchon erhob ſich ein heftiger Südſturm, und der tückiſche Seegang in den Waſſerwirbeln des Stromes beſchädigte mehrere Fahrzeuge und brachte einige zum Kentern. Alexander ging daher an Land, um einige Fiſcher aufzutreiben, die ihm als Lotſen dienen ſollten, und nun ging es weiter ſtromabwärts. Der Fluß wurde immer breiter und breiter, und immer

Digitized by

deutlicher verspürte man die frische Brise vom Meere her. Der Wind wurde stärker, der Südostmonsun hatte seinen Höhepunkt erreicht. Das grautrübe Flußwasser schlug immer höhere Wellen, das Rudern wurde immer schwerer, da die Ruder bald nicht ins Wasser hineinreichten, bald zu tief eintauchten. Man wußte damals noch nichts von Ebbe und Flut. Bald schien es, als ob der Fluß vom Meere zurückkehre, und die Lotsen rieten dem König, in einem Kanalarm Schutz zu suchen, wo die Schiffe aufs Land gezogen wurden. Nun trat die Ebbe ein, und das Wasser sank, als ob es vom Meere aufgesogen würde. Die Boote lagen auf dem Trocknen, und manche sanken tief in den Schlamm ein. Alexander und seine Leute waren ratlos, denn sie konnten weder vor noch zurück. Als sie aber mit dem Flottmachen der Schiffe beschäftigt waren, kam die Flut vom Meere wieder und nahm sie auf ihren Rücken.

Nachdem man nun die regelmäßige Wiederkehr von Ebbe und Flut beobachtet hatte, ließen sich deren Gefahren vermeiden, und Alexanders Flotte kam schließlich zu einer Insel, die süßes Wasser in Hülle und Fülle hatte. Von hier aus sah er die schäumende, donnernde Brandung an der äußersten Indusmündung und oberhalb der rollenden Küstenwellen den hohen, gleichmäßigen Horizont des Ozeans. Und als er sich nun überzeugt hatte, daß auch von den obersten Bankreihen der Triremen nichts anderes mehr als Himmel und Wasser zu erblicken war, da opferte er dem Gott des Meeres, Poseidon, den Nereiden und der silberfüßigen Meeresgöttin Thetis, der Mutter seines Stammvaters Achilleus, und bat die Götter um Schutz für die weitere Fahrt nach dem Euphrat; und als er das Gebet beendet hatte, warf er einen goldenen Becher in die Flut.

In einem weißen Mantel, einen goldenen Gürtel um die Lenden und ein turbanartiges Tuch um die kastanienbraunen Locken, stand der dreißigjährige König der Mazedonier hoch aufgerichtet und schlank am Achtersteven der Trireme und schaute auf das herrliche Meer hinaus, das er mit derselben Entschlossenheit zu besiegen gedachte, wie er bisher drei Weltteile unterworfen hatte! Er atmete den kühlen, salzigen Monsun und dachte wohl an die endlosen Heerstraßen der Wüste, wo erstickender Staub Pferde und Transportwagen umwirbelt. Er war der mächtigste Herrscher der Erde und

Digitized by Google

sich seiner Machtfülle wohl bewußt. Aber schwerlich ahnte er, daß sein Name noch nach mehr als 2000 Jahren bei den Kindern später Zeiten fortleben würde. Es gibt Städte in Ägypten, Wüsten in Persien und Bergketten und Seen in Zentralasien, die noch heute Alexanders Namen tragen!

Drei Jahre später, 323 v. Chr., starb er in Babylon, erst dreiunddreißig Jahre alt. Sein weltumspannender Heereszug aber verbreitete in ganz Asien griechische Bildung. Daher verlöschte sein tatenreiches Leben nicht spurlos wie ein Meteor in der Nacht der Zeiten.

Heute, wo verständige Leute sich die dicken Röcke bis unters Kinn zuknöpfen und auf Friedenskongressen kluge Reden halten, dürften Knaben und Jünglinge gut tun, sich gelegentlich einmal der ritterlichen, sonnigen Zeit zu erinnern, als noch die Schwerthiebe der Mazedonier auf die Köpfe und Schilde der Feinde niedersausten, der Ruf der Sieger ein Echo in Asiens Tälern weckte und junge Krieger sich einen Weg durch den heißen Sand der Wüste bahnten.

28. Die Todeskarawane.

Von Rawalpindi zunächst nach Srinagar, der Hauptstadt Kaschmirs, sind 300 Kilometer. Rings um das Kaschmirtal erheben sich die schneebedeckten Hörner des Himalaja, und durch eines der großen und kleinen Täler dieses Gebirges zog ich im Jahre 1895 mit einer Karawane von sechsunddreißig Mauleseln und hundert Pferden bergauf. Nach einer Reise von ungefähr einem Monat kam ich nach Jarkent, einer Stadt in dem gewaltigen, flachen und muldenförmigen Becken, das auf allen Seiten, nur im Osten nicht, von Gebirgen umgeben wird und Ostturkestan heißt. Im Süden von Ostturkestan erhebt sich Tibets mächtiges Hochland, wo Indiens und Chinas große Flüsse ihre Quellen haben. Im Westen ist der Pamir, das „Dach der Welt", und im Norden der Tien-schan oder das Himmelsgebirge, das weiter nach Osten hin vom Altai und mehreren anderen Bergsystemen fortgesetzt wird, aus denen die Riesenflüsse Sibiriens kommen. Aber innerhalb dieses Gebirgsringes, im Herzen Asiens, liegt das Tiefland Ostturkestan, das mich an eine tibetische Schafhürde erinnert, die von ungeheuren Steinmauern umgeben ist. In ihrem nördlichen Teil strömt von Westen nach Osten ein Fluß:

Digitized by Google

der Tarim. Er entſteht im Süden aus dem Jarkent-darja und dem Chotan-darja und nimmt in ſeinem Lauf noch andere Nebenflüſſe auf; denn aus dem Gebirgskranz Oſtturkeſtans ſtrömt das Waſſer von Firnfeldern und Eiszungen herab, die Quellbäche des Tarim plätſchern munter in den engen Tälern zwiſchen den Bergen, und der große Fluß ſtrömt majeſtätiſch durch die Ebene, aber er iſt dazu verurteilt, nie das Meer zu ſchauen; er ſtirbt und erliſcht in einem Wüſtenſee, dem Lop-nor!

Östl. L. 70 v. Greenw.
65
75
80
90
DSUNGAREI
RUSS.-ZENTRAL-ASIEN
TURKESTAN
Kuldscha
Urumtschi
Ili
Issyk-kul
Tien-schan
Taschkent
Margelan
Andidschan
Ak-su
Tarim
Jangi-köll
Lop-Wüste
Lop-nor
40
Samarkand
Alai-Geb.
OST-TURKESTAN
BUCHARA
Pamir
Kaschgar
Jarkend
Merket
Takla-makan
Wüste
Zaidam
Mus-tag-ata
Jarkent
Amu-darja
Chotan
Kwen-lun
Arka-tag
Hindukusch
Dapsang
35
AFGHANISTAN
Kabul
Pischawar
Srinagar
Leh
TIBET
Kara-korum
Rawalpindi
Kaschmir
Ladak
Transhimalaja
Pendschab
Lahore
BRITISCH
Quetta
BELUTSCHISTAN
Simla
Lhasa
Brahmaputra
Schigatse
Kelat
Indus
Satledsch
Ganges
Himalaja
Wüste Thar
Dehli
Dhawalagiri
Kantschindschinga
BHOTAN
INDIEN
Agra
Dschamna
Dardschiling
Brahmaputra
Maßstab 1:25000000
0 100 200 300 400 500 km
85

Innerasien.

Den größten Teil Oſtturkeſtans nimmt eine Wüſte ein, die die ſchrecklichſte auf Erden iſt: Takla-makan. Durch ganz Aſien und Afrika zieht ſich von Nordoſten nach Südweſten, einem ausgetrockneten rieſig breiten Flußbett vergleichbar, ein Wüſtengürtel hin; die Gobi, der größere Teil der Mongolei, die Takla-makan, der „Rote Sand“ und der „Schwarze Sand“ in Ruſſiſch-Turkeſtan, die Kewir und andere Wüſten in Perſien, die Wüſten Arabiens und

schließlich die Sahara. In dieser Wüstenkette, die sich vom Stillen Ozean bis an den Atlantischen Ozean erstreckt, ist also die Taklamakan ein Glied.

Im westlichen Teil dieser Wüste erlebte ich die furchtbarste Erinnerung meines vierzehnjährigen Wanderlebens in Asien. Es war im April des Jahres 1895, als ich von dem Dorfe Merket am Jarkent-darja durch diese Wüste nach Osten ziehen wollte bis zum Fluß Chotan-darja, eine Entfernung von 300 Kilometern. Ich hatte einen erfahrenen Führer, vier Diener und acht Kamele bei mir und Proviant für zwei Monate mitgenommen, denn ich wollte nachher Tibet durchreisen. Der eine meiner Begleiter war der treue Islam Bai, ein anderer hieß Kasim.

Im Anfang war alles gut gegangen. Am 23. April verließen wir die letzte Bucht eines Sees, wo ich befohlen hatte, Wasservorrat für zehn Tage einzufüllen, und bald zogen wir durch ein Sandmeer, dessen Dünen immer höher wurden und bis zu sechzig Metern anstiegen. Obendrein erhob sich bald ein Sturm, der den Sand in dichten Wolken emporwirbelte, daß er Nase, Mund und Ohren füllte.

Am Morgen des 25. April hatte ich die unheimliche Entdeckung gemacht, daß der gewissenlose Führer entgegen meinem Befehl nur für zwei Tage Wasser mitgenommen hatte, in der Hoffnung, daß wir in höchstens zwei bis drei Tagen irgendwo Wasser graben könnten. Aber diese Hoffnung trügte, und die Regenwolken, die sich hin und wieder am Himmel bildeten, sandten keinen Tropfen herab. So mußte unser Trinkwasser bald schluckweise verteilt werden.

Am 27. April hatte ich schon zwei Kamele zurücklassen müssen und einen großen Teil des Gepäcks ausgesetzt. Am nächsten Tage wehte ein Nordweststurm, einer der „schwarzen Stürme", die den Flugsand in undurchdringlichen Wolken mit sich führen und Tag in Nacht verwandeln, so daß man wie im Sand begraben ist. Die Kamele legten sich nieder, ihre Köpfe dem Winde abgewendet, und wir bohrten den Kopf unter sie, um nicht im Flugsand zu ersticken.

Unser geringer Wasservorrat war noch dazu auf unerklärliche Weise zusammengeschrumpft, und am 30. hatten wir nur noch ein Drittel Liter Wasser. Da überraschte Islam Bai meinen Führer

Digitized by Google

mit der Kanne am Munde! Meine Leute hätten ihn getötet, wäre ich nicht dazwiſchen getreten! Als dann am Abend die letzten Tropfen verteilt werden ſollten, hatten Kaſim und ein anderer, halbtot vor Durſt, ſie doch ausgetrunken! Am 1. Mai hatten wir nichts mehr als ranzig gewordenes Pflanzenöl, das für die Kamele beſtimmt geweſen war, und mich, der ich am Tage vorher ſchon keinen Tropfen mehr getrunken hatte, quälte der Durſt entſetzlich. Man gerät dabei in Verzweiflung und verliert faſt den Verſtand; das Verlangen nach Waſſer läßt einem keine Ruhe, man fühlt, wie der Körper eintrocknet. Wir hatten eine Flaſche chineſiſchen Branntweins mitgenommen, den wir zum Brennen in einem Kochapparat brauchen wollten. Ich trank ungefähr ein Waſſerglas voll davon; dann aber warf ich die Flaſche fort und ließ ihren tückiſchen Inhalt in den Sand rinnen.

Vergebliches Graben nach Waſſer.

Das gefährliche Getränk hatte meine Kräfte gebrochen. Als die Karawane ſich zwiſchen den Dünen weiterſchleppte, konnte ich ſie nicht mehr begleiten. Ich kroch und taumelte hinter ihr drein. Die Glocken klangen ſo hell in der ſtillen Luft, aber ihr Klang wurde immer ſchwächer und erſtarb ſchließlich in der Ferne. Um mich her lag die ſchweigende Wüſte, Sand, Sand, Sand auf allen Seiten!

Der Spur der andern langſam folgend, erreichte ich endlich einen Dünenkamm, von dem aus ich die Karawane wiederſah. Die Kamele

hatten sich niedergelegt, Kasim saß am Boden, die Hände vor dem Gesicht und phantasierte schon, er weinte und lachte in einem Atem; ein anderer, Muhamed Schah, flehte kniend Allah um Hilfe an. Da wir nichts anderes Trinkbares mehr hatten, schlachteten wir einen Hahn und tranken sein Blut. Dann kam das Schaf an die Reihe, das wir mitgenommen hatten. Aber sein Blut war dick und roch so widerwärtig, daß nicht einmal der Hund es haben wollte. Sogar vor dem Urin der Kamele schreckten meine Begleiter nicht zurück! Alles Gepäck, das nicht im Augenblick unentbehrlich war, wurde im Zelt zurückgelassen, insgesamt acht Kisten voll wertvoller Gegenstände, darunter meine photographischen Apparate mit etwa tausend Platten! Der Führer verlor geradezu den Verstand und stopfte sich Sand in den Mund, behauptend, es sei Wasser. Ihn und Muhamed Schah behielt die Wüste für immer.

Am Abend konnte auch Islam Bai nicht weiter, und Kasim allein begleitete mich auf der Suche nach Wasser. Er nahm Spaten, Eimer und den Fettschwanz des Schafes mit. Ich hatte nur meine Uhr, den Kompaß, ein Taschenmesser, einen Bleistift, ein Stück Papier, zwei kleine Blechdosen mit Hummer und Schokolade, eine Zündholzschachtel und zehn Zigaretten bei mir. Aber das Eßbare konnte uns nichts helfen, denn Gaumen und Schlund waren so trocken, daß das Schlucken unmöglich war.

Die Uhr war gerade Zwölf. Wir hatten mitten auf dem Wüstenmeer Schiffbruch gelitten und verließen jetzt unser wrackes Schiff, um irgendeine Küste zu erreichen. Auch der Hund Jollbasch blieb bei der Karawane, und ich sah ihn nie wieder. Eine Laterne stand brennend neben Islam Bai, als wir, Kasim und ich, uns entfernten; ihr Schein verschwand bald hinter den Dünen.

29. Ein Kampf ums Leben.

Wir waren so leicht wie möglich gekleidet; Kasim trug nur ein Wams, weite Hosen und Stiefel; die Mütze hatte er vergessen und erbat sich von mir ein Taschentuch, das er um den Kopf band. Ich trug eine weiße Russenmütze, wollenes Unterzeug, einen weißen Anzug aus dünnem Baumwollstoff und steife schwedische

Digitized by Google

Stiefel. Ich hatte mich in unserm Todeslager umgezogen, um mich fein sauber zum Sterben hinlegen zu können.

Mit der Entschlossenheit der Verzweiflung wollten wir vorwärts, waren jedoch nach zwei Stunden schon so schläfrig, daß wir eine Weile ruhen mußten. Aber die Nachtkälte jagte uns schon um vier Uhr wieder auf, und wir schleppten uns weiter. Der Tag wurde glühend heiß, und um zwölf Uhr waren wir völlig erschöpft vor Müdigkeit. Aus einem nach Norden gerichteten Sandabhang grub Kasim nachtkalten Sand aus, in den wir uns völlig nackt so einbohrten, daß nur der Kopf herausguckte. Um uns vor einem Sonnenstich zu schützen, hängten wir unser Zeug so über dem Spaten auf, daß es uns beschattete. Erst um sechs Uhr rührten wir uns wieder und marschierten nun doch noch sieben Stunden! Aber immer öfter mußten wir uns ausruhen, und um ein Uhr schlummerten wir auf einer Düne ein. Hier lagen wir drei Stunden, dann ging es wieder nach Osten weiter. Den Kompaß hatte ich stets in der Hand. Ein neuer Tag, der 3. Mai, brach an, da blieb Kasim plötzlich stehen und zeigte, ohne ein Wort zu sagen, nach Osten. In der Ferne war ein kleiner dunkler Punkt sichtbar, eine grüne Tamariske! Der Strauch konnte im Wüstenmeer nicht leben, wenn nicht seine Wurzeln in Grundwasser hinabreichten. Wir schleppten uns zu ihm hin, dankten Gott und kauten wie Tiere die saftigen grünen Nadeln der Tamariske. Eine Weile ruhten wir in ihrem spärlichen Schatten aus, dann ging es weiter, bis wir um ein halb zehn Uhr fast ohnmächtig neben einem zweiten Strauch niedersanken.

Wieder gruben wir uns in den Sand ein und lagen hier, ohne ein Wort miteinander zu reden, volle neun Stunden. In der Dämmerung schleppten wir uns mit schwankenden Schritten weiter. Nach dreistündiger Wanderung blieb Kasim wieder plötzlich stehen. Etwas Dunkles zeigte sich zwischen den Dünen, drei prächtige Pappeln mit saftigen Blättern! Zwar waren die Blätter zum Essen zu bitter, aber wir rieben uns die Haut damit ein, bis sie feucht wurde.

Hier wollten wir nun einen Brunnen graben, aber der Spaten entfiel unseren kraftlosen Händen! Wir warfen uns also auf den Boden und kratzten die Erde mit den Nägeln fort, aber lange hielten wir das nicht aus. Nun sammelten wir trockne Zweige und

Digitized by Google

zündeten ein großes, loderndes Feuer an, das Islam unsere Richtung anzeigen und im Osten Aufmerksamkeit erregen sollte, denn am Ufer des Chotan-darja entlang führt eine Karawanenstraße.

Am 4. Mai morgens vier Uhr ging es weiter. Aber nach fünf Stunden waren wir völlig erschöpft. Kasim war nicht mehr imstande, eine Grube zu graben. Ich bohrte mich deshalb selbst in den kühlenden Dünensand ein und lag hier zehn Stunden, ohne ein Auge zu schließen.

Wie unerträglich langsam schreitet an solch einem Tag die Sonne am Himmel hin! Als schließlich die Abendschatten sich über die Erde dehnten und ich zum Aufbruch bereit war, flüsterte mir Kasim zu, er könne nicht mehr mit. Ich war so stumpf, daß ich nicht einmal daran dachte, ihm Lebewohl zu sagen, als ich allein durch Dunkelheit und Sand meinen Weg fortsetzte. Gleich nach Mitternacht fiel ich neben einer Tamariske nieder. Die Sterne funkelten wie gewöhnlich, kein Laut war hörbar, nur das Klopfen meines Herzens und das Ticken meiner Uhr unterbrach das entsetzliche Schweigen. Da raschelte etwas im Sande.

„Bist du es, Kasim?" fragte ich.

„Ja, Herr", flüsterte er.

„Laß uns noch eine Strecke gehen", sagte ich, und er folgte mir auf zitternden Beinen.

Seit unser Körper so trocken geworden war wie Pergament, hatten wir das Durstgefühl fast verloren. Aber unsere Kräfte waren zu Ende, und wir krochen streckenlang auf allen Vieren. Wir waren fast betäubt und so gleichgültig gegen alles, als seien wir Nachtwandler. Nach einiger Zeit aber erwachten wir wieder zu vollem Bewußtsein, denn plötzlich standen wir vor einer Menschenspur! Hirten am Fluß mußten unser Feuer gesehen und herbeigekommen sein. Wir folgten der Spur auf einen hohen Dünenkamm hinauf, wo der Sand fester war und die Spuren sich deutlicher erkennen ließen. Und nun — erkannten wir sie! „Es sind unsere eigenen Spuren", flüsterte Kasim mit ersterbender Stimme. Wir waren im Kreis herumgegangen! Aufs tiefste niedergeschlagen und ermattet sanken wir auf der Spur nieder.

So brach der 5. Mai an. Wir hatten nur anderthalb Stunden

Digitized by Google

geſchlafen. Kaſim ſah entſetzlich aus; ſeine Zunge war geſchwollen, weiß und trocken, ſeine Lippen blau angelaufen. Ein krampfartiges Schluckſen quälte ihn, das ſeinen ganzen Körper erſchütterte, das Zeichen des herannahenden Todes. Wir hatten tapfer gekämpft, aber nun war das Ende nahe. Dick floß das Blut in den Adern, und man fühlte, wie Augen und Gelenke ausgetrocknet waren. Als die Sonne aufging, zeigte ſich am öſtlichen Horizont eine dunkle Linie. Das mußte der Uferwald des Chotan-darja ſein! Noch eine letzte Anſtrengung, um dorthin zu gelangen, ehe Erſchöpfung und Durſt uns töteten! In einer Bodenſenkung wuchſen zahlreiche Pappeln.

„Hier wollen wir bleiben, der Wald iſt noch ſo weit!“ Aber zum Graben hatten wir keine Kraft mehr, und kriechend ſetzten wir unſern Weg fort.

Endlich waren wir dort. Mir war ſo wirr im Kopf wie nach einem ſchrecklichen Traum, nach quälendem Alpdrücken. Grün und üppig ſtand der Wald da vor uns, Gras und Kräuter wuchſen zwiſchen ſeinen Bäumen. Zahlreiche Spuren wilder Tiere, Tiger, Wölfe, Füchſe, Hirſche, Antilopen, Gazellen und Haſen, waren überall zu ſehen. Die Vögel ſangen ihr Morgenlied, und das Geſumm der Inſekten erfüllte die Luft. Überall herrſchte fröhliches Leben.

Weit konnte es alſo zum Fluß nicht mehr ſein, aber undurchdringliches Dornendickicht und vom Wind gebrochene Stämme verlegten uns den Weg quer durch den Wald. Da zeigte ſich ein Pfad mit deutlich erkennbaren Menſchen- und Pferdeſpuren! Er mußte ſicher zum Flußufer hinführen, aber ſelbſt die Hoffnung auf baldige Rettung konnte uns nicht mehr aufrechterhalten. Um neun Uhr brannte die Sonne ſchon ſo heiß, daß wir im Schatten zweier Pappeln niederſanken. Mit Kaſim konnte es nun nicht mehr lange dauern. Nach Atem ringend lag er am Boden und ſtarrte mit wahnſinnigem Blick gen Himmel. Er antwortete nicht mehr, wenn ich ihn rüttelte. Ich entkleidete mich und kroch in eine Höhlung zwiſchen den Wurzeln der Bäume hinein. Ringsum im Sand ſah ich Spuren von Skorpionen, die in den morſchen Stämmen hauſten; aber das giftige Ungeziefer ließ mich in Frieden.

Zehn Stunden lag ich ſo, ohne zu ſchlafen, dann nahm ich den Holzſtiel des Spatens und kroch allein durch den Wald. Kaſim

Digitized by Google

rührte sich nicht mehr. Von Baumstamm zu Baumstamm schleppte ich mich durch das Dickicht hindurch, und an den Dornen zerrissen Kleider und Hände. Es dämmerte und wurde dunkel, und ich fühlte, wie mich der Schlaf überwältigen wollte. Gewann er die Oberhand, so erwachte ich nie wieder.

Da nahm auf einmal der Wald ein Ende: das Bett des Chotandarja lag vor mir. Aber — sein Boden war trocken, genau so trocken, wie der Sand der Wüste! Erst spät im Sommer, wenn der Schnee im südlichen Gebirge geschmolzen ist, führt der Fluß Wasser. Aber sollte ich hier am Ufer sterben? Ehe ich alles verloren gab, wollte ich noch versuchen, das ganze Bett zu durchqueren. Es war hier zwei Kilometer breit, eine ungeheure Strecke! Den Spatenstiel als Stab benutzend, schwankte ich langsam vorwärts, kroch ganze Strecken, aber noch öfter mußte ich ausruhen und dann mit aller Willenskraft gegen die Schlafluft ankämpfen.

Bisher waren wir immer ostwärts gegangen, aber in dieser Nacht zog mich eine unwiderstehliche Gewalt nach Südosten. Eine unsichtbare Hand scheint mich geführt zu haben.

Die Hörner des Mondes warfen ein bleiches Licht über das ausgetrocknete Flußbett. Ich ging in der Richtung des Mondes weiter und hoffte, einen silbernen Streifen in einer Wasserfläche blinken zu sehen. Nach einer Weile — mir eine Ewigkeit! — unterschied ich die Waldlinie des östlichen Ufers. Sie wurde deutlicher. Eine umgestürzte Pappel lag schräg über einer Mulde im Flußbett, und am Ufer wuchsen dichte Gebüsche aus Sträuchern und Schilf.

Wieder mußte ich ruhen und horchte in die feierlich stille Nacht hinein, in der ich mich Gott und der Ewigkeit näher fühlte als je zuvor. Sollte ich mitten im Flußbett vor Durst umkommen? Sollten die schäumenden Wassermassen der Sommerflut meine vertrocknete Leiche wegspülen? Unmöglich! Noch einmal vorwärts! Und kaum hatte ich ein paar Schritte zurückgelegt, als ich wie angewurzelt stehen blieb: mit sausendem Flügelschlag erhob sich eine wilde Ente, Wassergeplätscher wurde hörbar, und im nächsten Augenblick stand ich am Rand eines Tümpels mit frischem, kaltem, herrlichem Wasser!

Ich sank auf die Knie und dankte Gott für meine wunderbare Rettung. Dann zog ich die Uhr heraus und untersuchte meinen

Digitized by Google

ſchwachen Puls, der nur noch neunundvierzig Schläge tat. Darauf trank ich erſt langſam, bald immer ſchneller und trank und trank, bis endlich mein Durſt vorläufig geſtillt war. Dann ſetzte ich mich nieder und fühlte nun, wie mir das Leben ſchnell zurückkehrte. Nach einigen Minuten war mein Puls auf ſechsundfünfzig Schläge geſtiegen. Die eben noch vertrockneten, holzharten Hände wurden wieder weicher, das Blut floß leichter in den Adern, die Stirn wurde feucht; das Leben erſchien mir ſchöner und herrlicher als je zuvor! Dann trank ich wieder und dachte über meine wunderbare Errettung nach. Wäre ich nur fünfzig Schritte rechts oder links aus dem Wald herausgekommen, ſo hätte ich den Tümpel nie gefunden, ich wäre nach der verkehrten Seite gekrochen, wo es bis zum nächſten Tümpel vielleicht noch zehn Kilometer waren, und ſo weit wäre ich nie gekommen, ehe mich Schlaf und Todesſtarre überwältigten!

. . . mit ſauſendem Flügelſchlag erhob ſich eine wilde Ente . . .

Nun aber zurück zu dem ſterbenden Kaſim! Sollte er noch gerettet werden, ſo war ſchnellſte Hilfe geboten. Ich füllte meine waſſerdichten Stiefel bis an den Rand, hängte ſie mit den Henkeln an beiden Enden des Spatenſtiels auf und kehrte mit dieſer Laſt leichten Schritts zum Walde zurück. Aber es war ſtockfinſter und unmöglich, eine Spur zu ſehen. Ich rief mit der ganzen Kraft meiner Lungen „Kaſim!“ Keine Antwort. Nun ſuchte ich ein

Digitized by Google

Dickicht von verdorrten Stämmen und Reisig und zündete es an. Im Nu loderten helle Flammen auf. Es knisterte, sprühte und knallte, es siedete und pfiff in der von unten aufsteigenden Zugluft. Die feurigen Zungen leckten an den Pappelstämmen empor, und ein rotgelbes Licht erhellte die pechfinstern Schlupfwinkel des Waldes wie am Tage. Weit entfernt konnte Kasim nicht sein, und er mußte das Feuer sehen. Wieder suchte ich nach meiner Spur, aber um mich nicht im Wald zu verirren, blieb ich schließlich in der Nähe des Feuers, lehnte die Stiefel gegen eine Baumwurzel, legte mich an eine Stelle hin, wo das Feuer mich nicht erreichen konnte, ich aber doch vor wilden Tieren sicher war, und schlief sanft ein.

Als der Tag anbrach, fand ich die Spur. Kasim lag noch ebenso da, wie ich ihn verlassen hatte. „Ich sterbe", flüsterte er mit kaum vernehmbarer Stimme; als ich ihm aber den einen Stiefel an die Lippen hielt, da erwachte er wieder zum Leben und trank erst ihn und dann noch den anderen aus! Nun beschlossen wir, wieder zusammen zum Wassertümpel zurückzukehren. Wieder in die Wüste zurückzugehen, war unmöglich, denn wir hatten eine Woche nichts gegessen, und nun, da der Durst gestillt war, meldete sich auch der Hunger. Auch waren wir überzeugt, daß unsere Kameraden schon vor mehreren Tagen gestorben seien.

Aber Kasim war so matt, daß er mir nicht zu folgen vermochte, und ich suchte vergeblich stundenlang nach etwas Eßbarem. Schließlich legte ich mich in der Nähe des Tümpels in ein dichtes Gebüsch, die Mütze und die Stiefel unter den Kopf, und schlief tief und schwer. Seit dem 1. Mai hatte ich nicht mehr ordentlich geschlafen. Als ich erwachte, war es bereits dunkel, und der Sandsturm, der schon am Tage gewütet hatte, heulte noch immer. Der Hunger quälte mich so entsetzlich, daß ich Gras, Blumen und Binsenschößlinge zu essen begann. Der Tümpel wimmelte von Kaulquappen. Sie schmeckten bitter, aber ich biß sie in den Nacken und schluckte sie hinunter. Nach diesem „Abendessen" sammelte ich einen großen Vorrat trockner Äste, um das Feuer während der Nacht unterhalten zu können, kroch dann wieder in meinen Schlupfwinkel und sah zwei Stunden lang in die Flammen. „Dieser Sturm wirft die

Digitized by Google

ersten Schaufeln Erde über meine toten Leute und die gefallenen Kamele", dachte ich. Dann schlief ich wieder ein.

Am 7. Mai kroch ich im Morgengrauen aus dem Dickicht hervor, nahm Wasser in den Stiefeln mit und ging nach Süden. Nach einigen Stunden waren meine Füße so wund und voller Blasen, daß ich mein Hemd in Streifen zerriß und sie umwickelte. Welch eine Freude, als ich am Ufer eine Schafhürde traf! Sie war freilich lange nicht benutzt worden, aber sie verriet doch, daß in den Wäldern Hirten lebten. Am Mittag frühstückte ich Gras und Schilfsprossen und wanderte weiter nach Süden. Aber schon um acht Uhr versagten die Kräfte. Ich suchte mir wieder ein durch Pappeln und Gebüsch geschütztes Plätzchen und zündete wie gewöhnlich mein Lagerfeuer an. Ich konnte nichts anderes tun als still liegen, in die lodernden Flammen schauen und den geheimnisvollen Geräuschen des Waldes lauschen. Manchmal hörte ich schleichende Schritte und das Knacken dürrer Zweige. Aber nun ich auf so wunderbare Weise errettet worden war, fürchtete ich nicht mehr, daß mich etwa Tiger angreifen würden.

Es war noch dunkel, als ich am 8. Mai aufstand, um im Wald nach einem Weg zu suchen, aber noch war ich nicht weit gekommen, als die Bäume sich schon lichteten und mit einem Male wieder das unheimliche gelbe Sandmeer vor mir lag. Da eilte ich zurück zum Flußbett und ruhte während der heißen Stunden im Schatten einer Pappel. Dann ging ich weiter und hielt mich jetzt am rechten Flußufer. Kurz vor Sonnenuntergang blieb ich plötzlich stehen, gebannt durch einen überraschenden Anblick: ganz frische Spuren zweier barfüßigen Männer, die vier Esel nordwärts getrieben hatten, zeigten sich im Sand! Zwar diese Wanderer noch einzuholen war aussichtslos. Ich folgte daher ihrer Spur in entgegengesetzter Richtung und ging schneller als sonst. Schon senkte sich die Dämmerung auf den Wald nieder, da glaubte ich an einem Ufervorsprung etwas Ungewöhnliches zu hören. Ich lauschte atemlos, aber der Wald verharrte in geheimnisvollem Schweigen. Vielleicht war es ein Glockenvogel oder eine Drossel, dachte ich und ging weiter. Nach einer Weile fuhr ich wieder zusammen und blieb wie angewurzelt stehen: ganz deutlich hörte ich eine Menschenstimme und das Brüllen einer

Digitized by

Kuh. Schleunigst zog ich meine nassen Stiefel an, eilte in den Wald und stand nach einigen Minuten auf einem offenen Platz, wo zwischen den Bäumen eine Schafherde weidete. Ihr Hirt stand wie versteinert da, als er mich erblickt hatte; dann drehte er sich auf den Fersen um und verschwand im Dickicht.

Nach einer Weile aber kehrte er mit einem älteren Hirten zurück, und nachdem ich ihnen meine Schicksale erzählt hatte, bat ich sie um Brot. Sie wußten zwar nicht recht, was sie denken sollten, führten mich aber in ihre Hütte und gaben mir Maisbrot und Schafmilch.

Der glücklichste Zufall aber war, daß zwei Kaufleute am nächsten Tag vorbeiritten, und ich von ihnen erfuhr, daß sie tags vorher am Ufer neben einem weißen Kamel einen Sterbenden gefunden hätten. Es war Islam Bai! Sie hatten ihn mit Wasser erquickt, und am nächsten Tag erschienen er und Kasim in meiner Hütte. Mein treuer Islam hatte meine Aufzeichnungen, Karten, einige Instrumente und die Reisekasse gerettet; mein nächtliches Feuer bei den Pappeln hatte ihm wieder Mut und Kraft eingeflößt. Die beiden anderen Männer aber und die Kamele waren in der Wüste umgekommen.

30. Zweitausend Kilometer flußabwärts.

Unmittelbar unterhalb des Dorfes, von dem aus ich im Jahr 1895 den Todeszug durch die Wüste Takla-makan angetreten hatte, lagerte ich wieder im September 1899 mit einer großen Karawane und vielen Dienern, um von hier aus ganz Ostturkestan auf einer Wasserstraße zu durchqueren und auf diese Weise vielleicht eine sehr wichtige, wissenschaftliche Streitfrage zu lösen. Diese Wasserstraße heißt im oberen Teil Jarkent-darja, im unteren Tarim. Bei jenem Dorf führte eine Landstraße über den Fluß, und die Reisenden wurden auf Fähren übergesetzt. Solch eine Fähre kaufte ich, um auf ihr die zweitausend Kilometer lange Reise anzutreten!

Meine Leute hatten mit Hilfe der Eingeborenen die Fähre zu einem behaglichen Heim eingerichtet. Auf einem besonderen Bretterfußboden war mein Zelt fest aufgeschlagen, und dahinter war eine mit schwarzem Fries überzogene und mit Fenstern versehene Kajüte. Im Zelt standen mein Bett und mehrere Kästen, ein Teppich lag

Digitized by Google

auf dem Boden, aus zwei Kiſten war ein Schreibtiſch hergeſtellt, den ſogar Bilder, die Photographien meiner Eltern und Geſchwiſter, ſchmückten, und eine andere Kiſte diente als Stuhl. In der Mitte der Fähre lag das ſchwerere Gepäck, unſer Proviant, und auf dem Achterdeck hatte die Küche ihren Platz, wo Islam Bai ſeines Amtes waltete. Außerdem hatte ich noch eine kleine Reſervefähre bauen laſſen, die vorausfahren und vor gefährlichen Stellen im Fluß warnen ſollte. Dieſe zweite Fähre glich einem kleinen Bauernhof; ſie trug Obſt und Gemüſe und beherbergte Hühner und Schafe. Mein großes Gepäck, das ich während der Fahrt nicht brauchte, war auf die Kamele geladen worden, und die Karawanenleute hatten Auftrag, mich in drei Monaten am Ende dieſes Fluſſes zu erwarten. Außer Islam Bai nahm ich noch fünf Begleiter zur Flußfahrt mit, um die Fähre zu lenken und die übrige Bedienung zu beſorgen.

Meine Fähre auf dem Tarim.

Am 17. September 1899 trat ich dieſe romantiſche Fahrt an, und einige Stunden und Tage meines Lebens auf dem Fluſſe will ich nun ſchildern.

Die Fähre iſt gehorſam den Flußkrümmungen gefolgt, und ein Reiſetag nähert ſich ſeinem Ende. Ich kommandiere „Halt!“ Palta, einer der Bootsknechte, ſtemmt eine Stange feſt in den Grund des

Digitized by Google

Flusses, drückt mit seiner ganzen Körperkraft dagegen und zwingt dadurch die Fähre, ihr Achter dem Land zuzukehren. Nun schwimmt ein anderer mit einem Tau ans Ufer und bindet es an einem Baumstamm fest. Das Landungsbrett wird ausgelegt und auf einem offenen Platz im jungen Wald Feuer angezündet. Bald brodelt es munter in den Teekannen und Reistöpfen. Ich bleibe noch am Schreibtisch und schaue über den Fluß, wo die Mondstraße auf der Oberfläche goldene Ringe bildet. Still und friedlich ist es um mich her, sogar die Mücken sind zur Ruhe gegangen. Ich höre nur die Scheite des Lagerfeuers knistern und von einer nahen Uferstelle Sand ins Wasser abrutschen. In der Ferne ertönt Hundegebell, das meine beiden vierbeinigen Begleiter beantworten.

Nun kommen Schritte über die Fähre. Islam Bai erscheint mit dem Abendessen. Der Schreibtisch verwandelt sich in einen Eßtisch, und Islam serviert Reispudding mit Zwiebeln und Mohrrüben auf feingehacktem Schaffleisch, frischgebackenes Brot, Eier, Gurken, Melonen und Weintrauben. Damit kann man schon zufrieden sein! Will ich trinken, so lasse ich meinen Becher an einer Schnur in das Wasser hinunter, das leise plätschernd an der Fähre entlangstreicht. Meine Hunde leisten mir Gesellschaft. Sie sitzen mit gespitzten Ohren, den Kopf ein wenig auf die Seite gelegt, vor mir und warten auf einen guten Bissen. Dann kommt Islam Bai wieder, um abzuräumen. Ich schließe das Zelt, krieche in meine Koje und freue mich, an Bord meines eigenen Schiffes wohnen zu können. Nur ein Tau brauche ich loszumachen, um wieder unterwegs zu sein.

Eines Tages hatten wir eine Gegend erreicht, wo der Fluß zusammenschrumpfte und mit großer Geschwindigkeit sich zwischen kleinen Inseln und Haufen aufgeschwemmten Treibholzes hindurchzwängte. Hier hat Palta viel zu tun, unaufhörlich muß er die Fähre mit der Stange von irgendeinem Hindernis abstoßen, und oft genug rennen wir gegen Pappelstämme, die nicht über das Wasser emporragen. Dann dreht sich die Fähre gleich im Kreis, und die ganze Besatzung springt ins Wasser, um das Schiff wieder flott zu machen.

In der Ferne ertönt ein Rauschen, das immer stärker wird. Im Handumdrehen sind wir an eine Stromschnelle gelangt, und zum Halten ist es zu spät. Wenn sich die Fähre jetzt nur nicht quer dreht,

Digitized by Google

dann kentern wir! „Laßt sie gerade auf den Fall losgehen!“ rufe ich. Alle Stangen sind in Bewegung, und mit sausender Geschwindigkeit gleitet die Fähre glatt und munter über die kochenden Wassermassen hin. Unterhalb der Stromschnelle ist der Fluß breiter, aber so seicht, daß wir auf den blauen Tongrund aufrennen. Wir drücken, stoßen und ziehen, aber es hilft nichts. Da muß denn sämtliches Gepäck ans Land getragen werden, und mit vereinten Kräften drehen wir die Fähre so lange im Kreis, bis der Flußgrund nachgibt. Dann wird das Gepäck wieder an Bord gebracht.

Streckenweise bedeckt alter dichter Wald die Ufer, und die Fähre gleitet wie auf einem Kanal in einem Park dahin. Der Wald ist stumm, kein Blättchen rührt sich, und der Fluß fließt lautlos. Nur dann und wann brauchen die Männer mit der Stange einen Stoß zu tun, um die Fähre wieder in die Mitte des Fahrwassers zu bringen. Es ist wie ein Märchen, und ich wage kaum zu sprechen, um die Stille nicht zu stören. Wir fahren wie in einem verzauberten Wald, und ich erwarte jeden Augenblick, kleine Nixen und Elfen aus dem Unterholz hervorgucken zu sehen. Aber groß ist das Reich dieses Waldes nicht, und da, wo er endet, beginnt die weite, mörderische Wüste.

So vergingen Wochen, und die Fähre trieb immer weiter flußabwärts. Schon machte sich der Herbst bemerkbar; der Wald schillerte gelb und rot, und die Blätter begannen zu fallen. Wollte ich nicht einfrieren, so war es Zeit, das Ziel zu erreichen, wo mich meine Karawane erwartete. Daher stoßen wir jetzt schon früh am Morgen vom Ufer ab und landen erst lange nach Sonnenuntergang. Es ist so still, wie in einem Tempel, hin und wieder schnattert eine Wildente im Schilf oder ein Fuchs schleicht raschelnd einher. Eine Herde wilder Schweine liegt gemütlich im Uferschlamm, betrachtet die lautlos vorübergleitende Fähre mit größter Verwunderung und saust ab wie ein schnaubender Wirbelwind durch das knakkende Schilfdickicht. Hirsche grasen am Ufer, sie wittern die Fähre und machen kehrt. Kurz vor der Fähre schwimmt ein Rehbock quer über den Strom, und Islam lauert mit der Flinte am Vordersteven. Aber das Reh ist ein tüchtiger Schwimmer; mit einem Sprung ist es droben auf dem Uferwall und verschwindet blitzschnell. Auch Tiger-

Digitized by Google

spuren zeigten sich bei unsern Lagerplätzen, aber es gelang uns nie, eine dieser dunkelgelben Wildkatzen mit ihrem schwarzgestreiften Fell zu überraschen.

Als wir schon lange keine Menschen mehr getroffen hatten, zeigte sich eines Tages am Ufer der Rauch eines Feuers. Einige Hirten hüteten ihre Herden, und ihre Hunde begannen zu bellen. Erstaunt und erschreckt gafften die Männer die herantreibende Fähre an und glaubten sicher eine Spukerscheinung zu sehen. Schleunigst machten sie kehrt und liefen spornstreichs davon. Zwei meiner Leute, die ich ans Land schickte, konnten sie nicht mehr auffinden.

Ein andermal trieben wir durch eine Gegend, wo mehrere Dörfer in der Nähe des Flusses lagen. Hier hatte man durch Kundschafter unsere Ankunft erfahren, und als wir uns näherten, kamen uns an den Ufern ganze Reiterscharen entgegen. Ich lud die Dorfhäuptlinge an Bord ein und bewirtete sie mit Tee. Acht Falkner ritten auf feurigen, schnellen Rossen; zwei trugen Adler, die anderen Falken. Den Raubvögeln war eine Kappe über den Kopf gezogen, und mit ihren starken, gelben Zehen und scharfen Krallen griffen sie um den Lederhandschuh des Trägers. Als ich gelandet war, zeigte man mir zwei der besten Falken auf der Jagd. Ein Reiter sprengte mit seinem Falken über ein Feld hin, wo Beute zu erwarten war. Ein Hase fuhr auf, und der Reiter warf seinen Falken in die Luft. Blitzschnell schoß dieser dem flüchtenden Hasen nach und schlug ihm die Fänge in den Rücken. Das ging weit schneller vor sich, als es sich niederschreiben läßt! Der Reiter sauste spornstreichs hinterher, um die Beute zu retten, denn der Falke hatte sofort begonnen, mit nachlässigen Kopfbewegungen und heftigen Rucken dem Hasen die Haare an der Stelle auszureißen, in die er seinen messerscharfen Schnabel bohren wollte. Ein anderer der Falken fing ein Reh, und der Häuptling schenkte mir die ganze Jagdbeute.

Je weiter es ging, desto wasserärmer wurde der Fluß. Der Jarkent-darja würde den See Lop-nor, den ich erforschen wollte, nie erreichen, wenn er sich nicht unterwegs mit dem großen Fluß Ak-su, „das weiße Wasser", zum Tarim vereinigte. Der Jarkent-darja fließt sehr langsam, aber der Ak-su kommt mit trübem, wirbelndem Wasser und reißender Geschwindigkeit vom Tien-schan-Gebirge im Norden her.

Digitized by Google

Immer kälter wurde das Herbstwetter, und eines Morgens lag dichter Nebel wie ein Schleier auf dem Waldessaum an beiden Ufern. Bäume, Sträucher und die ganze Fähre waren weiß bereift. Nun dauerte es nicht mehr lang, bis das Eis eine dünne Kruste über die Uferseen, kleinen Flußarme und stillstehenden Tümpel spannte, und es galt, sich zu sputen, um nicht einzufrieren. Das Frühstück wurde nicht mehr am Land bereitet, sondern auf dem Achterdeck der Fähre, wo wir aus Lehm einen Herd gebaut hatten, und hier saßen wir abwechselnd, um uns zu wärmen. Während der letzten Novembertage hatten wir 16 Grad Kälte. Das Treibeis wurde immer dichter, und eines Morgens war die Fähre so fest eingefroren, daß sie mit Beilen und Spießen erst wieder flott gemacht werden mußte. Wir erkannten den schönen Fluß kaum wieder. Seine Oberfläche war ganz mit Eisschollen und Eisschlamm bedeckt, das rasselte, klang und schrammte gegeneinander und glitt wie eine lange, raschelnde Schlange mit der Strömung dahin.

Jetzt fuhren wir bis in die späte Nacht hinein. Ich hatte mehrere Eingeborene angeworben, die uns mit Leitkähnen vorauf fuhren und mit Laternen den Fahrweg zeigten. Das Feuer auf dem Achterdeck und das Kohlenbecken im Zelt nützten nicht mehr viel, und eines Abends, als es zu spät war, um Brennholz zu suchen, steckten wir ein ganzes Schilfdickicht in Brand. Das knallte und knisterte in dem dürren Geäst, und ein unheimlicher Feuerschein erhellte die ganze Gegend. Im Treibeis glänzte es wie lauter Diamanten, und das Feuer leuchtete tief in das Dickicht hinein. Wenn heute Tiger dort lauerten, so machten sie sich gewiß schnell davon. Die Nacht über ließen wir die Fähre mitten in der ärgsten Strömung liegen, damit sie nicht einfror, und die Treibschollen klirrten und hämmerten die ganze Nacht dagegen. Aber ich war an den Lärm schon so gewöhnt, daß ich ebensogut schlief wie sonst.

Am 7. Dezember hatten beide Ufer einen breiten Eisrand. Oft blieben wir stecken, machten uns aber immer wieder flott und tanzten den ganzen Tag wie in einem Bad von Porzellanscherben. Ich wollte die Fahrt nicht eher aufgeben, als bis es unmöglich war, auch nur noch einen Zoll weiter vorzudringen. Am Abend hatten wir eine ganze Kahnflottille vor uns, die mit Laternen und Fackeln Licht in die

Digitized by Google

Dunkelheit brachte. Auf einmal aber wurde es ganz still um uns her, die Fähre erhielt einen heftigen Stoß, der ganze Fluß war querüber zugefroren. Aber — am Ufer brannte ein Feuer von aufgeschichteten Baumstämmen — es brannte im Lager meiner eigenen Karawane! Wir waren am Ziel.

31. Der wandernde See.

Die Gegend, wo meine Fähre für den ganzen Winter eingefroren war, heißt „Der neue See". Hier biegt der Tarim nach Süden um und ergießt sich weiter abwärts in einen seichten See, den Lop-nor. Das ganze Land ist hier so flach, daß man mit dem bloßen Auge nicht die geringsten Unebenheiten gewahrt, und das hat, wie ich nun zum erstenmale feststellen konnte, zur Folge, daß der Fluß seinen Lauf verändert und sich auf kürzere oder auch auf längere Strecken ein neues Bett gräbt! In alten Zeiten floß er geradeaus nach Osten weiter und mündete in den ehemaligen Lop-nor im nördlichen Teil der Wüste; in alten chinesischen Erdbeschreibungen ist von ihm in diesem Sinne die Rede.

Das Merkwürdige am Lop-nor ist also, daß er wandert und sich mit dem Unterlauf des Tarim wie ein Pendel zwischen Norden und Süden hin und her bewegt. Da, wo er einst lag, bin ich viel umhergewandert, und ich habe auch eine Karte des früheren Flußbettes und des alten Sees aufgenommen. Dabei fand ich Ruinen alter Dörfer und Gehöfte, uralte Kähne und Hausgerät, Baumstämme so spröde wie Glas und Schilf- und Binsenwurzeln. In einem Bau aus Fachwerk entdeckte ich sogar eine ganze Sammlung chinesischer Handschriften, die mancherlei Aufklärung gaben über die Zustände dieser Gegend, als noch Menschen hier leben konnten. Die alten Schriften waren mehr als sechzehn Jahrhunderte alt.

Die merkwürdige Erscheinung des wandernden Sees erklärt sich folgendermaßen: Während der Hochwasserzeit ist der Tarim voller Schlamm, und er sowohl wie der alte See waren dann immer sehr seicht. Allmählich füllte sich der See mit Schlamm und verwesten Pflanzen, und dadurch hob sich nach und nach der Boden des Flußbettes, bis sich schließlich das Wasser nach Süden verlief, wo das Land jetzt etwas tiefer war als der Boden des Sees. Das alte

Digitized by Google

Flußbett und der See trockneten infolgedessen langsam aus, der Pappelwald verdorrte, die Schilffelder wurden dürr, und der Wind verwehte alles im Sand. Die Menschen verließen ihre Hütten und zogen ebenfalls südwärts dem neuen Flußlauf nach und bauten an dem neuen See ihre neuen Hütten. Tarim und Lop-nor hatten also eine Pendelschwingung nach Süden ausgeführt, und Menschen, Tiere und Pflanzen mußten sie mitmachen. Im Süden geht es nun wieder ebenso, Fluß und See füllen sich wieder und kehren nach Norden zurück! Aber über diesen Schwingungen vergehen viele Jahrhunderte.

Jetzt liegt der See im Süden; er ist fast ganz mit Schilf überwachsen; Pappelwald gedeiht nur am Fluß. Die wenigen Eingeborenen sind teils Hirten, teils Fischer; sie sind türkischen Stammes und bekennen sich zum Islam. Ebenso gutherzig wie friedfertig, nehmen sie den Fremdling mit großer Gastfreiheit auf. Ihre Hütten bauen sie aus zusammengeschnürten Schilfbündeln, der Fußboden ist mit Schilfmatten bedeckt, und das Dach besteht aus Zweigen, über die Schilf gebreitet wird. Einen großen Teil des Tages verbringen sie in ihren Kähnen, die ausgehöhlte Pappelstämme und daher lang und schmal sind. Das Ruder ist breitblättrig und treibt den Kahn mit größter Geschwindigkeit vorwärts. Sie halten sich im Schilf enge Kanäle offen, durch die sie mit ihren Kähnen so schnell wie Aale hindurchhuschen. Hier legen sie auch ihre Fischnetze aus. Im Frühling leben sie auch von den Eiern, die sie sich aus den Nestern der Wildgänse holen. Das Schilf wächst so dicht, daß man, wenn ein heftiger Sturm es hier und da umgebrochen hat, wie auf einer Brücke darübergehen kann, obgleich zwei Meter tiefes Wasser darunter steht.

An den Ufern des Lop-nor war früher der Tiger sehr häufig, und die Eingeborenen pflegten ihn auf eigentümliche Weise zu jagen. Hatte eine dieser Bestien Vieh geraubt, dann versammelten sich alle Männer der Umgegend und kreisten den Räuber von drei Seiten im Dickicht ein, wo er versteckt lag. Nur die Uferseite blieb frei. Ihre einzigen Waffen waren Stangen und Stöcke, und um den Tiger zum Verlassen seines Verstecks zu zwingen, zündeten sie das Dickicht an. Nun merkte der Tiger, daß es für ihn keinen Weg landeinwärts gab, und er versuchte nun, nach einer Insel oder zum andern Ufer

Digitized

hinüberzuschwimmen. Aber noch ist er nicht weit, da kreist ein halbes Dutzend bemannter Kähne ihn im Wasser ein. Sie sind viel schneller als der Tiger, ganz dicht saust der erste Kahn an ihm vorbei, und ein Mann im Vordersteven drückt mit dem Ruderblatt den Kopf des Tieres unter Wasser. Ehe dieser wieder auftaucht, ist der Kahn längst aus seinem Bereich. Wütend faucht, prustet und hustet der Tiger, aber im selben Augenblick ist ein zweiter Kahn da, und ein neues Ruder taucht ihn noch tiefer unter Wasser. Wenn er wieder an die Oberfläche kommt, schnappt er nach Luft; von seinen Zähnen, Tatzen und Krallen kann er keinen Gebrauch mehr machen, er schwimmt ums Leben. Aber noch ist es weit bis zum Ufer. Der erste Kahn hat einen Kreis beschrieben und ist jetzt wieder da. Der Tiger ist schon sehr erschöpft. Jetzt wagt sich der Kahn noch dichter heran, der Mann im Vordersteven drückt das Tier mit seiner ganzen Kraft nieder, so daß der Ruderschaft senkrecht im Wasser steht, und hält das Tier solange unter Wasser fest, wie es eben geht. Kommt der Verfolgte wieder an die Oberfläche, so bereitet ihm der nächste Kahn dasselbe Schicksal, und bald wird der Tiger vor Atemnot kraftlos. Er denkt nicht mehr an das nächste Ufer, er will nur den Kähnen ausweichen, und damit ist sein Schicksal besiegelt. Immer wieder wird er in das offene Wasser hineingejagt, er tastet und plumpst mit den Tatzen umher, zum schnellen Schwimmen hat er die Kraft verloren. Die Verfolger werden nun so dreist, daß sie gar keine Vorsicht mehr brauchen. Drei oder vier Ruderblätter zugleich drücken den Tiger unter das klare Wasser, wo er genau zu sehen ist, und wenn er noch immer auftaucht, schlägt man ihm mit den Rudern auf die Schnauze. So wird er schließlich totgehetzt, die Tatzen erschlaffen nach verzweifeltem Kampf, und er ertrinkt. Dann bindet man ihm einen Strick um den Hals und rudert ihn jubelnd ans Land. Man hat den König des Dickichts besiegt, ohne einen einzigen Schuß zu tun.

Das Klima am Lop-nor ist im Winter und im Sommer sehr verschieden, es wechselt zwischen 30 Grad Kälte und 40 Grad Hitze, wie stets im Innern der Festlandsmassen unserer Erde, wenn sie nicht, wie Mittelafrika, in der Nähe des Äquators liegen, wo es immer heiß ist. An den Küsten ist der Temperaturunterschied geringer, denn das Meer kühlt die Luft im Sommer und erwärmt sie

Digitized by Google

im Winter. Im Lopland aber frieren im Winter alle Flüsse und Seen fest zu, während im Sommer erstickende Glut herrscht. Wolken von Stechmücken peinigen die Einwohner, und das Vieh wird von Bremsen fast umgebracht; deshalb muß man Pferde und Kamele am Tage in Binsenschuppen unterstellen. Nur bei Nacht haben die Tiere vor diesen Quälgeistern Ruhe.

Unermeßliche Mengen von Wildgänsen, Wildenten, Schwänen und anderen Schwimmvögeln nisten am Lop-nor; die offenen Wasserflächen sind mit schnatternden Vögeln übersät. Im Spätherbst ziehen sie über Tibet hinweg nach Süden, und im Winter liegt der See in eisigem Schweigen.

32. Wilde Kamele.

Die Gegend, über deren ebenen Boden der Lop-nor seit Jahrtausenden zwischen Norden und Süden hin und her wandert, heißt die Lopwüste. Von ihr erzählt Marco Polo vor sechshundertundvierzig Jahren merkwürdige Dinge. Wenn sich hier jemand von seinen Begleitern trennt, soll er Geisterstimmen hören, die ihn bei Namen rufen; in dem Glauben, es seien seine Kameraden, folgt er diesen Stimmen, aber sie führen ihn in die Irre, und er kommt elend um. Auch das Trappeln großer Reiterscharen, Töne von Musikinstrumenten und besonders Trommelwirbel sollen zu hören sein.

Auf meinen Kreuz- und Querzügen durch die Lopwüste hat aber niemand meinen Namen gerufen, und die Stille der schweigenden Wüste wurde höchstens durch den Oststurm unterbrochen, der donnernd über den gelben Lehmboden hinrollt. Im Laufe der Zeit haben diese heftigen Frühlingsstürme Rinnen und Furchen in den Lehm gepflügt. Sonst aber ist die Wüste wie ein gefrorenes Meer. Nur die umliegenden, mürben Schalen von Mollusken verraten, daß hier ehemals Wassermassen des Lop-nor sich ausdehnten.

Die Nordgrenze der Lopwüste bilden die östlichsten Ketten des Tien-schan, „die dürren Berge", deren Abhänge fast nie vom Regen bespült werden. An dem Südfuß entspringen nur wenige salzhaltige Quellen, um die herum Schilf und Tamarisken wachsen, und auch an vereinzelten andern Stellen in der Nähe des Gebirges kämpft etwas Vegetation um ihr kümmerliches Dasein.

Digitized by Google

Hier aber ist das Land der wilden Kamele. Ihr sollt diese Tiere kennen und lieben lernen, wie ich sie kenne und liebe, der ich sie viele Male windschnell über die Wüste habe hinjagen sehen und ihnen den Kopf gestreichelt habe, wenn die Kugeln meiner Jäger sie verwundet hatten.

Die wilden Kamele leben in Herden von etwa sechs Stück. Das Leitkamel ist ein dunkelbraunes Männchen, die Weibchen sind heller gefärbt. Ihre Wolle ist so weich und fein, daß es ein wahres Vergnügen ist, mit der Hand darüber hinzustreichen. Oft weiden mehrere Herden oder Familien an derselben Stelle. Sie fressen Schilf und Tamarisken, sind fett und rund, und ihre beiden festen Höcker enthalten sehr viel Fett. Im Frühling und Sommer können sie acht Tage ohne Wasser aushalten, im Winter sogar vierzehn. Seit unzähligen Generationen wissen sie die Quellen der Wüste zu finden; die Mütter haben ihre Jungen dorthin geleitet, und als diese erwachsen waren, haben sie wieder ihre eigenen Kleinen hingeführt. Sie trinken das Wasser, auch wenn es noch so salzig ist, es bleibt ihnen ja keine Wahl. Aber sie halten sich nie lange auf einer Quellweide auf, denn hier ist die Gefahr am größten. Ihre Erfahrung sagt ihnen, daß ihre Feinde sich ebenfalls hier zum Trinken einstellen.

Gegen die Gefahr haben sie keine andere Waffe, als ihre scharf entwickelten Sinne. Den Menschen wittern sie schon aus einer Entfernung von zwanzig Kilometern, und sie scheuen den Geruch einer Lagerstätte, die sie erkennen, auch wenn der Wind längst die Asche verweht hat. Zahme Kamele erregen ihren Argwohn, sie riechen nicht so wie die wilden. Auch wenn ihnen keine Gefahr droht, bleiben sie nicht lange auf demselben Weideplatz; sie finden ihren Weg ohne Karte und Kompaß und verirren sich nie.

In manchen Gegenden sind sie so zahlreich, daß man fast alle zwei Minuten eine Fährte kreuzt. Laufen die Spuren von allen Seiten strahlenförmig in eine Einsenkung zwischen zwei Hügeln zusammen, so kann man gewiß sein, daß dort eine Quelle ist. Als meine zahmen Kamele einmal elf Tage lang ohne Wasser waren, wurden sie so durch die Fährten ihrer wilden Verwandten gerettet.

Nun denke man sich eine aus sechs wilden Kamelen bestehende Herde, deren Spur Kameljäger aus den „dürren Bergen" nachstellen.

Digitized by Google

Der Führer iſt ein altes Männchen, das dreißig Jahre in der Wüſte gelebt hat und allen Gefahren entronnen iſt. Es liegt wiederkäuend auf ſeinen vier Knien inmitten ſeiner drei Weibchen und zweier jüngeren Männchen; nur zwei graſen. Der Alte hört plötzlich mit Wiederkäuen auf, reckt den Hals empor und bläht die Nüſtern auf, um möglichſt viel Luft in die Naſe ziehen und dadurch beſſer wittern zu können. Dann erhebt er ſich, immer den Kopf nach Norden gewendet. Die anderen bleiben noch ruhig liegen, ſie verlaſſen ſich auf den Führer. Er macht einige Schritte nach Weſten, denn er hat irgendeine Gefahr gemerkt. Da kracht von Norden her ein Schuß. Die Liegenden ſchnellen wie Sprungfedern in die Höhe, und die ganze Herde jagt in einer Staubwolke davon. Bald erſcheinen ſie durch das Fernglas nur noch wie kleine ſchwarze Punkte.

Totes wildes Kamel.

Sie laufen den ganzen Tag; erſt in der Nacht mäßigen ſie ihre Schritte und bleiben gelegentlich ſtehen, um Ausſchau zu halten. Da keine Gefahr mehr zu drohen ſcheint, beruhigen ſie ſich allmählich und ziehen zuſammen wieder zu einer ſalzigen Quelle am Fuß des Gebirges. Ringsumher wachſen dichte Schilfſtauden und Tamarisken. Der Wind kommt von Oſten, und ſie ahnen daher nicht die Gefahr, die ihnen von Weſten droht. Denn wir ſind gegen den Wind an der anderen Seite der Oaſe angelangt, und zwiſchen zwei Tama-

Digitized by Google

risken hindurch beobachte ich alle ihre Bewegungen mit dem Fernglas. Lautlos und geschmeidig wie ein Panther schleicht sich mein Jäger am Boden entlang, verbirgt sich in kleinen Einsenkungen und hinter Sträuchern und nähert sich langsam der Herde. Möchten ihn doch nur die Kamele wittern und ihm entrinnen! Regungslos liegt der Schütze in Treffweite hinter einem Strauch — vorsichtig hebt er die Flinte ans Auge und drückt ab. Der Schuß kracht, die Tiere fahren zusammen und fliehen dem Schützen gerade entgegen. Bald aber merken sie den Irrtum und machen kehrt, und pfeilschnell jagen sie, in aufgewirbelte Staubwolken gehüllt, ins Gebirge hinauf.

Aber es sind ihrer nur fünf, ein Männchen ist zurückgeblieben. Es liegt mit emporgerecktem Hals da und betrachtet uns, die wir näherkommen, mit abwesenden Blicken. Es kaut noch an den Schilfblättern, die es gerade zwischen den Zähnen hatte, als die Kugel ihm in den Bauch drang. Es versucht, sich zu erheben, aber die Vorderbeine versagen den Dienst. Nun stehen wir um den Sohn der Wüste herum; er ist zu Tode verwundet und von seinen Kameraden verlassen. Sein Blick schweift ruhig und besonnen über den Horizont hin, er nimmt Abschied von der Wüste. Nach einer Minute ist er tot.

So sah ich den König der Wüste, das wilde Kamel, das gleich dem Wildesel in leblosen Gegenden daheim ist und auf salziger Heide. Wo nicht einmal eine Eidechse Nahrung findet und keine Fliege in der Luft summt, wo die Sommersonne den Lehmboden glühend erhitzt, da zieht es seine weiten Königsstraßen, und die Entfernungen sind ihm nichts. Es ist mit ihm wie mit dem Wind, man weiß nicht, woher er kommt und wohin er geht. Das wilde Kamel ist schneller als der afrikanische Strauß und spottet der Pferde und Reiter. Ich sah es in seiner grenzenlosen Freiheit weiden und trinken, im Schatten der Tamarisken ruhen und erschreckt der untergehenden Sonne entgegenfliehen. Wenn wir es am wenigsten erwarteten, tauchte es plötzlich in unserer Nähe auf. Es ist etwas Wunderbares, daß ein so gewaltiges, hochgewachsenes Tier in solcher Öde der Erde gedeihen kann. Und doch leben sie hier, vermehren sich und huschen wie Schatten und Gespenster flüchtig vor dem Auge des Reisenden vorüber.

Digitized by Google

33. Tibet.

Im Süden Ostturkestans dehnt sich die gewaltige Erhebung der Erdrinde aus, die wir Tibet nennen. Seine Nachbarn sind: im Osten das eigentliche China, im Süden Birma, Bhotan, Sikkim, Nepal und Britisch-Indien, im Westen Kaschmir und Ladak. Die politischen Grenzen haben jedoch nur wenig Bedeutung; sie bleiben selten von einem Jahrhundert zum andern unverändert, denn seit alter Vorzeit erweitert jede erstarkende Macht stets ihr Reich auf Kosten ihrer Nachbarn. Unverändert bleibt dagegen die Erdrinde selbst, wenn wir von der beständigen Arbeit absehen, die Regen und Flüsse, Wetter und Winde ausführen, indem sie die Mulden mit Schlamm und Sand füllen, die Täler tiefer einschneiden und durch Verwitterung die Gebirge abbröckeln. Wie tätig aber auch diese Kräfte sein mögen, Tibet bleibt doch das höchste Gebirgsland der Erde.

Wenn du deine linke Hand so auf Tibet legst, daß die Stelle der Knöchel auf dem Pamir ruht, so bedeckt die übrige Handfläche die Gebiete Mitteltibets, die keinen Abfluß nach dem Meere haben und daher in eine Menge einzelner Salzseebecken zerfallen. Dein Daumen entspricht dem Himalaja, dein Zeigefinger dem Transhimalaja, dein Mittelfinger dem Kara-korum, der Ringfinger dem Arkatag und der kleine Finger dem Kwen-lun. So kannst du die höchsten Bergketten der Erde an deinen fünf Fingern aufzählen. Nimmst du nun eine Gießkanne mit einer Brause am Ausguß und läßt eine gleichmäßige Dusche über deinen Handrücken fallen, drückst dabei die Hand auf die Tischplatte und spreizest die Finger, dann wird ein geringer Teil des Wassers auf der Rückseite der Hand stehen bleiben, während das meiste zwischen den Fingern hinunterrinnt. Genau so geht es in Tibet. Die Gießkanne vertritt den Regen des Südwestmonsuns, der übrigens in den östlichen Gegenden des Landes reichlicher fällt als in den westlichen. Das auf dem Handrücken zurückbleibende Wasser sind die kleinen, zerstreut liegenden salzigen Seen auf der Hochebene, denen jeder Abfluß zum Meere fehlt. Das hinunterrinnende Wasser aber sind die großen Flüsse zwischen den Bergketten.

Von diesen Flüssen gehen zwei nach Osten: der Gelbe Fluß,

Digitized by Google

Hwang-ho, in das Gelbe Meer, und der Blaue Fluß, Jang-tse-kiang, in das Oſtchineſiſche Meer. Die übrigen laufen nach Süden; der Mekong mündet in das Südchineſiſche Meer, der Saluën, der Irawadi und der Brahmaputra in die große Bucht des Indiſchen Ozeans, den Bengaliſchen Meerbuſen. Du wunderſt dich, welch eigentümlichen Bogen der Brahmaputra um die Spitze deines Daumens herum macht, und natürlich rinnt auch auf der Außenſeite deines Daumens eine Menge Waſſer nieder; das iſt der Ganges, der von den Hochtälern des Himalaja kommt. Und am weiteſten nach Weſten, dem Handgelenk am nächſten, fließen die beiden uns ſchon bekannten Flüſſe: der Indus nach Süden ins Arabiſche Meer, und der Tarim erſt nach Norden und dann oſtwärts in den Lop-nor.

Der Himalaja iſt die höchſte Bergkette der Erde, und zwiſchen ſeinen Kämmen erheben ſich die gewaltigſten Gipfel der Welt. Drei davon mußt du im Gedächtnis behalten, denn ſie ſind weit berühmt: den Mount Everеſt, der mit ſeinen 8840 Metern der höchſte Berg der Erde iſt, den Kantſchindſchanga mit 8580 und den Dhawalagiri mit 8180 Metern. Der Dapſang in der Kara-korum-Kette iſt aber nur 200 Meter niedriger als der Mount Everеſt.

Von Süden geſehen bietet der Himalaja ein großartiges Schauſpiel. Kein anderes Bergland der Erde kann ſich an ſtaunenerregender Schönheit mit ihm meſſen. Fährt man mit der Eiſenbahn von Kalkutta nach Sikkim hinauf, ſo hat man den mit ewigem Schnee bedeckten Kamm des Himalaja vor und über ſich, und der Kantſchindſchanga ragt wie ein blendendweißer Zahn empor. Unter der ſcharf ſich abhebenden Schneegrenze ziehen ſich die ſteilen, bewaldeten Abhänge hinunter. Früh am Morgen und bei ſchönem Wetter ſteht der zackige Schneekamm im grellen Sonnenſchein da, während Abhänge und Täler noch im Schatten und Nebel verſchwinden. Auf der Fahrt nach dieſen großen Höhen hinauf verändert ſich die Flora ebenſo, wie von Italien bis zum Nordkap. Die letzten Pflanzen, die noch den Kampf gegen die Kälte aufnehmen, ſind Mooſe und Flechten. Weiter hinauf ſteht nur noch nacktes Geſtein.

Nord- und Mitteltibet liegen nun aber durchſchnittlich 5000 Meter hoch, alſo höher noch als der Gipfel des Montblanc! Und da ſchon das ganze Plateau eine ſo ungeheure Höhe hat, erſcheinen die Bergketten

darauf recht unbedeutend. Zwischen den fünf großen Ketten liegen noch unzählige kleinere, und alle ziehen von Westen nach Osten. Sie haben sich ungefähr so gebildet, wie die Falten einer Tischdecke, die von zwei verschiedenen Seiten her zusammengeschoben wird.

Mit einem seltsamen, unbeschreiblichen Gefühl steht man auf solch einem hohen Paß im Herzen Tibets. Du bist in fast 6000 Meter Höhe, und 50—100 Meter von dir entfernt können sich Gipfel erheben, die noch 1500 Meter höher sind. Aber dein Blick beherrscht trotzdem das ganze Bergland ringsum bis an den Rand des Horizonts, falls es nicht windig und die Luft völlig klar ist. Gewöhnlich aber wehen eiskalte Westwinde. Es ist nur eine Folge der Entfernung, daß die mit Schnee und Eis bedeckten Hörner blau schimmern.

Zuerst hat man das vernichtende, demütigende Gefühl der eigenen Unbedeutendheit; man ist ein Staubkorn auf der Oberfläche dieser großen, schönen Erde. Wie erbärmlich erscheint da aller Zwist und alles Streben des Menschen, verglichen mit dem erhabenen Schweigen der großen Einsamkeit ringsum. Über dir wölbt sich der unendliche Weltenraum — unter deinen Füßen liegt Tibet. Seine flachen Bergketten erinnern an Meereswellen, die im wildesten Sturm in Stein verwandelt wurden; der ewige Schnee ist der Schaum auf den Wellen.

Kein lebendiges Wesen stört die Stille. Im Schutt droben auf dem öden Paß zeigen sich vereinzelte Spuren von Yaks und Antilopen, und du wagst kaum, mit deinen Begleitern zu sprechen. So feierlich ist die Stille, wie in der Kirche beim Gottesdienst.

Will man Tibet in der Richtung von Norden nach Süden durchwandern, so muß man über alle diese Ketten hinüber und jede auf einem himmelanstrebenden Paß überschreiten. Das Siedethermometer zeigt die Höhe über dem Meere an; denn das Wasser kocht auf der Höhe des Meeresspiegels bei 100 Grad Celsius, bei 5500 Meter Höhe z. B. aber schon bei 82 Grad.

Welch ein Glück ist es nun für die Völker Asiens, daß das Innere des Kontinents sich zu der schwindelnd hohen Anschwellung Tibet erhebt! An diesen Höhen werden die Wasserdämpfe des Monsuns abgekühlt und verdichtet, so daß sie als Regen niederfallen und

Digitized by Google

die großen Flüsse speisen. Wäre das Land flach wie Nordindien oder Ostturkestan, so würden noch viel größere Gebiete Innerasiens nur Wüsten sein. So aber sammelt sich das Wasser in den Gebirgen und rinnt nach allen Seiten hinunter; an den Flüssen wohnen Menschen dicht gedrängt, hier entstehen Städte und Reiche, und die Flüsse wieder speisen Kanäle, die Ackerfelder und Gärten bewässern.

Ihr wißt doch, daß Asien der größte Weltteil der Erde und daß Europa kaum etwas anderes ist als eine seiner Halbinseln? Ja, es fehlt nicht viel, daß Asien allein so groß ist wie Europa, Afrika und Australien zusammen! Von den 1650 Millionen Menschen, die auf der Erde leben, wohnen 870 Millionen, also über die Hälfte, in Asien. Nehmen wir nun unsern Atlas zur Hand und vergleichen Südeuropa mit Südasien, so finden sich zwischen beiden mehrere ganz wunderliche Ähnlichkeiten. Von beiden Weltteilen springen drei Halbinseln nach Süden vor. Die Iberische Halbinsel mit Spanien und Portugal entspricht in Asien der Arabischen Halbinsel; beide sind plump und viereckig. Der italienische Stiefel entspricht der Indischen Halbinsel; beide haben unten vor ihrer Spitze eine große Insel, Sizilien und Ceylon. Und der Balkanhalbinsel schließlich entspricht Hinterindien; beide haben eingeschnittene, unregelmäßige Küsten und im Südosten eine ganze Inselwelt, den Archipelagos und die Sundainseln. Merkwürdig, nicht wahr?

Doch zurück zu Tibet, das einer von mächtigen Wällen umgebenen Festung gleicht. Im Süden hat es sogar einen doppelten Wall, den Himalaja und weiter nördlich den Transhimalaja, und zwischen beiden ist ein teilweise mit Wasser gefüllter Festungsgraben: der obere Indus und der obere Brahmaputra. Und Tibet ist auch wirklich eine Festung, eine Schutzmauer im Rücken Chinas.

Ein Land, das so gewaltige Bergketten umgeben, ist natürlich überaus schwer zugänglich, und der Europäer, die Tibet durchquerten, gibt es nicht viele. Aber gerade das reizte mich, und seit 1896 habe ich Tibet, das „verschlossene Land", siebenmal in verschiedenen Richtungen durchzogen!

Die Lage Tibets hat auch ihre Wirkung auf die Eingeborenen. Von der Welt abgeschnitten und ohne Berührung mit Nachbarn, ist das Volk der Tibeter seine eigenen Wege gegangen und hat sich

Digitized by Google

innerhalb seiner Grenzen ganz eigentümlich entwickelt. Das nördliche Drittel des Landes ist ganz unbewohnt; dort reiste ich einmal drei Monate lang und ein andermal einundachtzig Tage umher, ohne einen einzigen Menschen zu treffen! Das mittelste Drittel ist spärlich bevölkert, hauptsächlich durch Hirten, die mit ihren Schaf- und Yakherden wandern und in schwarzen Zelten wohnen. Manche von ihnen sind auch geschickte Yak- und Antilopenjäger; andere sammeln Salz in ausgetrockneten Seen, beladen damit ihre Schafe und vertauschen es im Süden gegen Gerste.

Das südliche Drittel hat die meisten Einwohner, zwei bis drei Millionen. Hier gibt es nicht nur Nomaden, sondern auch feste Ansiedler, die in kleinen, aus Steinhütten bestehenden Dörfern wohnen und in den tiefen Flußtälern, besonders dem des Brahmaputra, Gerste bauen. Sogar einige kleine Städte haben sich gebildet; die größten sind Lhasa und Schigatse.

Wenn unsere Reise uns wieder nach Indien hinunterführt, werden wir die Religion Buddhas, den Buddhismus, kennen lernen. In veränderter Form hat diese Sittenlehre vor tausend Jahren Tibet erobert. Vorher herrschte hier eine Naturreligion, die Berge, Flüsse, Seen und Luft mit Dämonen und Geistern bevölkerte. Vieles von dem alten Aberglauben ging in die neue Lehre über, die Lamaismus heißt. Es gibt auf Erden 570 Millionen Christen und 450 Millionen Buddhisten; von diesen letzteren sind alle Tibeter und Mongolen, die Burjäten in Ostsibirien, die Kalmücken an der Wolga, die Völker in Ladak, Nordnepal, Sikkim und Bhotan sogenannte Lamaisten.

Die Lamaisten haben eine große Zahl Mönche und Priester, die alle Lama genannt werden. Ihr Oberpriester ist der Dalai-Lama in Lhasa, und ihm fast ebenbürtig ist der Taschi-Lama, der oberste Priester in Taschi-lunpo, dem großen Kloster bei Schigatse. Der Drittvornehmste ist der Großlama in Urga in der nördlichen Mongolei. Diese drei und etliche andere sind verkörperte Götter, Inkarnationen. Sie sterben nie, denn der den Einzelnen innewohnende Gott wechselt nur seinen irdischen Leib. Wenn ein Dalai-Lama stirbt, so hat sich nur der Gott, die Seele, wieder auf die Wanderung begeben und siedelt in den Körper eines andern Knaben über. Hat man diesen Knaben herausgefunden, so wird er der neue

Digitized by Google

Dalai-Lama. Die Lamaiſten glauben alſo an Seelenwanderung, und das Ende, die Vollendung aller Seelen, iſt ihre Vernichtung, das „Nirwana".

Im obern Brahmaputratal finden ſich viele Klöſter mit Nonnen oder Mönchen. Die Tempelſäle ſind mit Götterſtatuen aus Metall oder vergoldetem Ton geſchmückt, und Tag und Nacht brennen Butterlampen davor. Mönche und Nonnen dürfen ſich nicht verheiraten, aber bei dem übrigen Volk herrſcht der ſonderbare Brauch, daß eine Frau zwei oder noch mehr Männer heiraten darf. Bei den Mohammedanern iſt es gerade umgekehrt; dort kann ein Mann mehrere Frauen haben. Daß beides gleich unſinnig iſt und ein glückliches Familienleben undenkbar macht, brauche ich kaum zu ſagen.

34. Meine Pilgerfahrt nach Lhaſa.

Vom Lop-nor aus drang ich im Jahre 1901 zum dritten Male in das Land der hohen Berge ein. Der Sommer hatte gerade mit ſeinen erſtickenden Staubſtürmen begonnen, und man ſehnte ſich hinauf in die friſche, reine Luft. Meine große Karawane war eine recht gemiſchte Geſellſchaft. Ich hatte ſechzehn mohammedaniſche Diener aus Oſtturkeſtan, zwei ruſſiſche und zwei burjätiſche Koſaken und einen mongoliſchen Lama aus Urga bei mir; Lebensmittel auf ſieben Monate, Zelte, Pelze, Betten, Waffen und Kiſten, alles wurde von 39 Kamelen, 45 Pferden und Mauleſeln und 60 Eſeln getragen. Außerdem hatte ich 60 Schafe zum Schlachten, mehrere Hunde und einen zahmen Hirſch.

So brach ich zum Hochgebirge auf und überſtieg eine Bergkette nach der andern. Oben auf den großen Höhen iſt die Luft ſo dünn, daß man nur ſchwer atmen kann und die geringſte Bewegung Herzklopfen erregt. Daher ermattet eine Karawane ſehr ſchnell, das Weidegras wird immer ſpärlicher, viele Karawanentiere gehen dabei zugrunde, und man kommt ſelten mehr als 20 Kilometer an einem Tag vorwärts.

Ich hatte ſchon vierundvierzig Tagesmärſche geradeaus nach Süden hinter mir, da traf ich die erſten Menſchenſpuren. Mein Ziel war Lhaſa, bis wohin ich noch 480 Kilometer zurückzulegen hatte. Bisher waren alle Europäer, die zu dieſer heiligen Stadt vorzudringen verſucht

Digitized by Google

hatten, durch tibetiſche Reiter zum Umkehren gezwungen worden. Die Tibeter ſind im Grunde ein gutmütiges, liebenswürdiges Volk, aber ſie dulden keine Fremden in ihrem Land; ſie haben gehört, daß Indien und Zentralaſien von den Weißen erobert worden ſeien, und fürchten nun, ſie könne dasſelbe Schickſal treffen. Vor 200 Jahren lebten katholiſche Miſſionare in Lhaſa, und noch im Jahre 1845 haben die berühmten franzöſiſchen Geiſtlichen Huc und Gabet die Stadt beſucht. Seitdem aber wurden zwei Europäer bei dem wiederholten Verſuch, Lhaſa zu erreichen, ermordet, und die übrigen haben unverrichteter Sache wieder umkehren müſſen.

Nun wollte ich mein Glück verſuchen! Mein Plan war, verkleidet mit zwei Begleitern zu reiſen. Der eine war der mongoliſche Prieſter, den wir ganz einfach Lama nannten, und der andere der burjätiſche Koſak Schagdur. Die Burjäten ſind mongoliſchen Stammes, ſprechen mongoliſch und ſind auch Lamaiſten. Sie haben ſchmale, etwas ſchiefſtehende Augen, hervorſtehende Backenknochen und fleiſchige Lippen. Die Tracht iſt bei beiden Völkern faſt die gleiche: ein Pelz mit langen Ärmeln, ein Gürtel um den Leib, eine Mütze und vorn aufwärtsgebogene Stiefel. Mein Anzug war daher genau ebenſo, und alles, was wir an Zelt, Kiſten und Proviant mitnahmen, war mongoliſche Arbeit und mongoliſcher Herkunft. Was ich an europäiſchen Sachen unbedingt brauchte, Inſtrumente, Schreibgerät und Fernglas, wurde ſorgfältig in eine Kiſte verpackt. Zu meiner Verteidigung dienten zwei ruſſiſche Gewehre und ein ſchwediſcher Revolver, und von den Karawanentieren ſollten mich fünf Mauleſel, vier Pferde und unſere beiden biſſigſten Hunde, der „Tiger“ und „Lilliput“, begleiten. Ich ritt einen prächtigen Schimmel, Schagdur einen großen Gelben und der Lama einen kleinen, gelbgrauen Mauleſel. Die Laſttiere wurden von meinen Leuten geführt, und ich ritt hinterdrein. Die beiden erſten Tage begleitete uns noch ein Mohammedaner namens Ördek, der aber nach zwei Tagen wieder ins Hauptquartier zurückkehren ſollte, wo die übrige Karawane auf meine Rückkehr wartete.

Viele Mongolen pilgern alljährlich in großen, bewaffneten Karawanen zur heiligen Stadt, um dem Dalai-Lama zu huldigen und ſich ſeinen Segen und den des Taſchi-Lama zu holen. Die Pilgerſtraße dieſer mongoliſchen Wallfahrer wollte ich demnach erreichen; denn es

gab keine andere Möglichkeit, als unter solcher Verkleidung nach Lhasa zu gelangen.

Am 27. Juli hatte ich das Hauptquartier verlassen, und die Zurückbleibenden waren überzeugt, daß sie mich nie wiedersehen würden! Während des ersten Tages hatten wir nichts Lebendiges gesehen, und auch am zweiten Tag waren wir unbehindert 40 Kilometer weit geritten. Dann hatten wir unser Lager auf offenem Gelände an zwei Seen aufgeschlagen; nur im Südosten erhoben sich einige kleine Hügel, in deren Nähe die Tiere weideten. Ördek sollte sie in der Nacht bewachen, damit wir drei anderen ausschlafen konnten. Wenn er wieder fort war, fiel uns selbst ja diese Aufgabe zu.

Zunächst verbesserte ich nun meine Verkleidung. Mein Kopf wurde rasiert, bis er wie eine Billardkugel glänzte. Nur die Augenbrauen durften sitzen bleiben. Dann schmierte mir der Lama den Kopf mit Fett, Ruß und brauner Farbe ein, und als ich mich hinterher in einem kleinen Handspiegel besah, erkannte ich mich selbst nicht mehr; auf jeden Fall aber hatte ich eine gewisse Ähnlichkeit mit meinen beiden lamaistischen Dienern erhalten.

Am Nachmittag hatte sich Nordweststurm erhoben, und wir waren daher früh in unser kleines, dünnes Zelt gekrochen, wo wir ruhig einschliefen. Es war um Mitternacht, als sich Ördek in unser Zelt schlich und mir mit bebender Stimme mitteilte, draußen seien Räuber aufgetaucht. „Zwischen den hintersten Pferden bewegte sich ein Schatten!" Wir griffen zu den Waffen und eilten hinaus. Der Sturm wütete noch immer, und der Mond schien bleich aus zerrissenen Wolken heraus. In der Luft heulte und stöhnte es wie gewöhnlich in Tibet. Aber wir kamen zu spät. Auf dem Hügelkamm konnten wir noch eben drei Reiter unterscheiden, die zwei ledige Pferde vor sich herjagten: das eine war mein geliebter Schimmel, das andere Schagdurs Gelber. Schagdur schickte ihnen eine Kugel nach; aber sie hatte weiter keine Wirkung, als die Räuber zur Eile anzutreiben.

„Herr, laß uns die Schurken verfolgen", rief Schagdur.

Ich war nicht weniger wütend als er, zwang mich aber zur Ruhe. „Das nützt nichts, mit unseren müden Pferden holen wir sie nicht ein."

Digitized by Google

„Dann laß mich und Ördek sie verfolgen."

„Bedenke doch," erwiderte ich, „daß sie das Land weit besser kennen als wir! Sie reiten Nacht und Tag und folgen den Bächen, um ihre Fährte zu verwischen. Im besten Fall dauert es zwei Tage, bis ihr sie erreicht, und vielleicht lauern um uns her noch mehr solche Diebe. Wir wollen lieber aufpassen, daß wir nicht auch unsere übrigen Tiere noch verlieren."

Die Nacht war dunkel, und aus dem Schlafen wurde nun nichts mehr. Wir ließen uns an dem kleinen Kohlenfeuer nieder, kochten Reis und Tee und zündeten unsere Pfeifen an. Als die Sonne aufging, waren wir zum Aufbruch bereit. Wir hatten die Spuren untersucht und gefunden, daß sich die Diebe gegen den Wind an uns herangeschlichen hatten und so der Aufmerksamkeit der Hunde entgangen waren. Einer von ihnen war in einer Regenfurche dicht an unsere grasenden Pferde herangekrochen und hatte sie durch plötzliches Aufspringen nach der dem Wind abgewandten Seite hingescheucht, wo sie ein berittener Räuber in Empfang nahm und vor sich herjagte. Der Dritte hatte mit seinem Pferd und dem seines Kameraden gewartet, und dann waren auch diese beiden davongeeilt. Gewiß hatten sie uns schon den ganzen Tag umlauert. Vielleicht wußten sie schon, daß wir aus meinem Hauptquartier kamen, und wie leicht konnten sie also eine Warnung nach Lhasa senden!

Ördek war außer sich vor Wut, daß er nun zu Fuß die zwei Tagereisen weite Strecke zurückgehen sollte. Wie ich später erfuhr, wagte er nicht, denselben Weg einzuschlagen, sondern schlich sich wie eine Wildkatze in allen möglichen Rinnen weiter und sehnte sich am Tag nach der Dunkelheit; aber wenn es dunkel wurde, packte ihn die Angst noch stärker, und in jedem Steinblock sah er einen lauernden Spitzbuben. Zwei Wildesel machten ihn beinahe verrückt vor Furcht, so daß er sich in einer Schlucht wie ein Igel zusammenkauerte, um dann in atemlosem Lauf seinen Weg fortzusetzen. Als er schließlich in dunkler Nacht im Hauptquartier anlangte, glaubte zum Überfluß der Nachtwächter, der Ankömmling gehöre nicht zu ihnen, und legte auf ihn an. Da rief nun Ördek und winkte mit der Hand, und als er endlich wieder in seinem Zelt war, schlief er achtundvierzig Stunden hintereinander!

Digitized by Google

Wir drei Pilger ritten nun nach Südoſten und ſchlugen 40 Kilometer weiter das Zelt an einem Bach auf. Unſere Rollen waren ſo verteilt, daß Schagdur als der vornehmſte gelten ſollte; mich hatten meine Leute wie einen gewöhnlichen Maultiertreiber zu behandeln. Ich durfte mit dem Koſaken nun nicht mehr ruſſiſch ſprechen, ſondern nur mongoliſch; der Lama war ſchon ſeit langer Zeit mein Lehrer in dieſer Sprache geweſen. Am Nachmittag ſchlief ich bis 8 Uhr, und als ich erwachte, waren meine beiden Kameraden in größter Angſt; ſie hatten drei tibetiſche Reiter erblickt, die uns von weitem beobachtet hatten. Wir mußten alſo jeden Augenblick einen neuen Überfall erwarten.

Wir teilten nun die Nacht in drei Wachen, von 9 Uhr bis Mitternacht, von 12 bis 3 Uhr und von 3 bis 6 Uhr; ich übernahm die erſte und der Lama die letzte Wache. Die Tiere wurden vor dem Zelt angepflockt, und vor und hinter dem Zelt lagen die Hunde.

Meine erſte Nachtwache begann. Ich ging zwiſchen unſeren beiden Hunden hin und her, und ſie heulten jedesmal vor Freude, wenn ich ſie ſtreichelte. Wie finſter war dieſe Nacht in Tibet und wie endlos lang waren die Stunden! Der Himmel überzog ſich mit ſchwarzen, durch zuckende Blitze erhellten Wolken, und der Regen ſtrömte in Sturzbächen herab. Er trommelte auf der mongoliſchen Kaſſerolle, die draußen am Feuer ſtehen geblieben war. Hin und wieder ſuchte ich Schutz in der Zelttür, aber ſobald die Hunde knurrten, eilte ich wieder hinaus. Jetzt tropfte es nicht mehr, ſondern es ſtrömte von meinem Pelz herab.

So wurde es Mitternacht, aber Schagdur ſchlief ſo feſt, daß ich es nicht übers Herz brachte, ihn zu wecken. Eben hatte ich beſchloſſen, ſeine Wache um eine halbe Stunde abzukürzen, als die beiden Hunde wütend zu bellen begannen. Der Lama erwachte und ſtürmte ins Freie, wir ſchlichen mit unſeren Waffen nach der verdächtigen Stelle hin und hörten Pferdegetrappel, das ſich auf dem durchweichten Boden entfernte. Dann war wieder alles ſtill, und die Hunde bellten nicht mehr. Nun weckte ich Schagdur und legte mich in meinem naſſen Pelz ſchlafen.

Unter bleiſchwerem Himmel ritten wir am nächſten Tag weiter. Menſchen oder Nomadenzelte zeigten ſich nicht, wohl aber zahlreiche Spuren von Schafherden und Yaks und alte Lagerſtätten. Jetzt

vergrößerte sich täglich die Gefahr, mit Menschen zusammenzutreffen, und von Tag zu Tag stieg meine Spannung, wie die Tibeter uns drei aufnehmen würden.

Auch am 31. Juli hielt der strömende Regen an. Wir folgten einem deutlich erkennbaren, ausgetretenen Weg, den vor kurzem eine Yakherde getrieben worden war. Nach einer Weile kamen wir sogar an einer Schar tangutischer Pilger vorbei, die 50 Yaks, 3 Pferde und 3 Hunde hatten, die von Tiger und Lilliput tüchtig gezaust wurden. Die Tanguten sind ein Nomadenvolk im nordöstlichen Tibet, und jeder zweite von ihnen ist ein Räuber! Doch kamen wir glücklich an ihnen vorbei und lagerten nun zum erstenmal in der Nähe eines tibetischen Nomadenzelts, das einen jungen Mann und zwei Frauen beherbergte.

Während der Lama sich mit diesen in ein Gespräch einließ, kam der Besitzer des Zeltes und war nicht wenig erstaunt, einen Gast bei sich zu sehen. Dann begleitete er den Lama zu meinem Zelt und setzte sich vor dem Eingang auf den nassen Boden nieder. Unser Besuch hieß Sampo Singi und war der schmutzigste Kerl, den ich in meinem ganzen Leben gesehen habe. Aus seinen verfilzten Haarsträhnen tropfte das Regenwasser auf einen zerlumpten Mantel; er trug Friesstiefel, aber keine Hosen, ein Kleidungsstück, das fast alle Tibeter als überflüssig betrachten. Es mußte recht erfrischend sein, sich so hosenlos auf einen durchnäßten Sattel zu setzen. Sampo Singi schneuzte sich mit den Fingern so laut, daß es widerhallte, und so oft, daß ich mich fragte, ob das etwa zum guten Ton gehöre. Ich folgte daher seinem Beispiel, und er war nicht im geringsten erstaunt. Dann besah er sich unsere Sachen und gab alle Auskunft, die wir nur wünschten; nach Lhasa seien es noch acht Tagereisen. Als er uns fragte, ob wir Pfeffer in unseren Schnupftabak zu streuen pflegten, lachten wir ihn aus, und um seine Würde zu wahren, schnauzte Schagdur mich an: „Sitz nicht hier und gaffe, Bengel, geh und treibe die Pferde zusammen!“ Ich eilte sofort zu den Tieren und hatte alle Hände voll zu tun, bis ich sie glücklich beim Lager hatte.

Dank der Nachbarschaft der Nomaden, die auch bissige Hunde und Waffen hatten, verlief die Nacht ruhig, und früh am Morgen

Digitized by Google

machte uns Sampo Singi in Begleitung eines anderen Tibeters und einer Frau abermals eine Visite. Wir hatten sie gebeten, uns Eßwaren zu verkaufen, und sie brachten allerlei gute Dinge: ein Schaf, ein großes Stück Fett, einen Napf saure Milch, eine Holzschüssel mit geriebenem Käse, eine Kanne frische Milch und einen großen Klumpen buttergelber Sahne. Nun sollten wir bezahlen. Aber unsere Reisekasse bestand aus chinesischen Silberstücken, die nach Gewicht bewertet und stets auf einer kleinen Wage gewogen werden. Sampo Singi wollte aber nur Geld aus Lhasa nehmen, und das hatten wir nicht. Zum Glück aber hatte ich in Turkestan zwei Ballen blauen chinesischen Seidenzeugs gekauft; eine Bahn dieses Stoffes ersetzt alles Silber. Die Tibeter wurden ganz närrisch, als sie die Seide rascheln hörten, und nach dem üblichen Feilschen einigten wir uns zu gegenseitiger Zufriedenheit.

Das Schaf wurde also geschlachtet, einige fette Stücke über dem Feuer geröstet, und nach einem tüchtigen Frühstück sagten wir den Tibetern Lebewohl. Noch immer strömte der Regen, als wir talabwärts weiterritten und das rechte Ufer eines Flusses erreichten, der so breit war, daß sein anderes Ufer im Regennebel verschwand. Vier seiner zwanzig Arme waren jeder ein ordentlicher Fluß. Aber der tapfere kleine Lama ritt ohne Zögern in die reißende, schmutziggraue Strömung hinein, und wir folgten. Für mich war die Gefahr nicht allzugroß, denn ich kann schwimmen, aber meine beiden Leute konnten es nicht, und der Fluß war vom Regen der letzten Tage so ungeheuer angeschwollen, daß nach meiner Berechnung in jeder Sekunde 250 Kubikmeter Wasser durch sein Bett strömten!

Als wir die halbe Breite des Flusses hinter uns hatten, rasteten wir ein Weilchen auf einer Schlammbank, von wo aus weder das rechte noch das linke Ufer durch den Regenschleier zu sehen waren. Das strömende Wasser rechts und links verwirrte so, daß man fast glaubte, die kleine Sandbank treibe mit unheimlicher Geschwindigkeit flußabwärts.

Nun ging der Lama mit seinem Maulesel wieder in das Wasser hinein; aber er war noch nicht zehn Schritte weit, da ging die Flut dem Maulesel schon bis an die Schwanzwurzel. Der Lama führte aber auch das Maultier mit meinem wichtigsten Gepäck, zwei Fellkisten,

Digitized by Google

die, solange das Wasser nicht eingedrungen war, wie Korkkissen wirkten. Dadurch verloren die Füße des Tieres plötzlich ihren Halt, und von der Strömung mitgerissen, verschwand es flußabwärts im Regen. Aber der Maulesel wußte sich zu helfen. In der Nähe des linken Ufers konnte er wieder Grund fassen, er stemmte die Hufe fest auf den Boden und kletterte aus dem Wasser heraus. Die beiden Kisten saßen noch richtig auf seinem Rücken, jetzt allerdings ganz voll Wasser.

Der Lama setzte seinen Weg fort, unbekümmert darum, ob das Wasser um seinen Sattel schäumte, und ich erwartete jeden Augenblick, ihn dieselbe Reise antreten zu sehen wie der Maulesel. Aber dem Mutigen gehört die Welt, und zuletzt lag nur noch ein Arm von 30 Meter Breite vor uns. Meine beiden Begleiter ritten schon zum Ufer hinauf, während ich noch im Fluß war. Aber da ich mir nicht gemerkt hatte, wo sie gelandet waren, geriet ich zu weit nach rechts. Mit jedem Schritt sank das Pferd tiefer, das Wasser ging mir über die Stiefelschäfte, dann bis ans Knie und bis über den Sattel; nur Kopf und Hals des Pferdes waren noch in den schäumenden Wellen sichtbar. Der Lama und Schagdur schrien wie besessen, um mir die Furt zu zeigen, aber ich hörte nichts in dem betäubenden Rauschen. Nun stieg mir die Flut bis an die Hüften, und ich öffnete schon den Pelz, um ihn auszuziehen und so leichter schwimmen zu können — in demselben Augenblick verlor mein Pferd den Grund unter den Füßen und wurde von der Strömung ergriffen. Unwillkürlich packte ich seine Mähne, und das war das beste, was ich tun konnte, denn es faßte gleich wieder festen Fuß und drängte sich nun in heftigen Wendungen den Uferwall hinauf.

Nach diesem unfreiwilligen Bad ritten wir weiter. Es quatschte in meinen Stiefeln und tropfte aus den Ecken der Kisten, und unser heutiges Lager war erbärmlich. Keinen trockenen Faden auf dem Leib, immer noch Regen, und kaum denkbar, ein Feuer anzuzünden! Schließlich gelang es doch, ein rauchendes Dungfeuer in Brand zu bringen. Aber in dieser Nacht schüttelte ich Schagdur ohne Erbarmen aus dem Schlaf, als meine Wache vorüber war, und kroch ins Zelt!

Am 2. August legten wir nur 25 Kilometer zurück. Die Straße war nun deutlich sichtbar und recht breit. An der einen Böschung

Digitized by Google

lagerte eine große Teekarawane, und fünfundzwanzig Männer saßen um ein Feuer herum, während ihre dreihundert Yaks weideten. Die Teeballen waren in gewaltigen Haufen aufgestapelt; es war chinesischer Tee von keiner besonderen Sorte und in Würfel gepreßt, die Ähnlichkeit mit Ziegelsteinen haben. Daher heißt er auch Ziegeltee. Jeder Würfel ist in rotes Papier gewickelt und etwa zwanzig werden, mit einem Strick umschnürt, in einen Lederbeutel gefüllt.

Als wir an der Karawane vorbeiritten, traten mehrere Männer an uns heran und taten allerlei freche, zudringliche Fragen. Sie waren bewaffnet, sahen wie Räuber aus und machten uns den Vorschlag, wir sollten uns ihnen auf der Reise südwärts nach Schigatse anschließen. Dafür bedankten wir uns aber schön. Mein Hund „Tiger" setzte seinen tibetischen Verwandten unterdes so heftig zu, daß die Tibeter selbst dabei Angst bekamen und schließlich auch dachten, es sei wohl am besten, wenn jeder für sich bleibe.

Am nächsten Morgen trieb die sonderbare Karawane an uns vorüber. Das war eine andere Gesellschaft als die prächtigen Kamelkarawanen in Persien und Turkestan! Aber militärische Ordnung hielten sie, und die Männer gingen pfeifend und kurze, gellende Rufe ausstoßend neben ihren Tieren her. Zehn Kerle trugen Flinten auf dem Rücken und alle waren barhäuptig, braungebrannt und schmutzig. An diesem Tag blieben wir in unserm Lager, um unsere Sachen zu trocknen, und der Lama malte mir noch einmal den Kopf bis auf den Hals hinunter und auch in die Ohren hinein. Jetzt näherte sich die Entscheidung! Die Erwartung einer Gefahr ist stets viel schlimmer als die Gefahr selbst.

Am 4. August begegnete uns wieder eine Karawane von etwa hundert Yaks, aber ihre bewaffneten Treiber hielten uns für gewöhnliche Pilger und kümmerten sich nicht um uns. Dann ritten wir an mehreren Zelten vorüber, und jenseits eines Passes bemerkte ich, daß die Zelte wie schwarze Punkte umhergestreut lagen, an einer Stelle vierzehn nebeneinander. Nun war ich also mitten auf der großen Landstraße nach Lhasa!

Am nächsten Tag zählten wir in einem offenen, ebenen Tal zwölf Zelte, und in der Dämmerung kamen drei Tibeter auf uns zu. Unser Lama war der einzige, der Tibetisch verstand, und redete

Digitized by Google

mit ihnen. Als er dann aber zu mir kam, war er außer ſich vor Angſt: einer der Drei, ein Häuptling, hatte ihm geſagt, Yakjäger im Norden hätten die Nachricht geſchickt, daß eine große europäiſche Karawane heranziehe! Er argwöhne daher, daß einer von uns ein Weißer ſei, und befehle uns energiſch, hier auf dieſer Stelle zu bleiben!

So waren wir alſo Gefangene der Tibeter und erwarteten voller Unruhe den nächſten Morgen, wo ſich unſer Schickſal entſcheiden mußte. An den Feuern der Tibeter ſahen wir, daß ſie während der Nacht unſer Zelt bewachten in der Furcht, daß wir Reißaus nehmen könnten.

Am Tag darauf nun kamen mehrere Gruppen zu uns, vornehme Häuptlinge und gewöhnliche Nomaden, und alle befahlen uns, wenn uns das Leben lieb ſei, hier zu bleiben, bis der Gouverneur der Provinz anlange! Dabei taten ſie alles mögliche, um uns Schrecken einzujagen; Reiterſcharen ſprengten in geſchloſſener Reihe auf unſer Zelt los, als ob ſie uns mit einem Schlag in Grund und Boden ſtampfen wollten. Wir dachten aber nicht daran, uns wie tolle Hunde niederſchießen zu laſſen, ſondern hielten unſere geladenen Flinten bereit. Sobald die Reiter zu uns herangeſtürmt waren, ſchwangen ſie ihre Säbel und Lanzen über den Kopf und ſtießen dabei ein wildes Geheul aus, machten dann aber eine ſchnelle Wendung nach rechts oder links. Dieſes kriegeriſche Manöver wurde mehrere Male wiederholt.

Während der nächſten Tage benahmen ſie ſich friedlicher, ja wir ſtanden zuletzt mit den meiſten unſerer Nachbarn auf ganz vertrautem Fuß. Sie beſuchten uns ununterbrochen, ſchenkten uns Milch, Butter und Fett und krochen bei Regen ganz ruhig in unſer Zelt hinein, wo wir kaum ſelber Platz hatten. „Der Dalai-Lama habe befohlen, man dürfe uns kein Leid zufügen", erzählten ſie, und wir ſahen auch täglich reitende Boten auf den nach Lhaſa und dem Dorf des Gouverneurs führenden Straßen kommen und gehen. Wo unſere ſieben Laſt- und Reittiere waren, wußten wir nicht, aber ich hatte den Tibetern erklärt, daß ſie für unſere Tiere verantwortlich ſeien, da ſie uns wider unſern Willen hier zurückhielten.

Am 9. Auguſt kam endlich Leben in die Sache. In einiger Entfernung von uns wuchs ein ganzes Zeltdorf aus dem Boden

Digitized by Google

hervor und, von einigen Reitern begleitet, ſtellte ſich ein mongoliſcher Dolmetſcher in unſerm Zelt ein, der uns folgendermaßen anredete:

„Der Statthalter Kamba Bombo iſt hier und befiehlt euch, heute zu einem Gaſtmahl in ſein Zelt zu kommen.“

„Grüßt Kamba Bombo,“ antwortete ich, „aber ſagt ihm, daß man vorher einen Beſuch macht, wenn man jemand zu einem Gaſtmahl einladet!“

„Ihr müßt kommen,“ fuhr der Dolmetſcher fort, „ein gebratenes Schaf ſteht in der Mitte des Zeltes, und Schalen mit geröſtetem Mehl und Tee. Er erwartet euch.“

„Wir gehen keinen Schritt aus dem Lager. Will Kamba Bombo uns ſehen, ſo mag er herkommen!“

„Wenn ihr mir nicht folgt, ſo kann ich mich vor dem Statthalter nicht rechtfertigen. Er iſt Tag und Nacht gereiſt, um euch zu ſprechen. Ich bitte euch, mitzukommen.“

„Hat Kamba Bombo uns etwas zu ſagen,“ ſo ſchloß ich die Unterredung, „ſo iſt er uns willkommen. Wir wollen nichts von ihm, ſondern nur als friedliche Pilger nach Lhaſa reiſen.“

Zwei Stunden ſpäter kamen die Tibeter in einer langen, ſchwarzen Reihe angeritten, in ihrer Mitte der Gouverneur auf einem großen, weißen Mauleſel. Sein Gefolge beſtand aus Beamten, Offizieren und Geiſtlichen in roten und blauen Mänteln, mit Flinten, Säbeln und Lanzen, und mit Turbanen oder hellen Hüten auf dem Kopf. Sie ritten auf ſilberbeſchlagenen Sätteln, und die ganze Truppe ſah aus, als handele es ſich um einen Feldzug gegen einen feindlichen Stamm!

Als ſie angelangt waren, wurden auf dem Boden Teppiche und Kiſſen ausgebreitet, und auf dieſen nahm Kamba Bombo Platz. Nun ging ich auf ihn zu und bat ihn, in unſer ſchlechtes Zelt zu treten, wo er ſich auf den Ehrenplatz, einen Maisſack, ſetzte. Er mochte wohl vierzig Jahre alt ſein und ſah jovial, aber durchtrieben, auch bleich und angegriffen aus. Als er ſeinen weiten, roten Mantel und ſeinen Baſchlik ablegte, ſtand er in einem außerordentlich feinen Anzug aus gelber chineſiſcher Seide da, und ſeine Stiefel waren von grünem Samt.

Digitized by Google

Nun begann die Unterhaltung, und wie! Jeder von uns tat sein Möglichstes, den andern totzureden. Aber das Ende vom Lied war die Erklärung, man würde uns, ganz gleichgültig, wer wir seien, den Hals abschneiden, wenn wir auch nur noch einen Schritt in der Richtung nach Lhasa machten! Wir wehrten uns zwar noch an diesem und dem nächsten Tag gegen diesen Beschluß, aber alles half nichts, und wir mußten der Übermacht weichen. —

„Sind Sie so bange vor mir," fragte ich Kamba Bombo, „daß Sie mit solch einer Schar zu meinem Zelt kommen?"

„Nein," antwortete er, „aber ich weiß, daß Sie ein vornehmer Herr sind, und ich habe Befehl aus Lhasa, Ihnen die gleichen Ehren zu erweisen, wie den höchsten Beamten unseres Landes."

So kehrte ich denn nach meiner unterbrochenen Pilgerfahrt nach Lhasa auf endlosen Wegen durch das Land Tibet wieder zurück zum Hauptquartier. Kamba Bombo sahen wir nicht wieder, aber die Unsrigen traf ich im besten Wohlergehen.

Als sich drei Jahre später die Engländer mit indischen Truppen und Maschinengewehren gewaltsam den Weg nach Lhasa bahnten und dabei Tausende niederschossen, soll Kamba Bombo einer der Gefallenen gewesen sein. Das tat mir außerordentlich leid. Wohl hatte er meine Pläne durchkreuzt, aber höflich und liebenswürdig, und er hatte nur seine Pflicht getan, entsprechend dem Befehl des Dalai-Lama. Auch hatten wir uns als die besten Freunde getrennt, ich hatte ihm chinesischen Stoff geschenkt, und er verehrte mir als Ersatz für die gestohlenen Pferde zwei schöne Schimmel. Außerdem hatte er uns mit Proviant für die ganze Rückreise versehen. Unter den vielen tausend Asiaten, mit denen ich in Berührung gekommen bin, war er einer der trefflichsten.

35. Ein luftiges Gefängnis.

Trotz dieser verunglückten Pilgerfahrt nach Lhasa gab ich die Hoffnung, die verbotene Stadt zu erreichen, dennoch nicht auf und machte nun den Versuch mit meiner ganzen Karawane noch einmal! Wochenlang rückte ich auf neuen Wegen nach Süden vor. Zuerst ging alles gut, aber eines schönen Tages zeigten sich einige Reiter mit langen, schwarzen Flinten auf dem Rücken. Sie ver-

Digitized by

ſchwanden, kamen jedoch in größerer Zahl wieder, und bald wimmelte es auf allen Seiten von tibetiſchen Reitern. Sie wagten nicht, nahe an uns heranzukommen, ſondern folgten uns beobachtend in Gruppen. Und ſchließlich ſaßen wir am Oſtufer eines Süßwaſſerſees rettungslos in der Klemme. Ein aus fünfhundert berittenen Tibetern beſtehendes Aufgebot, das unter dem Befehl zweier Statthalter und mehrerer Häuptlinge ſtand, hatte uns wie in einem Netz gefangen, und jeglicher Widerſtand war unſinnig. Mit blutendem Herzen mußte ich mich dazu verſtehen, ihnen zu verſprechen, ihr Land auf dem einzigen Wege, den ſie mir offen ließen, wieder zu verlaſſen. Er führte weſtwärts nach Ladak, eine Wanderung von drei langen Monaten.

Welch einen luſtigen Anblick aber gewährte das Lager der Tibeter! Ihre ſchwarzen Frieszelte erhoben ſich in langer Reihe am Seeufer, und zwiſchen den Zelten rauchten die Dungfeuer, an denen viele Soldaten unter freiem Himmel lagerten. Die kleinen, ſehnigen und ſtarken, braungebrannten und ſchmutzigen Kerle in zerriſſenen, von Rauch und Ruß geſchwärzten Pelzen erinnern an die Lappen. Jeder trägt einen geraden Säbel in der Scheide am Gürtel. Die Flinten liegen vor den Zelten an der Erde. Bald ſieht man die Männer wie Wichtelmännchen zwiſchen den Bergen herumhuſchen, um die Pferde in Ordnung zu halten, bald ſitzen ſie mit gekreuzten Beinen um die Feuer herum und kochen ſich ihren dicken, ſaftigen Ziegeltee, der noch mit Butter vermiſcht wird. In einigen Gruppen ſpielt man eine Art Würfelſpiel mit Wirbelknochen, in anderen veranſtaltet man Ringkämpfe oder Spiele und ſingt unverdroſſen eintönige Lieder.

Meine Zelte lagen mitten zwiſchen denen der Tibeter. Wir waren ja ihre Gefangenen und durften keineswegs nach Belieben gehen oder kommen. Aber dennoch wurden wir die beſten Freunde. In beiden Lagern lagen die Flinten bereit, aber niemand dachte daran, ſie zu benutzen.

Der unruhige Spiegel des vor uns liegenden blauen Sees erſtreckte ſich zwiſchen wilden, ſchroffen Bergen nach Weſten, und eine gute Strecke vom Ufer entfernt erhob ſich eine Inſel, deren Geſtalt einem Sattel glich, denn ſie beſtand aus zwei Bergen mit einer Ein-

Digitized by Google

ſenkung dazwiſchen. Ich hatte ein Boot aus Segeltuch bei mir; es war den weiten Weg von einem Kamel getragen worden, und ich hatte bereits einmal eine ſtürmiſche Fahrt zu dem Inſelſattel hinüber gemacht. Bevor ich für immer von dem See Abſchied nahm, wollte ich wenigſtens einmal ſeine ganze Fläche überqueren und ſeine Tiefe meſſen.

Als am 21. September der Morgen graute, herrſchte im Lager Leben und Bewegung. Unter Waffengeklirr und Pferdegetrappel rüſteten ſich die Tibeter zum Aufbruch, um uns zwei Tagemärſche weit weſtwärts zu einem Punkt zu geleiten, der hinter den Bergen am Weſtende des Sees lag. In der Nacht hatten wir fünf Grad Kälte gehabt, und einen herrlicheren, freundlicheren Herbſtmorgen konnte man ſich nicht denken. Die Luft war klar und windſtill, und der See lag herrlich und verlockend da. Ich beſchloß alſo, über den ganzen See zu rudern und mich dann wieder der Karawane zuzugeſellen. Ein junger kräftiger Ruderer vom Lop-nor ſollte die Ruder führen, während ich ſteuerte und die Tiefe des Sees durch Lotungen feſtſtellte. Mein Begleiter hieß Kutſchuk und war ſchon oft mit mir auf Waſſer geweſen.

Während wir nach der ſattelförmigen Inſel hinruderten, ſah ich meine von den Tibetern geleitete Karawane in einer langen, ſchwarzpunktierten Linie nach den Bergen des Nordufers ſich hinbewegen, und dann verſchwand ſie uns aus dem Geſicht. Nun waren Kutſchuk und ich ganz allein, aber nun kam auch der Wind von Weſten her gefegt, und wir hatten bald tüchtigen Sturm. Zum Umkehren war es zu ſpät, am Ufer war keine lebende Seele mehr, die uns hätte helfen können, wenn uns die Brandung ans Land warf. Alſo vorwärts gegen Wind und Wellen! Die Wellen zerſplitterten am Vorderſteven und fielen dann wie ein Sprühregen auf uns herab. Daher waren wir völlig durchnäßt, als wir endlich unter dem Inſelufer vor dem Wind Schutz fanden. Hier legten wir das Boot feſt und gingen ans Land, um unſere Sachen zu trocknen.

Dann machten wir einen Spaziergang um unſer kleines, unfreiwilliges Gefängnis herum. Gegen das Weſtufer toſten die Wellen mit ungezügelter, ſtürmiſcher Wut. Mit dem Fernglas konnte ich am Nordufer des Sees einige ſchwarze Nomadenzelte unterſcheiden, aber hier auf der Inſel war nichts Lebendes zu finden. Nur im

Digitized by Google

Winter kommen die zahmen Yaks über das Eis hierhin; der Dung, den sie hier hinterlassen hatten, lieferte uns vorzügliches Brennmaterial.

Nun warteten wir Stunde auf Stunde vergeblich auf ein Abflauen des Sturms.

„Was meinst du, Kutschuk, weht es nicht schon ein bißchen schwächer als vorher?"

„Nein, Herr, der Sturm ist stärker geworden."

„Wir haben doch auf drei Tage Proviant?"

„Ja, knapp."

„Denke nur, wenn der Sturm sechs Tage anhält!"

„Ja, dann sitzen wir schön in der Tinte."

„Und wenn uns das Boot wegschwämme, Kutschuk! Du hast es doch ordentlich festgemacht?"

„Ja, es kann sich nicht losreißen."

„Das wäre eine schöne Bescherung, wenn der Wind es auf den See entführte!"

„Was soll dann aus uns werden Herr?"

„Das weiß ich wahrhaftig nicht. Die anderen würden so ruhig auf uns warten wie wir hier auf sie. Zuletzt würden sie zum See zurückreiten, um sich zu überzeugen, ob kein Zeichen unseres Schiffbruchs angetrieben sei. Aber es könnte lange dauern, bis sie das Boot, und noch länger, bis sie uns fänden! Unser Proviant würde dann längst verzehrt sein. Die Nomaden können uns nicht helfen, auch wenn sie wüßten, daß wir hier sind; sie haben ja keine Boote. Wir würden natürlich versuchen, Fische zu fangen; die Lotleine gäbe eine Angelschnur und eine Nadel den Angelhaken, ein paar Stücke unserer Schafkeule nähmen wir als Köder, und jeden Abend würden wir auf dem Hügel, der dem Norduser zugewandt ist, ein großes Feuer anzünden. Daran würden die Nomaden erkennen, daß Menschen hier sind, und es unseren Kundschaftern mitteilen."

Der Tag wurde endlos lang. Schließlich zogen wir das Boot ganz aufs Trockne und lehnten es schräg gegen ein Ruder, damit es Schutz vor dem Winde gäbe. Über das Ruder wurde dann noch meine Fricsdecke als Zelttuch und Sonnendach gehängt. Kutschuk schlief bald ein, und ich lauschte im Liegen dem Sturm, der zwischen den Felsen stöhnte.

Digitized by Google

Um 3 Uhr zündeten wir Feuer an und setzten Teewasser auf. Dann beobachteten wir das Wetter; aber jedesmal, wenn Kutschuk vom Westufer der Insel zurückkehrte, brachte er nur immer die Nachricht, der Sturm sei noch stärker geworden. Die Sonne ging unter, und tiefe Schatten breiteten sich über die Insel. Fern im Osten leuchtete das Gebirge noch scharlachrot. Dann wurde auch dieser Schein blasser, und blau, kalt und klar stieg die Nacht am Osthimmel herauf. Öde und leer lag das Ufer da, das noch gestern unsere Lagerfeuer so erhellten, daß man den Lichterschein einer Hafenstadt zu sehen glaubte. Der Halbmond war die einzige Laterne in unserem Gefängnis.

Wir hüllten uns gut ein und legten uns im Schutz des Bootes schlafen. Der Himmel war unser Dach, und über uns jagten die Luftgeister hin und sangen in den Felsen ihre Klagelieder. Draußen im unerreichbaren Weltenraum funkelten die Sterne. Die Brandung donnerte gegen das westliche Ufer, und auch an der dem Winde abgekehrten Seite klang das Wellenplätschern wie Metall auf dem Sand. Aber vor Pferdedieben oder gar Räubern waren wir hier sicher, auch wenn sie dicht wie Möwen drüben am Ufer saßen! Hier konnten wir uns einmal gründlich ausschlafen.

Es war noch dunkel, als wir aufstanden und Feuer anzündeten, um unsere erstarrten Glieder an den Flammen zu wärmen. Langsam wurde es im Osten, wo die Bergkämme sich rabenschwarz abhoben, hell. Endlich stieg die blendende Feuerkugel der Sonne empor. Wieder wanderten wir zum Westufer hinüber, aber der Sturm war eher noch stärker als schwächer geworden. Geduld, Geduld! so hieß es unerbittlich; wir waren an der kleinen Felseninsel so gut wie festgeschmiedet.

Nun kochten wir Tee und frühstückten. Dann wanderte ich mehrere Stunden auf der Insel umher und zeichnete eine Karte von ihr. Kutschuk sammelte ganze Stapel Brennmaterial, trockne Grasbüschel und Dung, und verankerte meine Friesdecke mit großen Steinen, damit der Wind sie nicht fortwehte. So lebten wir wie Robinson Crusoe und Freitag; aber das schlimmste war, daß unser Proviant bald zu Ende sein mußte. Um die Zeit totzuschlagen, setzte ich mich auf einen Felsenvorsprung über den schäumenden Kaskaden

Digitized by Google

der westlichen Uferbrandung. Dann stieg ich auf den nördlichen Berg hinauf, um den Sonnenuntergang zu sehen, und nun zog eine neue Nacht über die Insel. Wie ein kleines Silberboot segelte der Mond in eilfertiger Fahrt durch die dunklen, vom Wind zerrissenen Wolken.

Genau im Westen hatte ich die Lage noch einer zweiten kleinen Insel eingepeilt. Wenn wir wenigstens deren Ufer erreichen könnten, ehe der Mond unterging! Denn nachher mußte es wieder pechfinster werden.

„Jetzt flaut der Wind ab, Herr", sagte Kutschuk nach einer neuen Beobachtungstour. Und wirklich, der Wind legte sich schnell. Wir schoben also das Faltboot ins Wasser, packten unsere Sachen, und bald klatschten wieder die taktfesten Ruderschläge. Aber so sehnlichst wir uns aus unserem Gefängnis herausgewünscht hatten, so schmerzlich war es mir fast, das sichere Ufer in der Nacht verschwinden zu sehen. Zwei Tage und eine halbe Nacht hatte ich auf diesem Eiland verlebt; es war gleichsam eine Station auf meinem Lebensweg gewesen, und niemals würde ich wieder dorthin zurückkehren!

Bald war der Schein unseres letzten Feuers durch einen Felsenvorsprung verdeckt, der sich wie ein schwarzes Gespenst aus den Wellen erhob, und wir steuerten auf die andere Insel los. Ich hatte eine Laterne angezündet, um Kompaß, Uhr, Thermometer und Lotleine ablesen und meine Notizen machen zu können. Die Wolken jagten wie eilende Pilger nach Osten, und die Jolle schaukelte auf den tintenschwarzen Wölbungen der ersterbenden Dünung, zwischen denen das Silber der Mondstraße in unruhigen Ringeln tanzte.

So vergingen die Stunden der Nacht, und wir glaubten noch weit von der Insel entfernt zu sein, als wir schon dicht am Strand waren. „Halt!" rief ich im letzten Moment, ehe das Boot auf Grund schrammte. Dann luden wir aus, zogen das Boot aufs Land und legten uns sofort schlafen.

Am Morgen stürmte es wieder, und wieder mußten wir warten. Erst um 2 Uhr nachmittags war alles zur Abfahrt bereit. Aber gerade als wir abstoßen wollten, zog ein neuer Sturm herauf. Er dauerte nur eine Stunde, und dann ruderten wir schleunigst auf den See hinaus, um seine größte Fläche, den westlichen Teil, zu durch-

Digitized by Google

queren. Schon waren wir draußen auf offenem Waſſer, als ſich vor uns eine drohende, ſtahlblaue Wolkenwand erhob. Über den Bergen regnete und ſchneite es, aber noch herrſchte auf dem See Ruhe. Die heftigſten Stürme in Tibet haben ihre beſtimmten, unzweideutigen Vorzeichen. Der Himmel wird unterhalb der Wolken dunkelgelb wie vom Widerſchein eines Steppenbrandes; das iſt der feine Staub, der vom Erdboden aufgewirbelt wird als Herold eines heftigen Sturms.

„Es wäre am beſten, nach der Inſel zurückzurudern, Herr!“

„Nein, der Proviant iſt zu Ende, und ich habe auch das Warten nachgerade ſatt. Her mit deinem Ruder, und auch du, Kutſchuk, arbeite was das Zeug halten will!“

... „Halt!“ rief ich im letzten Moment ..

Ein eiskalter Windhauch ließ uns die Mützen feſter auf die Stirn drücken. Ein neuer Windſtoß hielt ſchon länger an, und nun fiel der Sturm über uns her. Über dem See preßten die Felſen beider Ufer den Wind ſo zuſammen, daß ſeine Heftigkeit ſich verdoppelte. Wir ruderten wie die Galeerenſklaven, die Ruder knackten, das Boot kniſterte, ſein flacher Zeugboden knallte bei jeder anrückenden Welle. Wunderlich genug, daß der Bootrumpf nicht zerplatzte. Die Wellen wurden immer höher und drohten mit ihrem Sprühwaſſer das Boot zu füllen.

„Nur vorwärts, Kutſchuk, es iſt gar nicht gefährlich! Wir haben

Digitized by Google

ja die Korkkissen zur Hand und nähern uns dem Ufer. Vielleicht erreichen wir es noch, bevor das Boot sinkt."

„Ja, wir können noch die nächste Landzunge erreichen, — oh Allah!"

Das Boot war schon halb voll Wasser, als ein hoher Wellenkamm längs der Steuerbordreling hinfegte und uns unter Wasser zu drücken drohte. Mit Ruder und Arm versuchte ich, seine Kraft zu brechen. Wir saßen schon wie in einer Badewanne, und das Wasser schwappte im Boot hin und her. Wir arbeiteten, daß unsere Handknöchel ganz weiß waren. „Stärker eintauchen, Kutschuk!" Und es gelang uns wirklich, das Boot in den Windschatten zu bringen, ehe die verhängnisvolle Welle kam, die es gefüllt und zum Sinken gebracht hätte! Im Abenddunkel erreichten wir glücklich das Ufer, stellten das Boot schräg und spannten die Friesdecke als Dach darüber. Dann zündeten wir Feuer an, um unsere Kleider zu trocknen, und nachdem wir unsere letzte Brotrinde verzehrt hatten, schliefen wir, totmüde, trotz des strömenden Regens bald ein und freuten uns, nicht mehr Gefangene auf den kleinen Felseninseln im See Tschargut-tso zu sein.

Als wir schließlich wieder im Hauptlager eintrafen, waren die Tibeter freudig überrascht. Ihre Häuptlinge hatten gefürchtet, die Bootfahrt sei nur ein Vorwand, und meine wirkliche Absicht sei gewesen, ungesehen am Südufer des Sees zu landen, zwei Nomadenpferde zu kaufen, und dann mit Kutschuk über das Gebirge nach Lhasa zu reiten. Nun aber hatten sie mich wieder, und sie ließen mich erst nach drei Monaten an der Grenze Ladaks aus den Augen!

36. Der Taschi-Lama.

So kamen wir wieder in das kleine Leh, Ladaks Hauptstadt, zurück und sahen wieder die Winterkarawanen, die aus Ostturkestan über das hohe Gebirge gekommen waren und mit ihren Waren nach Kaschmir zogen. Dann vergingen mehrere Jahre, aber im August 1906 kam ich abermals nach Leh, um nochmals mit einer Karawane, diesmal von hundert Pferden und Mauleseln und siebenundzwanzig Männern, in Tibet einzudringen. Diesmal ging der Weg über die hohen Gebirge im nördlichen Tibet, und einundachtzig

Digitized by Google

Kloſter Taſchi-lumpo in Schigatſe.

Google

Tage lang sahen wir keinen fremden Menschen. Als wir aber dann rechts abschwenkten und uns südlicheren Gegenden näherten, begegneten uns tibetische Jäger und Nomaden, denen ich Schafe und zahme Yaks abkaufte, denn der größte Teil meiner Lasttiere war unterwegs umgekommen. Die dünne Luft und die spärliche, schlechte Weide, dazu Kälte und Wind hatten sie getötet. Die Temperatur war bis auf 40 Grad Kälte gesunken.

Nach halbjähriger Wanderung gelangten wir an den oberen Brahmaputra, auf dessen trüben Fluten die Tibeter, die sonst nie zu Wasser fahren, Boote halten, denen man kaum ansieht, daß es Boote sein sollen. Über ein Gestell aus dünnen, biegsamen Latten werden vier zusammengenähte Yakhäute gespannt, und damit ist das Boot fertig. Aber es ist tragfähig und schwimmt leicht auf dem Wasser.

Als wir nur noch eine Tagereise von Schigatse, Tibets zweitgrößter Stadt, entfernt waren, ließ ich die Karawane am Ufer weiterziehen; ich selbst aber nahm mit zwei Dienern in solch einem Boote Platz, das ein Tibeter sehr geschickt führte, und trieb in schneller Fahrt den riesigen Brahmaputra hinunter. Eine Menge anderer Boote belebte die schöne Fahrstraße. Sie waren voller Pilger, die den großen Lamatempel in Schigatse besuchen wollten. In zwei Tagen feierten die Lamaisten ihr höchstes Fest, Neujahr. Dann strömen von nah und fern Pilger nach der heiligen Stadt. Um den Hals tragen sie kleine Götterbilder oder auf Papier geschriebene und in kleinen Futteralen verwahrte wundertätige Sprüche, und viele Pilger drehen kleine Gebetmühlen, die mit langen Papierstreifen gefüllt sind. Durch das Drehen der Mühle dringen die auf dem Papier stehenden Gebete zu den Ohren der Götter — so bequem ist in Tibet das Beten! Dabei kann man ruhig mit seinem Reisegefährten schwatzen; wenn nur die Mühle im Gang ist, braucht man sich seines zeitlichen und ewigen Wohls wegen nicht zu sorgen!

Viele Pilger murmeln, wie alle Tibeter, zu passender und unpassender Zeit die heiligen Silben „Om mani padme hum!“ Diese vier Worte sind der Schlüssel alles Glaubens und der Seligkeit. Sie bedeuten: „O, das Juwel ist in der Lotosblume, Amen!“ Das Juwel ist Buddha, und auf allen seinen Statuen sieht man

Digitized by Google

ihn gleichsam aus der Blätterkrone einer Lotosblume emporwachsen. Je öfter man die vier Worte wiederholt, desto größere Aussicht hat man auf ein glückliches Dasein, wenn nach dem Tode die Seele in eine neue Hülle übergeht.

Nun langten wir in Schigatse an und schlugen in einem Garten am Rand der Stadt unsere Zelte auf. Vielleicht fragt einer meiner Leser, warum ich diesmal nicht wieder versuchte, nach Lhasa vorzudringen, und warum mich die Tibeter, die mir das letzte Mal ein Heer von fünfhundert Mann entgegenschickten, nicht an der Weiterreise nach Schigatse hinderten? Nun, im Jahr 1904 hatten die Engländer von Indien aus einen Heereszug nach Lhasa unternommen, um dem Dalai-Lama Respekt beizubringen. Dabei hatten sie die Stadt so genau beschrieben, daß ich dort nichts weiter zu suchen hatte, und statt dessen mich lieber nach dem unbekannteren Schigatse begab. Und diese meine Reise folgte so bald nach dem Zug der Engländer, daß die Tibeter es nicht wagten, mir, dem Europäer, Hindernisse zu bereiten.

Außerhalb der Stadt Schigatse liegt das große Kloster Taschilunpo, in dem 3800 Mönche verschiedenen Ranges wohnen, von blutjungen Novizen bis zu ergrauten Oberpriestern. Sie gehen alle barhäuptig und nacktarmig, und ihre Anzüge bestehen aus langen, roten Zeugstücken, die sie sich um den Leib binden. Der oberste Priester heißt Taschi-Lama; er bekleidet den gleichen hohen Rang und die gleiche hohe Würde wie der Dalai-Lama in Lhasa. Er ist weit und breit wegen seiner Heiligkeit und seiner Gelehrsamkeit berühmt, und Tausende von Pilgern warten stundenlang, damit er sie mit einem Worte segne.

Dieser Taschi-Lama war damals ein siebenundzwanzigjähriger Mann, der schon als ganz kleiner Junge zu seiner Würde gekommen war. Ich erhielt von ihm eine Einladung zu dem großen Tempelfest am Neujahrstag. Mitten in der Klosterstadt ist ein länglicher, mit Veranden, Balkonen und Altanen umgebener Hof. Ringsherum sieht man die vergoldeten Kupferdächer der Heiligtümer und Grabkapellen, in denen dahingeschiedene Hohepriester ruhen. Überall wimmelt es von dichtgedrängten Menschenmassen, und alle diese Gäste von nah und fern tragen Festgewänder in leuchtend bunten Anzügen, die mit silbernen Ketten, Korallen und Türkisen geschmückt sind. In der

Digitized by Google

Mitte eines Balkons iſt der Platz des Taſchi-Lama. Er iſt mit gelben Seidendraperien und goldenen Quaſten verhängt, aber durch einen kleinen, viereckigen Spalt konnte ich das Geſicht des heiligen Mannes ſehen.

Die Feier begann mit dem Einzug der Kirchenmuſikanten in den Hof. Sie trugen drei Meter lange kupferne Poſaunen, die ſo ſchwer ſind, daß ihre Schallöffnung auf der Schulter eines Chorknaben ruht. Mit dumpfen, langgezogenen Poſaunenſtößen blaſen die Mönche das neue Jahr ein, ſo wie einſt die Prieſter Israels den Beginn des Jubeljahrs verkündeten. Dann folgen Zymbeln, die in langſamem, vibrierendem Takt erklingen, und Trommeln, die von den Tempelmauern widerhallen. Der Lärm iſt ohrenbetäubend, aber nach der großen Stille in den Tälern Tibets klang er doppelt feſtlich und erhebend.

Wenn das Muſikkorps in der Mitte des Hofes Platz genommen hat, treten tanzende Mönche auf. Sie tragen koſtbare Gewänder aus chineſiſcher Seide, und in den Falten glitzern geſtickte Golddrachen im Sonnenſchein. Ihre Geſichter bergen ſich hinter Masken, die wilde Tiere mit geöffneten Rachen und gewaltigen Hauern vorſtellen. Und nun tanzen dieſe Mönche einen langſamen Rundtanz, um — ſo glauben die Andächtigen — böſe Geiſter zu bannen.

Tanzender Mönch.

Am nächſten Tag wurde ich ſogar zum Taſchi-Lama beſchieden. Durch gepflaſterte, enge Gaſſen zwiſchen hohen Kloſtermauern hinauf kommt man durch enge, dunkle Gänge auf hölzernen Leitertreppen ſchließlich in die höchſten Stockwerke der Tempelſtadt, wo der Hoheprieſter ſeine Privatzimmer hat. Ich fand ihn in einem einfachen Saal, wo er mit gekreuzten Beinen in einer Fenſterniſche ſaß und durch eine

Digitized by Google

Mauerscharte über die Tempeldächer, die hohen Berge und die sündhafte Stadt im Tal hinschaute. Er ist bartlos und hat kurzgeschorenes, braunes Haar. Sein Blick ist wunderbar bezaubernd und sanft, beinahe schüchtern. Er reichte mir seine Hände und bat mich, neben ihm Platz zu nehmen; dann unterhielten wir uns mehrere Stunden lang über Tibet, Schweden und die große, herrliche Erde.

Der Taschi-Lama ist einer jener seltenen Menschen, die man nie wieder vergißt, wenn man ihnen einmal gegenübergestanden hat.

37. Wildesel und Yak.

Hätte ich auf meinen Reisen in Tibet alle die Wildesel gezählt, denen ich begegnete, so würden das viele, viele Tausende sein. Da oben im Norden oder drinnen im Herzen des Hochlandes oder im Süden vergeht kaum ein Tag, wo man nicht diese prächtigen, stolzen Tiere bald einzeln, bald paarweise, bald wieder in Herden von mehreren Hundert erblickt. Der lateinische Name des Wildesels ist Equus kiang. Dieser Name verrät seine nahe Verwandtschaft mit dem Pferde, und Kiang nennen ihn die Tibeter. Der Wildesel ist so groß wie ein mittelmäßiger Maulesel, hat gut entwickelte Ohren und feines Gehör, am Schwanz eine Quaste und rotbraunes Fell, am Bauch und an den Beinen aber ist er weiß. Wittert er Gefahr, dann schnaubt er laut, hebt den Kopf in die Höhe, spitzt die Ohren und bläht die Nüstern; er gleicht eher einem schönen Esel als einem Pferd. Doch wenn man ihn auf den Salzebenen Tibets umhergaloppieren sieht, erscheint der Unterschied zwischen dem zahmen und dem Wildesel größer als zwischen Esel und Pferd, und die Pferde und Esel meiner Karawane sahen neben den Kiangs der Wüste wie Strolche aus.

Die Wildesel sind eine Zierde des stillen, öden Tibets und seit vielen Jahren meine Freunde. Die Karawane wandert über die flache Ebene am Ufer eines Salzsees. Da kommt eine Herde Wildesel in einer Staubwolke angaloppiert. Sie alle folgen dem Kommando eines Leitesels; die Hengste folgen den Stuten, diese dem Leitesel, und die Füllen halten sich in der Nähe der Mütter. Die wachsamen, aber unvorsichtigen Tiere haben zwar die Karawane gewittert, aber noch nie eine solche Erscheinung gesehen und wissen

Digitized by Google

nicht, wie gefährlich es werden kann, wenn man seine Neugier durchaus befriedigen will! Sie beschreiben einen schönen Halbkreis auf uns zu und machen neben unserem Wege halt. Dann und wann schnauben sie, und ihre Beine zittern vor Muskelkraft und Elastizität. Wenn die Karawane sich nähert, macht die Herde rechtsumkehrt, umkreist uns von hinten und erscheint wieder auf der anderen Seite. Und dieses Manöver wiederholt sich in so geschlossener Ordnung, als ob die Wildesel unsichtbare Reiter auf dem Rücken trügen. Sie scheinen unsere müden Pferde, die kaum noch einen Fuß vor den anderen setzen können, verhöhnen zu wollen.

Oder wir lagern auf der Ebene neben einer zugefrorenen Quelle. In der Nähe weidet eine Kiangherde, und bis die Sonne sinkt, laufen die Tiere spielend umher. Sobald es aber dunkel wird, sammeln sie sich mitten auf der Ebene zu einem großen Knäuel, Stuten und Füllen in die Mitte, Hengste um sie herum. Sie stellen Nachtwachen aus, die vor Wölfen warnen. Und unsere Hunde bellen, wenn die Wildesel in der Stille der Nacht schnauben oder mit den Hufen den Erdboden stampfen.

Meine Kosaken fingen einmal zwei kleine Füllen, die noch nichts von Gefahren wußten. Sie standen zwischen den Zelten angebunden und versuchten gar nicht, zu entfliehen. Sie schlürften eifrig mit Wasser verdünnte Milch, und wir hofften, daß sie gedeihen und uns Jahre hindurch begleiten würden. Als ich aber sah, wie sehr sie die Freiheit entbehrten, wollte ich sie lieber der Wildnis und der Pflege ihrer Mütter wiedergeben. Aber es war schon zu spät; die Mütter wollten sie nicht wieder annehmen, nachdem sie in Menschenhänden gewesen waren. Wir mußten sie schlachten, um sie vor Wölfen zu bewahren. So streng ist das Gesetz der Wildnis; eine menschliche Berührung genügt schon, um den Zauber ihrer Freiheit zu brechen. „Wer ließ den wilden Esel frei und löste die Bande des wilden Maultiers, dem ich in der Wüste seine Heimat gegeben habe und seine Wohnstätte auf der salzigen Heide?“ heißt es im Alten Testament.

Wir dürfen aber nicht von Tibet Abschied nehmen, um nach Indien zurückzukehren, ohne auch eine flüchtige Bekanntschaft mit dem gewaltigen Ochsen zu machen, der in Tibets höchsten Gebirgen lebt.

Digitized by Google

Auf tibetiſch heißt er Yak, und dieſer Name iſt auch in die meiſten europäiſchen Sprachen übergegangen. Seine Farbe iſt ſtets rabenſchwarz; nur wenn er alt iſt, ſchillert das Kopfhaar manchmal grau. Der zahme Yak dagegen iſt oft weißbraun oder gefleckt. Gemeinſam haben beide die ſeltſame Körperform und den üppigen Behang. Von der Seite geſehen ſieht der Yak buckelig aus; gerade über den Vorderbeinen iſt der höchſte Teil des Rückens, und von dort ſchrägt er ſich nach der Schwanzwurzel hin ab; Hals und Nacken ſenken ſich noch ein Stück tiefer. Das Tier iſt ungeheuer ſchwer, ſtark und plump; oft ſind die Spitzen der groben Hörner geſprungen und durch einen heftigen Kampf mit einem Nebenbuhler abgenutzt.

Da der Yak in einer Kälte bis zu 40 Grad unter dem Gefrierpunkt lebt, braucht er ein dichtes Fell und eine ſchützende Fettſchicht unter der Haut, und damit iſt er ſo gut verſehen, daß ihm keine Kälte auf der Welt etwas anhaben kann. Wenn ſein Atem wie zwei Dampfwolken aus ſeinen Nüſtern ſtrömt, dann iſt ihm am wohlſten. Merkwürdig iſt der Kranz von fußlangen Wollfranſen, der den unteren Teil ſeiner Flanken und den oberen Teil der Vorderbeine oft ſo üppig umgibt, daß die Haarzotteln den Boden berühren. Wenn der Yak auf ſteinharter, gefrorener oder mit Schutt bedeckter Erde liegt, dienen ihm dieſe dicken Franſen als Polſter, und er liegt auf ihnen weich und warm.

Wovon leben nun dieſe fleiſchigen Rieſen, wo doch eigentlich hierzulande nichts wächſt und eine Karawane aus Mangel an Weide umkommen kann? Oftmals ſieht man ja tagelang keinen Grashalm; erſt in 4500 Meter Höhe findet man, und auch ſehr ſelten, kleine, jämmerliche Sträucher, und um Bäume zu ſehen, muß man noch 1000 Meter tiefer in das Brahmaputratal hinunterſteigen. Und doch ſtreifen dieſe großen Tiere dort oben umher und gedeihen dabei vorzüglich. Sie leben von Mooſen und Flechten, die ſie mit der Zunge auflecken, und ihre Zunge iſt ſo rauh wie eine Kartätſche und mit harten, ſcharfen Hornwiderhaken verſehen. Damit ſchälen ſie auch das nur zentimeterhohe, ſamtweiche Gras ab, das an den Uferwülſten hochalpiner Bäche wächſt und ſo kurz iſt, daß ein Pferd es nicht abweiden könnte.

Einmal machte ich von meinem Hauptquartier aus einen mehr-

Digitized by Google

tägigen Ausflug und nahm nur zwei meiner Leute mit. Der eine von beiden war ein Afghane und hieß Aldat. Er war ein gewaltiger Yakjäger vor dem Herrn und pflegte die erbeuteten Felle an oſtturkeſtaniſche Kaufleute zu verhandeln, die ſie zu Sätteln und Stiefeln verarbeiten. Wir hatten unſer Nachtlager 200 Meter höher als der Gipfel des Montblanc aufgeſchlagen, ſo daß man, wenn man nur ein paar Schritte ging, gleich Atemnot und Herzklopfen ſpürte. Als das Lager fertig war, bat mich Aldat, ich ſolle mir doch den großen Yakſtier anſehen, der droben auf einem Abhang über meinem Zelt weide, und da ich Aldat verſprochen hatte, er dürfe unterwegs jagen, und wir auch Fleiſch und Fett brauchten, ging ich mit. Der Stier hatte uns noch nicht gewittert. Er ging in der Windrichtung und dachte nur an das ſaftige Moos ſeiner Weide; das Schmelzwaſſer des getauten Schnees rieſelte zwiſchen den Steinen durch, das Wetter war kalt, windig und wolkig — ein richtiges Yakwetter! Mit der Flinte auf dem Rücken kroch Aldat in einer Rinne bergauf, auf Ellenbogen und Zehenſpitzen vorwärtsſchleichend wie eine auf Raub ausgehende Katze. In dreißig Schritt Entfernung blieb er hinter einem kaum merkbaren Steinwall liegen. Geſpannt beobachtete ich jede ſeiner Bewegungen. Vorſichtig legte er die Flinte zurecht, ſtützte ſie und zielte. Der Yak blickte nicht auf, er ahnte

Wilder Yak.

Digitized by Google

nichts Böses. Fünfzehn Jahre lang war er in diesen friedlichen Bergen in der Nähe der Schneegrenze umhergestreift, und wohl nie war ihm in dieser langen Zeit ein Mensch begegnet. Da krachte der Schuß, daß das Echo von den Felswänden widerhallte. Der Yak fuhr in die Höhe, daß Erde und Steine um ihn herumflogen. Dann machte er einige unsichere Schritte vorwärts, blieb stehen, taumelte, versuchte sich im Gleichgewicht zu halten, fiel, erhob sich mühsam wieder, stürzte dann aber schwer und hilflos zu Boden und blieb regungslos liegen. Ohne nur die Hand zu bewegen, lag Aldat unbeweglich hinter seiner Flinte, um nicht die Rachsucht des sterbenden Stiers zu erwecken. Aber der Yak war tot und eine Stunde später schon abgehäutet und zerteilt.

Das geschah am 9. September. Am 23. aber konnten die Verwandten des Yakstiers aus der Ferne einen eigentümlichen Zug beobachten. Einige Männer trugen einen länglichen Gegenstand nach dem Rande eines Grabes, das sie eben geschaufelt hatten, senkten ihn hinein, bedeckten ihn mit einem Pelz und füllten das Grab mit Steinen und Erde. In den einfachen Grabhügel wurde eine Zeltlatte aufrecht gesteckt, und an ihre Spitze banden sie den buschigen Schwanz des wilden Yaks. Der unter diesem Grabhügel schlummerte, war Aldat selbst, der tapfere Yakjäger!

38. Nutzpflanzen Indiens.

Droben in Tibet hat der größte Nebenfluß des Indus, der Satledsch, seine Quellen. Mit unwiderstehlicher Kraft durchbricht er den Himalaja, um nach dem Meere zu gelangen, und sein Tal ist auch für uns der beste Weg, um aus dem Hochland Tibet in das glühend heiße Tiefland Indiens hinabzusteigen. Dabei durchschneiden wir eine Reihe verschiedener Höhengürtel, die auch alle ihre eigentümlichen Tiere und Pflanzen haben. Der Tiger geht nicht sonderlich hoch an den Südabhängen des Himalaja hinauf, aber der Schneeleopard fürchtet die Kälte nicht. Der Yak würde umkommen, wenn man ihn in dichtere Luftschichten hinabführte; aber Wolf, Fuchs und Hase kommen so gut in Indien wie in Tibet vor.

Schärfer noch sind die Grenzen des Pflanzenreichs. Unterhalb der Grenze des ewigen Schnees (3900 Meter) blühen Ranunkeln und

Digitized by Google

Anemonen, Läusekraut und Schlüsselblume, genau so wie in unsern höheren Breitegraden unter entsprechenden Temperaturverhältnissen. 3600 Meter hoch ist die Waldgrenze, die die Birke nicht überschreitet, wo aber Fichte und Kiefer noch gedeihen. Zwischen 3000 und 1800 Meter Höhe umgeben uns mächtige Wälder des bezaubernd schönen Nadelholzbaumes, der Himalajazeder heißt und auf dem Libanon berühmte Verwandte hat; aus Zedern des Libanon waren die Schiffe gebaut, mit denen die Phönizier vor 4000 Jahren den Handel des Mittelmeers beherrschten. Auf 2100 Meter Höhe grüßt uns die Eiche und erfreut uns der Duft der Kletterrose. Unter 1000 Meter Höhe aber öffnet sich eine andere Welt, denn hier ist die Grenze des tropischen Waldes, und bald umgeben uns Akazien und Palmen, Bambusrohr und der ganze Reichtum des indischen Dschungels.

Die Pflanzenwelt Indiens ist am nächsten der des tropischen Afrika verwandt. Befruchtet vom Regen der Monsune oder durch künstliche Bewässerung, gibt der Boden wilden und angebauten Pflanzen die reichste Nahrung. Zwar liegen auch, besonders im Nordwesten, weite Strecken als trockene Wüsten da. Doch in den andern Gegenden ist die Vegetation dafür um so üppiger und dichter, so daß die Luft von betäubenden Düften erfüllt ist wie in einem riesigen Treibhaus.

Hier gedeiht die gurkenförmige Frucht der Banane, die Nahrung vieler Millionen Menschen. Von Indien und den Sundainseln aus hat sich diese wohltätige Pflanze nach Afrika und den Küsten des Mittelmeers hin verbreitet, ja bis nach Mexiko und Mittelamerika. Zuckerhaltig und saftig, wohlschmeckend und duftend, ist ihr weißes, mehliges Fleisch eine herrliche Kost, und die großen Blätter der Banane werden zum Decken von Dächern, Sonnenschirmen und anderen nützlichen Dingen gebraucht.

Wie herrlich ruht es sich während der heißen Jahreszeit im Schatten des Mangobaums! Er ist 15 Meter hoch, und unter seinen blaugrauen, lederartigen Blättern herrscht wunderbare Kühle. Das Fleisch der Mangofrüchte ist goldgelb und saftig, reich an Zucker und Zitronensäure. Doch wenn du mich fragst, wie sie schmecken, so bin ich um eine Antwort verlegen, denn ihr Geschmack erinnert an keine andere Frucht; aber soviel ist gewiß, daß sie sehr gut schmecken. —

Aus ihrer Heimat Kotschinchina haben sich der Apfelsinenbaum

Digitized by Google

(Apfel aus Sina, China) und sein kleinerer Bruder, der Mandarinenbaum, über ganz Indien und von dort weiter verbreitet, Früchte, die jedem bekannt sind, ebenso wie die Weintrauben, Melonen, Äpfel und Birnen, Walnüsse und Feigen, an denen allen und noch vielen andern Indien Überfluß hat. Die Feige ist grün, ehe sie reif ist, dann wird sie gelb, und der Feigenbaum ist überall zu finden, wo er genügend Wärme hat. Schon im Alten und auch im Neuen Testament spielt er eine Rolle, und unter einem Feigenbaum brachte Buddha Klarheit in die Rätsel seiner Religion. Daher heißt dieser Baum Ficus religiosa. Nicht weniger berühmt im Buddhismus ist die Lotosblume (Nymphaea stellaris), die gleich der Seerose auf dem Wasser schwimmt. Sie ist das Sinnbild der buddhistischen Religion, wie das Kreuz das des Christentums.

Auf bedeutender Höhe steht in Indien der Reisbau, besonders in der Nordostecke des vorderindischen Dreiecks, in Bengalen und Assam, ebenso auf der Südspitze im Dekan, und in Birma auf der hinterindischen Halbinsel. Weizen baut man im Nordwesten und Baumwolle in den inneren Teilen des Landes. Der Baumwollstrauch hat große gelbe Blüten, und wenn die walnußgroße Fruchtkapsel aufspringt, zeigt sich eine Menge Samen, der mit weichem, wolligem Haar bekleidet ist; dieses Haar ist die Baumwolle. Wenn die abgepflückten Fruchtkapseln in der Sonne getrocknet sind, werden die Haare durch Maschinen von den Samen abgelöst, gesäubert, in Ballen verpackt und dann nach Fabrikstädten der ganzen Welt, besonders nach Manchester versandt. In Indien und Arabien baute man den Baumwollstrauch schon vor zweitausend Jahren. Alexander der Große brachte ihn nach Griechenland, und fast auf der ganzen Welt gibt es jetzt Baumwollplantagen; am höchsten steht der Baumwollbau in Nordamerika.

Eine ungeheure Entwicklung zeigte in den letzten Jahrzehnten die Gewinnung von Kautschuk und Guttapercha. Im Jahre 1830 wurden 230 Tonnen Kautschuk nach Europa geliefert; 1896 stieg die Ausfuhr auf 31500 Tonnen, was durch die Ausdehnung der Fahrrad- und Automobilindustrie verursacht wurde. Als die Nachfrage mit einem Male so groß wurde, begann ein sinnloses Abschlachten der Bäume, deren erstarrter Milchsaft Kautschuk genannt wird; aber

Digitized by Google

jetzt ist man zu vernünftigeren Methoden zurückgekehrt. In Indien ist der Gummibaum der wichtigste aller kautschukliefernden Baumarten. Seine Rinde wird mit Querschnitten versehen und der herausfließende Milchsaft aufgefangen; dann wird er gekocht, umgerührt, gepreßt, auf Blechplatten gebreitet, zusammengerollt und in Klumpen in den Handel gebracht.

Aus Indien erhalten wir ferner eine Reihe von Gewürzen, Zimt, die Rinde an den Zweigen des Zimtbaumes, Pfeffer, den Alexander der Große zuerst in Europa einführte, Ingwer, Kardamome und Sesam, aus dessen Früchten feines Speiseöl gepreßt wird. Außerdem gedeihen hier Tee, Kaffee, Tabak und noch ein Kraut, das Segen und Fluch zugleich ist, der Mohn. Ritzt man mit einem Messer seine unreife Fruchtkapsel, dann sickert ein weißer, milchiger Saft heraus, der braun wird und an der Luft erstarrt. Das ist Opium. Der Ertrag der Opiumpflanzungen in Persien und Indien geht zum größten Teil nach China. Der Chinese ist ein leidenschaftlicher Opiumraucher. Eine kleine Opiumkugel wird in dem engen Kopf der besonders konstruierten Pfeife festgeklebt und über die Flamme einer Lampe gehalten. Der Rauch wird in zwei tiefen Zügen eingeatmet, und schon nach der zweiten Kugel sinkt der Opiumraucher in todesähnlichen Schlaf voll süßer Träume und herrlicher Gesichte. Er vergißt seine Sorgen und seine Umgebung und erfreut sich einer kurzen Seligkeit. Wenn er aber wieder erwacht, dann erscheint ihm die Wirklichkeit schwerer und trüber als je, und ein gräßlicher Kopfschmerz ist die Folge. Wer diesem Laster einmal verfallen ist, kann nur in Sanatorien gerettet werden. In Persien gilt das Opiumrauchen als eine Schande, und man fröhnt ihm nur in geheimen Spelunken. Aber in China rauchen Männer und Frauen ganz öffentlich.

Aus Opium stellte im Jahre 1805 ein deutscher Apotheker Sertürner das Morphium her, durch dessen Einspritzen örtliche Schmerzen gestillt werden. Auch daraus hat sich eine Leidenschaft entwickelt, und die unglücklichen Menschen, die zuletzt die Morphiumspritze nicht mehr entbehren können, sind ebenso gewiß verloren wie die Trinker. Sarg und Leichentuch warten ihrer viel früher als anderer.

Auf endlos langen Feldern baut man in Indien das Zuckerrohr, dessen Saft zwanzig Prozent Zucker enthält. In Indiens alter

Digitized by Google

Sprache, im Sanskrit, heißt er Sakkara, und die Araber, die ihn nach den Küsten des Mittelmeers brachten, nannten ihn Sukkar. So heißt er auch, mit kleinen Abweichungen, in allen Sprachen Europas und in vielen Asiens.

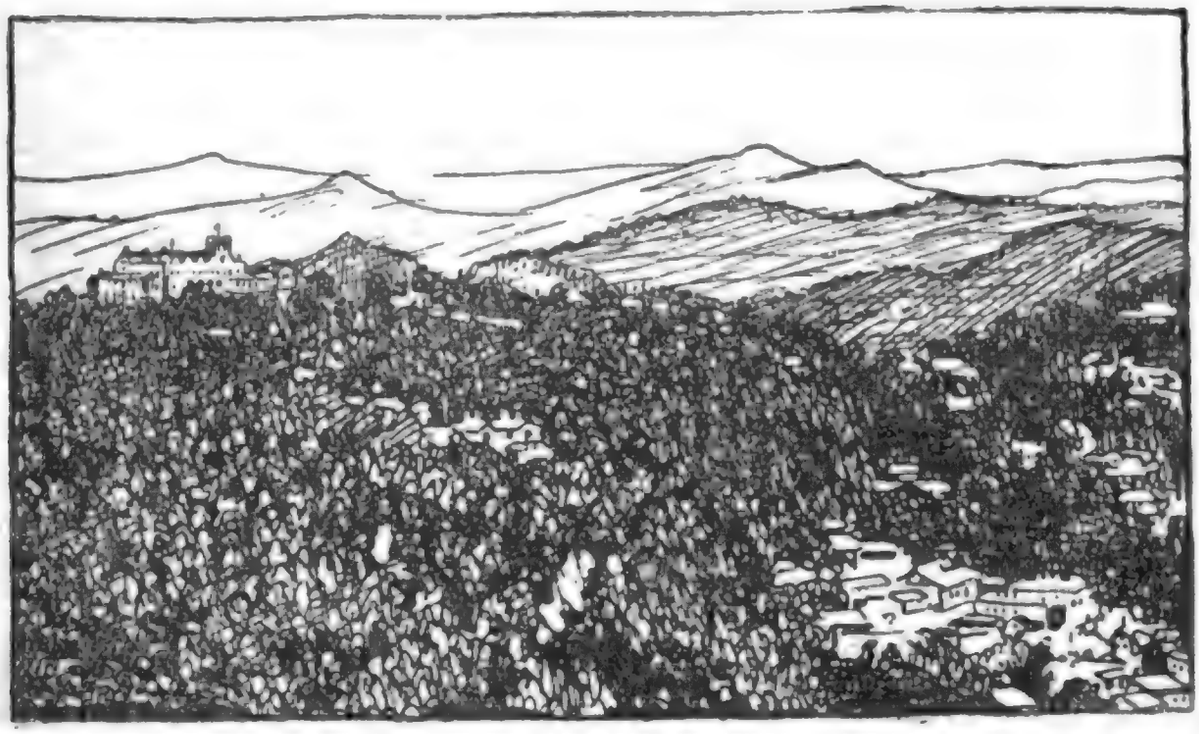
Auch die Palme gedeiht in vielen Arten in Indien, besonders die Dattelpalme, die Kokospalme und die Sagopalme. Aus dem Mark der letzteren wird Sago hergestellt; sie ist eine merkwürdige Pflanze, denn sie blüht nur ein einziges Mal im Alter von höchstens zwanzig Jahren, dann stirbt sie. Und neben den Palmen gibt Indiens Erde zahlreichen nützlichen Baumarten Nahrung, so dem Sandelbaum, dessen Holz zu feinen Möbeln verarbeitet wird, dem Ebenholzbaum und dem Teakbaum, der 40 Meter hoch wird und in ganz Ostindien und auf den Sundainseln große Wälder bildet. Sein Holz ist hart und stark gleich dem der Eiche, und Nägel rosten darin nicht. Daher benutzt man es viel zum Schiffbau; auch Schlaf- und Speisewagen der Eisenbahnen sind meist aus Teakholz hergestellt. Manchmal wird der zum Tode verurteilte Baum drei Jahre vor dem Fällen entrindet; er stirbt dann auf seiner Wurzel und wird leichter an Gewicht, so daß er von den Arbeitselefanten ohne Mühe getragen wird und auf dem Wasser der Flüsse schwimmt, deren Lauf er hinuntergeflößt wird.

Und dieses reiche Land, das über fünf Millionen Quadratkilometer umfaßt, also zehnmal so groß ist wie Deutschland, gehört England; zwei Fünftel davon sind Schutzstaaten, alles übrige nebst Birma bildet das indische Kaiserreich. Auch Ceylon ist eine englische Kronkolonie. Seit Vasco da Gama 1498 den Seeweg nach Indien entdeckte, trat Europa mit dem fernen Lande in nähere Verbindung. Hundert Jahre später wurde die große englische Handelsgesellschaft, die „Ostindische Kompanie", gegründet; diese faßte festen Fuß in Indien und unterwarf sich immer größere Teile des Landes. Jetzt sind die Engländer einhundertfünfzig Jahre lang vollkommen Herrscher dort, und das Wunderbarste dabei ist, daß dieses nach China größte Reich der Erde mit 300 Millionen Einwohnern nur von einer Handvoll Engländer regiert wird. Außer dem englischen Teil der Armee leben ihrer nur 76000 dort! Dieses Wunder ist nur dadurch möglich, daß Indiens Fürsten und Völker sich gegenseitig weit mehr hassen als ihren gemeinsamen Herrn, die englischen Eindringlinge.

Digitized by Google

39. Abwärts zum Ganges.

Diesem durch seine Naturschätze überreichen Tiefland Indien nähern wir uns jetzt durch das Tal des Satledsch, der, je weiter es abwärts geht, immer mächtiger wird. Auf kleinen schwankenden Brücken reiten wir über unzählige Nebenflüsse, die in munteren Kaskaden über die Steinblöcke hintanzen, daß es weithin dröhnt und das brodelnde Wasser zu Sprühregen zerstäubt. Sie alle eilen dem Strome zu, der schließlich ungeheuer anschwillt und in seiner wilden Kraft ehrfurchtgebietend dahinströmt.



Simla.

Die Luft wird dichter und der Atem geht leichter. Das Klingen in den Ohren und der Kopfschmerz hören auf, und die Kälte hat nachgelassen. Schon in früher Morgenstunde umgibt uns linde Luft, und bald kommen Tage, an denen man mit einiger Sehnsucht der Kühle in Tibets Hochland gedenkt. Als ich vor mehreren Jahren dieses Weges zog, machte einer meiner Hunde, ein großer zottiger Tibeter, der sehr unter der zunehmenden Wärme litt, einfach kehrt und lief nach Tibet zurück! Seine Lungen und alle seine Organe waren in ihrem Bau der dünnen Luft angepaßt, und ich mußte ihn wohl oder übel laufen lassen.

Digitized by Google

Die erſte Stadt, die wir erreichen, heißt Simla. Sie zählt kaum 15000 Einwohner, aber ſie iſt eine der ſchönſten Städte der Welt und eine der mächtigſten, denn in ihrem Zedernwald erhebt ſich ein Schloß und in dieſem Schloß ſteht ein Kaiſerthron. Und der Kaiſer iſt der König von England, deſſen Macht in Indien einem Vizekönig anvertraut iſt. Wenn die lähmende Sommerhitze beginnt, begeben ſich alle Engländer, die ihr Beruf nicht im Tiefland feſthält, hinauf in die Berge, und wer im Pendſchab wohnt, zieht nach Simla. Der Vizekönig und ſein Stab, die Regierung, das Oberkommando des Heeres, Beamte und Offiziere, alle reiſen ſie mit Weib und Kind nach Simla hinauf, und dort lebt die feine Welt unter Vergnügen und Feſten ganz wie in London. Dann ſteigt die Einwohnerzahl auf 30000.

Simla iſt auf Hügeln erbaut, die ſchwindelerregende Abgründe umgeben, und die Häuſer kleben wie Schwalbenneſter an ſteilen Halden. Terraſſenartig übereinander laufen die Straßen, und ringsumher ſteht dunkler, dichter Wald. Aber durch die Lichtungen der Zedern ſieht man im fernen Südweſten die Ebenen des Pendſchab und den gewundenen Lauf des Satledſch, und von Norden her leuchten die Gebirgsmaſſen des Himalaja mit ihrem ewigen Schnee. Es muß herrlich ſein, nach Indiens ſtickiger Luft in Simla wieder aufzuatmen; vielleicht aber iſt es noch herrlicher, Tibets ſchneidender Kälte entronnen, dort zu raſten.

Von Simla aus führt uns die Eiſenbahn durch hundert Tunnel und in den tollſten Kurven über unzählige Brücken und an tiefen Abgründen entlang in das Pendſchab hinunter, und nun umgibt uns die ſengende Glut dieſes Tieflandes. Was gäbe man nicht für einen nur leiſen Lufthauch von Tibets Schneebergen! Aber wir müſſen zufrieden ſein, ruhig an dem durchbrochenen, beſtändig mit Waſſer beſpülten Fenſter zu ſitzen und auf jeder Station ein großes Glas Limonade mit ſchwimmenden Eisſtücken zu trinken.

Nur flüchtig ſchauen wir in Dehli hinein, die ehemals ſo große und berühmte Stadt am Dſchamna, einem Nebenfluß des Ganges. Als das Land noch einer vom Norden gekommenen mohammedaniſchen Herrſcherfamilie angehörte, war Dehli die Hauptſtadt des Reiches und der Sitz des Großmoguls. Und zahlreiche ſtolze Denkmäler erinnern

Digitized by Google

noch an diese Dynastie, prachtvolle Gebäude aus eitel weißem Marmor, deren Wände und Säulen mit wertvollen Steinen, Lapis Lazuli und Malachit, Nephrit und Achat eingelegt sind. In einem dieser Paläste pflegte ehemals der Großmogul in einer offenen, von doppelten Säulengängen umgebenen Halle Gericht zu halten und Gesandte zu empfangen. Wenn der Sonnenschein auf diese Säulenreihen fällt, sieht es aus, als ob der Marmor durchsichtig sei, und hellblaue Schatten fallen auf den Marmorfußboden. Im Thronsaal stand früher der Thron des Großmoguls, der Pfauenthron. Er war mit dickem Goldblech bekleidet und mit zahllosen Diamanten verziert; auf seiner Rückseite leuchtete der berühmte Diamant Orlow, der jetzt das russische Reichsszepter schmückt. Als im Jahre 1739 der Perserkönig Nadir Schah den Großmogul besiegte, wurde dessen Milliardenschatz, darunter auch der Pfauenthron und der größte, bekannte Diamant, der Kohinur oder „Berg des Lichts", der jetzt zum britischen Kronschatz gehört, Beute des Siegers. Noch jetzt ist der Pfauenthron im Besitz des persischen Schahs, noch glänzen die goldenen Pfauen auf seiner Rückseite, aber der große Diamant fehlt nebst den übrigen Diamanten; sie wurden einer nach dem anderen gestohlen oder herausgebrochen, wenn sich Nadir Schahs Nachfolger in Geldverlegenheit befanden.

Wenn man einige Stunden in den engen Gassen und bunten Basaren Dehlis umhergewandert ist und sich zwischen lärmenden Hindus und Mohammedanern hat durchdrängen müssen, so hat man unter den gewölbten Bogen des Thronsaales doppelten Genuß. Dann versteht man auch die persischen Worte, die über seinem Eingang zu lesen sind: „Wenn das Paradies auf der Erde zu finden ist, so ist es hier, nur hier!"

Auch Agra, weiter abwärts am Dschamna, war zeitweilig Hauptstadt des Großmoguls, und einer dieser Herrscher hat hier 1629—1648 ein Bauwerk errichtet, das noch heute als eines der schönsten auf Erden gilt. Es heißt Tadsch Mahal oder der Kronpalast und ist eine Grabmoschee zur Erinnerung an die Lieblingsgemahlin des Großmoguls Schah Dschahan, an deren Seite er selber in der Krypta der Moschee beigesetzt ist.

Digitized by Google

Dieſes gewaltige Grabdenkmal iſt aus lauter weißen Marmorblöcken errichtet; zweiundzwanzig Jahre hat man daran gearbeitet, und nicht weniger als vierunddreißig Millionen Mark hat der Bau damals gekoſtet!

Durch ein prächtiges Portal aus rotem Sandſtein gelangt man zuerſt in den Garten, der das Heiligtum umgibt. In einem großen Teich plätſchern Goldfiſche unter ſchwimmenden Lotosblumen, ringsum das üppigſte Grün voll ſingender Vögel und ſpringender Eichkätzchen. Jasmin- und Roſenduft weht uns entgegen; junge Zypreſſen ſtreben himmelan.

Blendendweiß im Sonnenſchein, ein Sommertraum aus verſteinerten weißen Wolken, ſchwebt auf einer Terraſſe der marmorne Tadſch Mahal, ein Kunſtwerk, wie es nur die Liebe aus dem Erdenſchutt hervorzuzaubern vermag. Auf den vier Ecken der Terraſſe erhebt ſich je ein hohes, ſchlankes Minarett, ebenfalls aus Marmor, und die Kuppel der achteckigen Moſchee hat eine Höhe von fünfundſiebzig Metern. Im Innern ſtehen hinter einem Gitter aus durchbrochenem Marmor die Grabdenkmäler des Schah Dſchahan und ſeiner Königin Mumtáſ-e Mahal. Die Sarkophage beider ruhen in der Krypta.

Die vier Faſſaden des Gebäudes ſind völlig gleich. Aber der grüne Hintergrund und die wechſelnde Beleuchtung rufen in dem Betrachter immer neue Stimmungen hervor. Die von der Sonne beſtrahlten Flächen ſind ſchneeweiß, die leichten Schatten hellblau. Hier und da ſcheint das Laubwerk einen grünen Widerſchein auf den weißen Marmor zu werfen. Wenn die Sonne in feurigem Abendrot niederſinkt, umhüllt ein orangefarbiger Schimmer das ganze Gebäude, und man darf Agra nicht verlaſſen, ohne den Tadſch Mahal im Mondſchein geſehen zu haben. Feucht und dunſtig, warm und ſchweigend liegt dann der Garten; aber die Beleuchtung der Marmorwände iſt jetzt eiſig kalt, die Schatten erſcheinen rabenſchwarz, nur die Kuppel glänzt ſilberweiß. Nachtſchmetterlinge flattern zwiſchen den Bäumen, und die Mücken ſummen laut. Die geheimnisvollen Töne des Dſchungels erſchallen ringsumher, und das trübgraue Waſſer des Dſchamna wälzt ſich leiſe rauſchend dem heiligen Ganges entgegen.

Digitized by Google

Tadſch Mahal in Agra.

40. Eine heilige Stadt.

Das Flußgebiet des Ganges, durch das uns nun die Eisenbahn weiter nach Osten führt, ist überaus fruchtbar und wird von hundert Millionen Menschen, meist Hindus, bewohnt. Es wimmelt von zahlreichen Städten, deren mehrere bis zu zwei- und dreitausend Jahren alt sind, und von unzähligen Dörfern, in denen die eingeborenen Bauern ihre Hütten aus Bambusrohr und Strohmatten haben.

Die Hindus bauen Weizen und Reis und haben prächtige Obstkulturen. Ihre kleinen braunen, hübschen Kinder spielen splitterfasernackt vor den Hütten. Bedauernswerte kleine Geschöpfe! Mit neun Jahren schon werden sie verheiratet; die jungen Eheleute wohnen aber noch getrennt, bis sie erwachsen sind, und von der Hochzeitsfeier ab ist die Frau für alle Welt, selbst für ihre Verwandten, unsichtbar. Noch unglücklicher aber ist eine Witwe. Früher mußte sie sich mit der Leiche ihres Gatten auf einem Scheiterhaufen verbrennen lassen; diese schaudervolle Sitte haben zwar die Engländer abgeschafft, aber ihr Los ist trotzdem noch immer schwer genug. Man geht ihr mit Abscheu aus dem Wege, und wem am Morgen zuerst eine Witwe begegnet, dem wird gewiß am Tage ein Unglück widerfahren!

Auf dem Bahnhof von Benares hält der Zug, und durch ein Gewimmel von Hindus und Mohammedanern in leichten bunten Anzügen mit Turbanen oder kleinen runden Mützen bringt mich ein Wagen nach einem Bungalow, wie der indische Gasthof heißt, wo ich mich durch ein Bad von der heißen Fahrt erfrische.

Benares ist die heiligste Stadt der Erde. Lange bevor Jerusalem und Rom, Mekka und Lhasa standen, war Benares die Heimat der uralten indischen Religion, und noch immer ist diese Stadt das Herz des Brahmanismus und des Hinduismus. Es gibt mehr als zweihundert Millionen Hindus, und das Ziel ihrer aller Sehnsucht ist Benares! Die Kranken schleppen sich dahin, um im Wasser des heiligen Ganges wieder zu gesunden, die Alten, um hier zu sterben; und wer in der Ferne stirbt, läßt seine Asche nach Benares schicken, damit sie in das seligmachende Wasser des heiligen Flusses gestreut

Digitized by Google

werde. In Benares predigte auch Buddha 500 Jahre vor Christi Geburt, und seinen Anhängern, den vierhundert Millionen Buddhisten, ist Benares ebenfalls ein Heiligtum.

Die Straßen der Stadt sind entsetzlich eng und von stickigen Dünsten und dem Gestank verfaulender Pflanzenstoffe erfüllt. Rechts und links sind offene Läden, wo zierliche Vasen, Schalen und Becher aus Messing und anderen Metallen, viele mit eingelegter Lackarbeit, verkauft werden. Die blankgetretenen Pflastersteine sind glatt wie Seife von dem Dung heiliger Kühe, die mit halbgeschlossenen Augen und hängenden Ohren schläfrig und faul dastehen oder schleppenden Ganges daherkommen und die engen Gassen versperren. Überall leuchten gelbe Ringelblumen, denn es gilt als ein gutes Werk, diese vierbeinigen Heiligen damit zu füttern.

Du kannst tagaus und tagein die Straßen von Benares durchwandern und grübelnd vor ihren zweitausend Tempeln sitzen, klar wird dir das Rätsel dieser merkwürdigen brahmanischen Religion gewiß ebensowenig wie mir! Milliarden von Jahren und 330 Millionen Götter, wer soll das begreifen! Lies immerhin die 4000 Jahre alten Hymnen der Veden und bewundere ihre Poesie, die Natur und Sonne, Regen und Feuer, Erde, Wind und Morgenrot besingt. Aber was du an tiefsinnigen Ewigkeitsgrübeleien darin findest, das wirst du nie verstehen, wenn du nicht selbst Hindu bist!

Die Hindus haben drei vornehmste Götter: Brahma, den Schöpfer, Wischnu, den Erhalter, und Siwa, den Zerstörer. Von diesen dreien sind die übrigen Millionen Götter abgeleitet; so bedeutet z. B. die Göttin Kali nur eine Eigenschaft des Siwa. Dieser Göttin opferte man früher Kinder, jetzt, nachdem die Engländer diese Roheit verboten, nur noch Ziegen.

Die religiöse Verehrung der Hindus beschränkt sich aber nicht auf die Götter. Fast die ganze Natur ist ihnen heilig, vor allem die Tiere Kuh und Stier, Affe und Krokodil, Schlange und Schildkröte, Adler, Pfau und Taube. Lüge, Diebstahl und Mord sind erlaubt, wenn aber ein Hindu Fleisch ißt oder durch einen Zufall auch nur ein Kuhhaar verschluckt, ist er zur Hölle des siedenden Öls verdammt; er ist allen Gläubigen ein Gegenstand des Entsetzens, vor allem aber sich selbst! Dieser Aberglaube ist ihm seit vielen

Digitized by Google

tausend Jahren in Fleisch und Blut übergegangen und besteht noch heute in voller Kraft. Eine Kuh zu töten, ist hierzulande, wo man dem Vieh sogar Krankenhäuser baut, die schlimmste aller Gottlosigkeiten. Ein großer Aufstand gegen die Engländer im Jahre 1857 wurde zum Teil dadurch verursacht, daß die Patronen eines neuen Gewehrmodells mit — Rindertalg eingefettet waren!

Und dabei werden die Hindus von weißen Herren regiert, die Ochsen schlachten und deren Fleisch essen, eine Gewohnheit, die den Indern weit abscheuerregender ist als Witwen zu verbrennen und der Göttin Kali Kinder zu opfern! So weltenfern steht ihre Empfindungsweise von der unsrigen. Oftmals bin ich bei Hindus zu Gaste gewesen und trefflich bewirtet worden, aber mit mir zu essen hätte nichts in der Welt sie bewogen; mit einem Ungläubigen zu essen gilt als Verunreinigung, und wenn Hindus mich besuchten, hatte es gar keinen Zweck, ihnen etwas vorzusetzen. Bei großen Festlichkeiten, die der englisch-indische Vizekönig in Kalkutta veranstaltete, sah ich vornehme Fürsten, Maharadschas in goldgestickten, mit Edelsteinen übersäten Gewändern; aber sie nahmen ihren Platz erst kurz vor Schluß des Diners ein und rührten keine Speise an. Nahm aber doch ein vornehmer Hindu an der Mahlzeit teil, so war dies ein Abtrünniger, der aus seiner Kaste ausgeschieden war.

Seitdem Indien, oder auf persisch Hindostan, durch die von Nordwesten her eindringenden Arier erobert wurde, also seit mehr als 4000 Jahren, sind die Hindus in Kasten eingeteilt, und der Unterschied zwischen den einzelnen Kasten ist weit größer als bei uns in Europa der zwischen Rittern und Bauern im Mittelalter. Einst waren die Brahminen, die Geistlichen, und die Krieger die beiden vornehmsten Kasten. Jetzt gibt es Tausende solcher Kasten, denn jedes Gewerbe bildet eine für sich; alle Goldschmiede z. B. gehören derselben Kaste an, alle Sandalenmacher einer anderen. Und auch die Angehörigen der einen Kaste verunreinigen sich, wenn sie mit denen der anderen speisen.

Wenn ein Hindu Indien verläßt und über das „schwarze Meer" reist, verliert er die Zugehörigkeit zu seiner Kaste; nur wenn er den Brahminen große Summen zahlt, kann er sie unter bestimmten Bußübungen wiedererlangen. Solch eine Bußübung besteht in

Digitized by Google

dem Verzehren der vier von der Kuh kommenden Stoffe, Milch, Butter und Dung in zweierlei Gestalt, denn die Kuh ist eine verkörperte Gottheit und heiliger als alle Menschen, das heißt — mit Ausnahme der Brahminen!

Daher auch die Masse hübscher und fetter Kühe in den Straßen von Benares. Und ebenso wimmelt es hier von heiligen Affen. Sie haben einen besonderen Tempel, der der Gattin Siwas geweiht ist, einem bösen Weibe, das nur am Zerstören Freude hat und mit blutigen Opfern versöhnt werden muß.

Als ich einmal diesen Affentempel besuchte, war man am Eingang gerade damit beschäftigt, eine Ziege zu opfern. Zwei Männer verkauften aus großen Körben Gerste und Nüsse und rieten mir dringend, einen Beutel voll mitzunehmen, um nicht mit leeren Händen den heiligen Affen gegenüberzutreten. Und kaum betrat ich den Hof, als mich auch schon etwa fünfzig graue Affen umgaben, die schnarrend, schnatternd und lachend die Zähne fletschten, voller Wohlbehagen und guter Laune. Als ich ihnen eine Handvoll Gerste reichte, stellten sie sich auf die Hinterbeine, hielten meine Hand mit einer ihrer schwarzen Pfoten fest und nahmen mit der andern eine Prise Gerstenkörner. Eine zweite Handvoll verschwand ebenso schnell, und so ging es weiter, bis mein Vorrat erschöpft war. Dann starrten sie mich mit ihren runden braunen Augen an, schnappten mit den Zähnen, schnalzten mit den Lippen, kratzten sich im Nacken oder unter den Armen und verschwanden im Nu, um sich auf den Zweigen der nahen Bäume zu schaukeln. Der Affentempel ist ihr Quartier, wo sie ihrer Nahrung sicher sind, aber sie erfreuen sich unbeschränkter Freiheit und huschen zwischendurch überall in der Stadt umher. „Mit affenähnlicher Gewandtheit" sieht man sie am Rande der Hausdächer hinlaufen, Balkons und Altane erklettern, über die Straße springen, sich in die Baumkronen, die einen Tempelhof beschatten, hinaufschwingen und im nächsten Augenblick wieder auf Friesen und Dachvorsprüngen hoher Pagoden Platz nehmen. Und auf dem Hintergrund gemalter und geschnitzter Szenen aus den Göttersagen der Hindus passen sie auch ganz vortrefflich!

Digitized by Google

41. Am Geſtade der Gläubigen.

Vor Tau und Tag, wenn die nächtliche Dämmerung ſich eben erſt im Oſten zu lichten beginnt, bin ich ſchon am Uferkai von Benares, miete mir ein Boot, das vier Männer mit Ruderſtangen vorwärtsſtoßen, und laſſe mich auf dem Kajütendach in einen Korbſtuhl nieder. Langſam den Kai entlangfahrend habe ich eine treffliche Ausſicht auf dieſe ſeltſame Stadt, die ſich am linken Gangesufer hinzieht, eine langgeſtreckte Maſſe zuſammengeballter Gebäude, Häuſer, Mauern und Altane und dazwiſchen zahlloſe Pagoden, Hindutempel mit hohen Türmen und überladener Architektur.

Benares.

Von dem 30 Meter hohen Ufer führen breite Treppen zum Fluß hinunter, und Steindämme ragen gleich Brücken ins Waſſer hinein. Zwiſchen ihnen ſtehen Holzgerüſte über dem Waſſerſpiegel, die mit Strohdächern und großen Sonnenſchirmen überdacht ſind.

Hier iſt der Verſammlungsort der Gläubigen. Aus dem Innern der Stadt kommen ſie zum heiligen Fluß hinunter, um die aufgehende Sonne zu begrüßen, braune, halbnackte Geſtalten, und ihre leichten Kleidungsſtücke, oft nur ein Lendentuch, ſchreien in grellbunten Farben. Ein ungeheures Menſchengewühl entfaltet ſich längs des

Digitized by Google

Flusses; der Uferteil allein, den ich übersehen kann, trägt mindestens fünfzigtausend.

Ich lasse das Boot stillstehen, denn dieses Schauspiel ist gar zu seltsam.

Auf einem der steinernen Dämme kommt ein Brahmine heran und hockt sich nieder. Sein Kopf ist glattrasiert, nur im Nacken steht noch ein Büschel Haare. Er schöpft mit der Hand Wasser aus dem heiligen Fluß, schlürft es auf, spült sich damit den Mund und speit es wieder aus. Ganga, die Tochter Wischnus, ruft er an und bittet sie, die Unreinheit der Geburt und der Sünde von ihm zu nehmen und ihn bis zum Tode zu schützen. Dann sagt er Wischnus vierundzwanzig Namen her, erhebt sich und ruft die heilige Silbe „Om", die Brahma, Wischnu und Siwa umfaßt. Schließlich wendet er sich noch an Erde, Luft, Sonne, Mond und Sterne und gießt sich Wasser über den Scheitel.

Jetzt wird über dem Dschungel am rechten Gangesufer der Rand der Sonne sichtbar. Ihr Aufgang wird von diesen Tausenden frommer Pilger mit Wasseropfern begrüßt. Man spritzt mit den Händen Wasser in die Luft der Sonne zu und watet auf dem langsam abfallenden Ufergrund in den Fluß hinein. Der Brahmine hat sich wieder niedergekauert und macht nun mit Händen und Fingern die rätselhaftesten Bewegungen. Bald fährt er damit über seinen Scheitel, bald legt er sie auf Augenlider, Stirn, Nase, Ohren und gegen die Brust, alles um Wischnus einhundertundacht verschiedene Offenbarungen sinnbildlich darzustellen. Vergißt er auch nur eine einzige dieser unzähligen Handbewegungen, dann war der ganze Gottesdienst, der eine bis zwei Stunden in Anspruch nimmt, vergeblich! Nach dem Mittagessen und am Abend wiederholt sich die gleiche Zeremonie. In der Zwischenzeit hat der Brahmine im Tempel andere religiöse Pflichten zu erfüllen.

Langsam gleitet mein Boot wieder den Ganges hinab. Da liegt auf Lumpen ein Greis ausgestreckt; er ist so mager, daß die Haut sich über die Rippen strafft, und ebenso braun wie die anderen Gläubigen, aber sein Bart ist schneeweiß. Er ist nach Benares gewandert, um am heiligen Ganges, der dem Fuße Wischnus entströmt, zu sterben. Dort ist ein Aussätziger, ein Mann in mittlerem Alter,

Digitized by Google

dessen Lebenskraft seine Wunden verzehren; er sucht Heilung am Ganges, an den Quellen des Lebens. Hier steigt eine junge Frau graziös die steinerne Treppe herunter, den Wasserkrug zierlich auf dem Kopfe tragend. Sie watet in den Fluß hinein bis das Wasser ihr an die Hüfte reicht; dann trinkt sie aus der hohlen Hand, spritzt Wasser zur Sonne hin, gießt sich die Tropfen übers Haar, füllt ihren Krug und geht langsam wieder zurück, während die heilige Flut von dem roten Schleier herabrinnt, der ihren Körper umhüllt. Andere sitzen in Gruppen stundenlang am Ufer und gehen gemeinsam wieder heim.

In der unendlichen Kette des Daseins ist diese kurze Morgenstunde nur eine Sekunde der Ewigkeit. Und alle diese Tausende, die mit dem Wasseropfer aus den heiligen Fluten der Sonne huldigen, sind überzeugt, daß jedem, der nach Benares pilgert und in seinen Mauern stirbt, Vergebung aller Sünden werde. Benares sehen und dann sterben! Das genügt.

Gleich den Buddhisten glauben auch die Hindus an Seelenwanderung. Die Seele eines Hindu muß mehr als acht Millionen Tiergestalten durchwandern und in den späteren Daseinsformen die Sünden abbüßen, die sie früher beging. Daher die Opfer an Götter und Brahminen, um von diesem ewigen Wandern baldigst erlöst zu werden und in den Himmel der Götter eingehen zu dürfen. —

Am Abend, wenn die heißesten Stunden des Tages vorüber sind, fahre ich wiederum langsam an den steinernen Ufertreppen der Stadt vorüber. Trübschmutzig und grau strömt jetzt der heilige Fluß lautlos in seinem Bett dahin. Welche Masse Unreinlichkeit und Verwesung enthält dieses seligmachende Wasser! Ganze Bündel zertretener übelriechender Ringelblumen treiben vorüber, Abfälle, Lumpen, Späne, Blasen und Schaum.

Aus einer steilen Gasse nähert sich unter schauderhafter Musikbegleitung in schnellem Takt ein Leichenzug dem Ufer. Lärmende Trommelwirbel hallen von den Mauern der Pagoden wider. Auf der Bahre unter einem weißen Tuch liegt der Tote, gerade ausgestreckt, braun und mager, und Leute aus der Kaste der Leichenverbrenner legen ihn auf den am Ufer aufgeschichteten Scheiterhaufen. Bald sprüht und knistert es, und dicke Rauchwolken steigen empor.

Digitized by

Der Geruch verbrannten Fleisches dringt bis zu mir hin, und ich lasse das Boot weiter fortrudern. Mit dem Brennholz sind die Totengräber aber nicht allzu verschwenderisch. Wenn der Holzhaufen heruntergebrannt ist, liegt der verkohlte schwarze Körper noch in der glühenden Asche und wird dann in den Fluß geworfen!

Im Ganges wohnen Götter, nicht nur unsichtbare, die mit dem segensreichen Wasser Leben und Kraft aus den Feldern der Hindus hervorlocken, sondern auch sichtbare. Dem Hindu ist ja fast die ganze Natur die Offenbarung einer Gottheit, und ein Gott ist auch das Krokodil. Man darf es nicht stören oder gar töten. Unbehindert kriecht es das Ufer hinauf, greift mit seinen scharfgezähnten Kiefern kleine spielende Kinder und verschwindet mit seiner Beute im Strom. Vater und Mutter trauern wohl, aber niemals denken sie an Rache, sondern betrachten das Krokodil jetzt vielleicht noch mit größerer Ehrfurcht als bisher. „Auf der Erde ist nicht seinesgleichen. Es ist ein König über alle Raubtiere", heißt es in der Bibel.

Früher warf man am Ganges die Toten auch unverbrannt in den Fluß. Infolge der daraus entstehenden Pestgefahr haben die Engländer diese Sitte verboten, doch soll sie in einigen entlegenen Gegenden immer noch herrschen. Man legt die Toten auf ein kleines Floß und läßt sie von den Wellen des Ganges langsam durch die stille Nacht forttragen. Einmal sah ich solch einen toten Pilger, der mitten im Fluß auf einer Sandbank hängengeblieben war. Ich würde ihn gar nicht bemerkt haben, hätten nicht die Geier bei seinen Resten Leichenwache gehalten. —

Nun gießt der Vollmond sein Licht über Fluß und Dschungel, und die tiefe märchenhafte Stimmung einer Mainacht breitet sich über das Gangesufer. Das Wasser rauscht leise um einen festgefahrenen Baumstamm, und es raschelt in den schwarzen Verstecken des Dschungels. Ein Panther schleicht umher auf Beute; seine gelben Augen glühen wie Lampen im Dickicht. Die Affen sind an den Lianen emporgeklettert und sitzen schlafend unter den Kronen der Bäume. Ein schlaftrunkener, aus seinen Träumen aufgeschreckter Papagei läßt seine Stimme wie eine schrille Pfeife über den Wald hin ertönen, aber niemand achtet seiner, nicht einmal der Panther

Digitized by

wendet sich um. Im Wasser zeigt sich eine leise Bewegung. Ein Krokodil hebt den Kopf langsam heraus und kriecht auf den Baumstamm hinauf. Das Mondlicht glänzt auf seinen nassen Rückenschildern. Es horcht angestrengt umher und wartet einige Zeit auf Beute. Bald aber zieht es sich wieder zurück, biegt den Schwanz wie eine Stahlfeder und verschwindet in der Tiefe.

Da plötzlich erschüttert ein Ton die Luft, der ringsum Schrecken verbreitet. Wie heiserer, klagender Donner rollt es durch das Dschungel. Der Tiger ist erwacht und sehnt sich nach Blut! Wer einmal das Todesurteil gehört hat, das in dem Warnungsgeheul des Tigers liegt, vergißt es nie wieder!

42. Asiens Licht.

Im sechsten Jahrhundert vor Christi Geburt lebte in Kapilavastu, 200 Kilometer nördlich von Benares, der arische Stamm der Sakya. Der König dieses Landes hatte einen Sohn namens Siddharta, der an Leib und Seele mit übermenschlichen Gaben ausgestattet war. Als der Prinz sein achtzehntes Jahr erreicht hatte, sollte er sich eine Gattin wählen, und seine Wahl fiel auf die schöne Jarodara. Aber um ihre Hand zu gewinnen, mußte er im Wettkampf mit den Tapfersten und Kräftigsten seines Volkes den Preis erringen.

Zuerst traten die Meister des Bogens auf und trafen mit ihrem Pfeil das Ziel, eine kupferne Trommel. Siddharta befahl, das Ziel doppelt so weit zu stellen; dann ergriff er einen Bogen, aber der zerbrach. Da holte man aus einem Tempel einen zweiten, der so hart war, daß niemand ihn spannen konnte. Siddharta aber bewältigte ihn mit Leichtigkeit; der Pfeil durchbohrte nicht nur die Trommel, sondern setzte seinen Flug noch eine Strecke über die Ebene hin fort.

Dann schritt man zur Schwertprobe. Die übrigen Mitbewerber schlugen mit einem Hieb den Stamm eines kräftigen Baumes durch. Siddhartas Klinge aber schnitt zwei nebeneinanderstehende Stämme mit einem Male durch, so scharf und blitzschnell, daß die Bäume ruhig stehen blieben. Da jubelten schon die andern Bewerber und

Digitized by Google

spotteten über das stumpfe Schwert des Prinzen. Nun aber fuhr ein schwacher Windhauch durch die Kronen der Bäume, und beide stürzten zu Boden.

Als dritte Probe galt es, ein wildes Roß zu zwingen, das niemand reiten konnte. Unter Siddhartas starker Hand aber wurde es gefügig und fromm wie ein Lamm.

Darauf führte der Prinz seine Gattin in den prachtvollen Palast in Kapilavastu. Der König aber fürchtete, daß Bosheit, Armut und Unglück, die draußen in der Welt herrschten, die Seele des Prinzen trüben könnten, und er ließ daher um den Palast herum eine hohe Mauer bauen, an deren Toren Wachen aufgestellt wurden.

Nun lebte der Prinz glücklich in seinem Schloß. Aber eines Tages überfiel ihn die Sehnsucht, zu erfahren, wie die Menschen draußen in der Welt lebten. Der König gewährte ihm auch die Bitte, den Palast verlassen zu dürfen, befahl aber, daß die Stadt sich wie zu einem Feste schmücken und daß man alle Armen, Kranken und Krüppel fortführen sollte. In seinem von Stieren gezogenen Wagen fuhr der Prinz durch die Straßen.

Da erblickte er einen gebeugten, abgezehrten Greis, der ihm mit dem Rufe: „Gib mir ein Almosen, morgen oder übermorgen sterbe ich!“ die Hand entgegenstreckte.

Der Prinz fragte, ob dieses scheußliche, allen anderen so unähnliche Geschöpf wirklich ein Mensch sei.

„Ja,“ antwortete ihm sein Wagenlenker, „alle Menschen werden alt, schwach und elend wie dieser hier.“ Da kehrte Siddharta traurig und grübelnd nach Hause zurück.

Nach einiger Zeit bat er seinen Vater, die Stadt nun auch in ihrem Alltagskleide sehen zu dürfen. Als Kaufmann verkleidet und in Begleitung desselben Wagenlenkers ging er zu Fuß durch die Straßen. Überall sah er Wohlsein und Fleiß, aber plötzlich ertönte an seinem Wege der Klageruf: „Ich leide, helft mir nach Hause, ehe ich sterbe!“ Siddharta blieb stehen und sah einen Pestkranken, dessen Körper voller Aussatz war und der sich nicht bewegen konnte. Der Prinz fragte seinen Begleiter, was dies sei, und hörte, daß ein Kranker vor ihm liege.

„Kann die Krankheit alle Menschen befallen?“

Digitized by Google

„Ja Herr, sie schleicht umher wie der Tiger durchs Dickicht, man weiß nicht wann und warum, aber überfallen kann sie uns alle."

„Kann der Unglückliche lange in solchem Elend leben, und was ist das Ende?"

„Der Tod!"

„Was ist der Tod?"

„Seht dorthin, da kommt ein Leichenzug. Der Mann auf der Bambusbahre dort hat aufgehört zu leben. Die hinter ihm sind seine trauernden Angehörigen. Seht, wie sie ihn drunten am Ufer auf den Holzstoß legen und wie er brennt; bald wird von ihm nur noch ein Häufchen Asche übrig sein."

„Müssen alle Menschen sterben?"

„Ja, Herr."

„Ich auch?"

„Ja."

Betrübter als je zuvor kehrte Prinz Siddharta nach Hause zurück, und in seiner Seele reifte die Sehnsucht, die Menschen von Leid, Tod und Gram zu erlösen. Er hörte eine Stimme in sich: „Wähle zwischen Königskrone und Bettelstab, zwischen Weltmacht und einsamen, heimatlosen Pfaden, die zur Rettung des Menschen führen!"

Sein Entschluß war gefaßt. Leise schlich er an Jarodaras Lager und sah seine junge Gattin mit ihrem neugeborenen Sohn im Arm auf einem Rosenbett ruhen. Dann verließ er alles, was er geliebt hatte, befahl seinem Begleiter, sein Pferd zu satteln und ritt nach den kupfernen Toren, die von drei Wachen besetzt waren. Ein Mohnwind wehte über die Wächter hin, tiefer Schlaf befiel sie, und die schweren Tore sprangen lautlos von selber auf.

Als er weit von Hause entfernt war, sandte er seinen Begleiter mit den königlich geschmückten Pferden zurück, tauschte mit einem zerlumpten Bettler die Kleider und ging allein weiter. Da trat ihm der Geist des Bösen entgegen und bot ihm die Herrschaft über die vier großen Weltteile an, wenn er auf sein Vorhaben verzichten wolle. Aber er trotzte der Versuchung und wanderte in ein anderes Reich. Hier siedelte er sich in einer Höhle an und versuchte, die Brahminen zu belehren, daß Brahma kein Gott sein könne, da er eine so schlechte Welt erschaffen. Die Brahminen aber begegneten

Digitized by Google

ihm mit Mißtrauen, und nun zog er sich mit fünf Jüngern in die Einsamkeit zurück, um sich tiefer Betrachtung und Selbstkasteiung hinzugeben.

Aber bald erkannte er, daß Mißachtung und Abtötung des Körpers, der doch die Wohnung der Seele ist, nichts helfe, und begann wieder Nahrung zu sich zu nehmen. Da verließen ihn seine Jünger, denn Kasteiung des Leibes galt damals als der einzige Weg zur Seligkeit. Nun war Siddharta allein, und unter dem heiligen Feigenbaum, der noch jetzt in Indien gezeigt wird, erlangte er Weisheit, fand die Erklärung aller Rätsel und wurde ein „Erleuchteter", Buddha.

Schließlich kam er nach Benares, gewann hier seine ersten Jünger wieder, und nun verbreitete sich seine Gemeinde, die Ordensbrüderschaft der gelben Bettelmönche, weiter und weiter. Während der Regenzeit, vom Juni bis Oktober, lehrte er in Benares; während der schönen Jahreszeit wanderte er von Dorf zu Dorf. „Abscheu vor dem Bösen, Übung des Guten, Reinigung des Herzens, das ist die Religion Buddhas", so predigte er. Er starb im Alter von achtzig Jahren, 480 Jahre vor Christi Geburt. —

Buddha war ein Reformator, der dem religiösen Glauben der Inder neues Leben einflößen wollte. Viele seiner Ordensbrüder waren Brahminen. Er verwarf die Vedabücher, die Abtötung des Leibes und das Kastenwesen, predigte Menschenliebe und lehrte, daß der Weg ins Nirwana, das Paradies der Stille und der Vollkommenheit, jedem offen stehe. Schriften hinterließ er nicht. Aber seine Lehre erhielt sich im Gedächtnis der Schüler, die sie später niederschrieben. Ihre fünf Hauptgebote waren:

Du sollst nicht töten;
Du sollst nicht stehlen;
Du sollst nicht unkeusch leben;
Du sollst nicht lügen;
Du sollst nicht berauschende Getränke trinken.

Heute, 2500 Jahre nach Buddhas Zeit, ist seine Lehre über ungeheure Gebiete Ostasiens verbreitet, über ganz Japan, China, die Mongolei, Tibet, Hinterindien, Ceylon und das Land nördlich vom Kaspischen Meer. Die ursprünglich schöne und tiefsinnige Lehre

Digitized by Google

Buddhas wurde jedoch in den meisten Ländern mit vielen Sonderbarkeiten vermischt und ist dadurch entartet. Aber zahllos sind die Buddhastatuen in den Tempeln Ostasiens, und ihr Urbild erhielt den Namen: Asiens Licht.

43. Indiens Elefanten.

Als ich zum erstenmal nach Indien reiste, begleitete mich als Diener ein russischer Kosak aus Ostsibirien. Er hatte noch nie in seinem Leben einen Elefanten gesehen, und sein Erstaunen war daher grenzenlos, als uns in einer indischen Stadt ein ganzer Zug dieser grauschwarzen Kolosse begegnete.

„Herr, sind das wirklich lebendige Tiere?" fragte er verblüfft.

„Ja, du siehst doch, sie gehen und folgen gehorsam ihren Treibern."

„Ich glaubte wirklich, es sei eine Lokomotivenart, die durch eine Maschine im Innern in Gang gebracht wird."

„Nein, nein, es sind Elefanten, die einst wild in den Wäldern lebten, aber gefangen und gezähmt als Reit- und Lasttiere treffliche Dienste tun. Pass' mal auf, ich will dir zeigen, daß sie auch fressen können."

Beim nächsten Obststande kaufte ich ein Bündel Zuckerrohr und hielt einem der Elefanten ein Rohr hin. Er nahm es mir langsam und zierlich aus der Hand, hielt es quer im Maule, schälte mit dem Rüssel einige vertrocknete Blätter und die Wurzelfasern ab und verspeiste das übrige.

„Ja," sagte mein Kosak jetzt nachdenklich, „es sind richtige Tiere; aber so etwas Merkwürdiges habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen." —

Die Heimat der wilden Elefanten sind die Wälder Indiens, die Hinterindische Halbinsel, Ceylon, Sumatra und Borneo. Eine andre Art findet sich in Afrika. Sie leben in Herden, meist zu dreißig und vierzig, und jede Herde bildet einen Staat für sich. Sein Oberhaupt ist ein ausgewachsenes Männchen mit großen, starken Stoßzähnen, dem alle anderen gehorchen und nur mit der größten Unterwürfigkeit nahen. Auf der Wanderung durch die Wälder oder auf der Flucht ist aber

Digitized by Google

ſtets ein Weibchen die Führerin der Herde und beſtimmt die Geſchwindigkeit, je nachdem wie ſchnell die Jungen laufen können. Geruch und Gehör ſind beim Elefanten ſo fein entwickelt, daß er einen Feind aus weiteſter Ferne wittert, und es iſt ganz zwecklos, eine Elefantenherde von der Windſeite überraſchen zu wollen. Auf Meilenweite hören ſie das Trompeten ihrer Stammverwandten und verſtehen es genau, denn die Elefanten haben verſchiedene Töne, um Wohlbefinden oder Verdrießlichkeit, Warnung oder Lockung, Furcht oder Wut auszudrücken. Brechen ſie zum Angriff durch das Unterholz, dann ſchallt es gellend wie eine Trompete aus ihrem Rüſſel.

Der Rüſſel iſt ihr empfindlichſtes und nützlichſtes Glied. Er iſt außerordentlich beweglich und biegſam und beſteht aus 40000 teils langgeſtreckten, teils ringförmigen Muskeln. Mit ihm reißen ſie die Zweige von den Bäumen, ſchälen geſchickt deren Rinde ab, rollen die Blätter zu einem Ball zuſammen und ſtecken ihn ſich ins Maul. Ihre Bewegungen ſind langſam und ſchwerfällig und ihre kleinen Augen recht ausdruckslos, als ob ſie der Umgebung keinerlei Aufmerkſamkeit ſchenkten. Während der heißen Tagesſtunden legen ſie ſich nieder oder ruhen aufrechtſtehend auf ihren runden, plumpen Beinen. Vor Sonnenuntergang traben ſie nach dem nächſten Waſſer, um zu trinken. Mit dem Rüſſel ſaugen ſie das Waſſer auf und ſpritzen es ſich ins Maul.

Wird eine Herde wilder Elefanten erſchreckt, dann ergreift ſie ſchleunigſt die Flucht. Meiſt folgt ſie alten, ausgetretenen Pfaden durch das Dickicht, aber auch dann, wenn neue gebrochen werden, gehen die Tiere im Gänſemarſch mit aufgerolltem Rüſſel hintereinander, damit die erſten den Weg bahnen. Das dichteſte Gebüſch von Bambusrohr zerſplittert wie Glas unter ihrer Wucht, und um ihre Flanken kracht es von geknickten Zweigen und niedergetrampelten Stämmen. Die ſchwarzroten Jungen halten ſich zwiſchen den vier Beinen ihrer Mütter, und dieſe nehmen ſich ſorgſam in acht, daß ſie ihr Kleines nicht treten. Reißende Ströme ſind für die Elefanten kein Hindernis; ſie gehen ruhig ins Waſſer hinein, und wenn ſie keinen Grund mehr haben, ſchwimmen ſie; die ganze Herde läßt ſich vom Strom flußabwärts treiben, nähert ſich dabei aber gleichmäßig dem anderen Ufer. Um ihre Bruſt rauſcht es wie vor einem

Digitized by Google

Dampfer. Die neugeborenen Jungen werden von der Mutter beim Schwimmen mit dem Rüſſel unterſtützt; die größeren krabbeln auf ihren Rücken. Sobald die Tiere wieder Grund haben, erheben ſich ihre ſchwarzen Rücken über dem Waſſer, und dann geht es in langſamem Trab durch neue Waldesdickichte weiter.

Stoßen ſie auf bewohnte Gegenden, große Lichtungen in den Wäldern, wo die Hindus ihre Felder haben, dann iſt es den Eingeborenen oft ſchwer, ſich der Tiere zu erwehren. Denn bebaute Äcker ſind ihre leckerſte Weide. An den Pflanzungen, die oft von Elefantenherden heimgeſucht werden, ſtehen daher dauernd Wachen, die mit Trommeln Lärm ſchlagen, ſchreien und toben, und wenn das nicht hilft, große Haufen Bambusrohr anzünden, um die Tiere in die Flucht zu jagen. Manchmal kennen aber die Elefanten dieſen Kniff ſchon und laſſen ſich nicht ſtören. Im übrigen aber ſind ſie gutmütige, friedliche und ſcheue Tiere und machen ſich möglichſt ſchnell aus dem Staube, ſobald ſie Unheil wittern. Dem Menſchen ſind ſie daher nicht ſehr gefährlich, aber der Menſch iſt ihr ärgſter Feind.

Elefanten.

Man fängt in Indien die wilden Elefanten, zähmt ſie und richtet ſie zur Arbeit ab. Gewöhnlich bedient man ſich zahmer Elefanten, um an die wilden überhaupt heranzukommen. Geſchickte Fänger verſtecken ſich, ſo gut es geht, auf dem Rücken ihrer zahmen Tiere und treiben ſie auf eine Herde ihrer wilden Verwandten los. Sobald ein

Digitized by Google

ausgewachsenes Männchen von seiner Herde getrennt ist, greifen es die Jäger von allen Seiten an, beschäftigen und ängstigen es, um es so zu hindern, mit seinen Kameraden zusammen zu entfliehen, und um es zu ermüden. Zweimal vierundzwanzig Stunden kann es dauern, ehe es so matt ist, daß es sich, gleichgültig gegen sein ferneres Schicksal, niederlegen muß. Dann gleiten die Inder schnell von ihren zahmen Trägern herab, schnüren dem ermatteten Elefanten lederne Stränge um die Hinterbeine und binden ihn an einen nahen Baum fest.

Auf Ceylon gibt es sogar außerordentlich geschickte Fänger, die zu zweien und ohne die Hilfe zahmer Elefanten ihre Beute aufsuchen. Sie folgen einer gefundenen Fährte durch Wälder und Dickicht, erkennen genau das Alter jeder Spur, die Zahl der hier gewanderten Elefanten und die Schnelligkeit ihres Ganges. Das kleinste Zeichen am Wege, das ein Fremder nie bemerken würde, gibt ihnen Auskunft, und wenn sie die Herde erreicht haben, folgen sie ihr geräuschlos wie Schatten; sie schleichen auf den Waldespfaden so vorsichtig und weich dahin wie ein Leopard, sie streifen nie ein raschelndes Blatt und treten nie auf einen knackenden Zweig, so daß die Elefanten trotz ihres feinen Geruchs und ihres scharfen Gehörs keine Ahnung von ihrer Nähe haben. Im tiefen Wald, wo die Elefanten nur langsam vorwärts können, machen sie sich an sie heran, werfen ihrem Opfer eine Schlinge aus Ochsenlederriemen vor die Hinterfüße und ziehen sie im richtigen Augenblick an. Merkt jetzt der Elefant die Gefahr und schickt sich mit wilden Trompetenstößen zum Angriff an, dann huschen die Verfolger wie Waldmäuse durch das Dickicht, sind aber bald wieder da, um die Schlingen immer wieder zu verstärken, bis der Elefant festsitzt.

In Indien fängt man auch ganze Elefantenherden auf einmal, und diese Jagd ist wohl das Großartigste und Wunderbarste, was man sich an Jagd überhaupt vorstellen kann. Mehrere hundert geübter Eingeborener werden aufgeboten und so viel zahme Elefanten wie nur möglich. Sobald die Stelle im Wald, wo sich die vielleicht aus hundert Tieren bestehende Herde aufhält, bekannt ist, wird um sie eine Postenkette von mehreren Kilometern Umfang gebildet und so schnell und geräuschlos wie möglich ein Zaun von Bambusrohr

Digitized by Google

errichtet. Nach etwa zehn Tagen werden die Elefanten unruhig und versuchen durchzubrechen, doch wohin sie sich auch wenden, überall werden sie mit Schreien und Rufen, blinden Schüssen und geschwungenen Brandfackeln empfangen. Schließlich finden sie sich in ihr Schicksal und bleiben in der Mitte des Kreises, wo sie am wenigsten beunruhigt werden.

Inzwischen hat man aus vier Meter hohen Pfosten und Stangen ein starkes Gehege von höchstens 50 Meter Durchschnitt errichtet. Sein vier Meter breiter Eingang läßt sich durch eine große herunterklappende Tür in einem Augenblick versperren, und von den Türpfosten aus laufen zwei lange Plankenzäune, die sich nach auswärts immer weiter voneinander entfernen. Nun nähert sich der große Kreis der Treiber der Herde immer mehr und scheucht sie unter Lärm und Geschrei in diese breite, immer enger werdende Gasse hinein, und da die Elefanten keinen anderen Weg frei finden, stürmen sie in die feste Umzäunung hinein, das Tor klappt hinter ihnen zu, und sie sind in der Falle gefangen. Zwar versuchen sie, die Umzäunung zu durchbrechen, aber sie ist zu stark, und die Treiber scheuchen sie von außen her immer wieder zurück.

Nun läßt man die Tiere achtundvierzig Stunden in Ruhe, und dann beginnt erst der gefährlichste und schwierigste Teil der Jagd. Die erfahrensten und geschicktesten Fänger reiten auf gut dressierten, zahmen Elefanten in das Gehege hinein; sie sind gewandt wie Katzen und bei aller Kühnheit doch sehr auf ihrer Hut. Die zahmen Elefanten sind mit Stricken versehen, an denen der Reiter sich festhalten und, wenn er angegriffen wird, hinabgleiten kann, und werden von ihrem Herrn mit einem kleinen eisernen Stachel vorwärts oder rückwärts, rechts oder links gelenkt. So nähert sich der Reiter einem der wilden Elefanten. Geht dieser zum Angriff über, dann ist gleich ein zweiter zahmer Elefant zur Stelle, der ihn mit seinen Stoßzähnen bearbeitet. Im rechten Augenblick wirft der Reiter seinem Opfer eine Schlinge um den Kopf, der zahme Elefant hilft mit seinem Rüssel die Schlinge richtig legen, und ihr anderes Ende wird um den Stamm eines Baumes geknüpft. Dann läßt sich der Reiter auf den Boden hinab und legt dem Tiere eine zweite und dritte Schlinge um die Hinterbeine.

Digitized

Nun ist es unschädlich gemacht und reißt und zieht vergeblich an seinen Banden. Andere Reiter haben unterdes ebenso seine wilden Vettern gefesselt.

Dann werden die Gefangenen einer nach dem anderen aus der Umzäunung hinausgeführt und im Wald an Bäume angebunden. Hier müssen sie sich erst längere Zeit an die Gesellschaft der Menschen und der zahmen Elefanten gewöhnen, und erst wenn Furcht und Wildheit gänzlich von ihnen gewichen sind, führt man sie in die Dörfer, wo sie dressiert werden, um im Dienst ihrer Herren zu arbeiten.

Es ist ein hübscher Anblick, die zahmen Elefanten bei ihrer Arbeit zu sehen. Sie tragen Bauholz und Warenballen auf den Landstraßen und sind überall, wo man großer Kraft bedarf, im Frieden und im Kriege, eine nützliche Hilfe.

Im grauen Altertum bestand ein indisches Kriegsheer aus vier Abteilungen: Elefanten, Streitwagen, Reiterei und Fußvolk. Das erste Mal, daß europäische Krieger Elefanten auf dem Schlachtfeld begegneten, war im Jahre 331 vor Christo, als Alexander der Große den König Darius bei Arbela besiegte; und als der Mazedonierkönig über den Indus gegangen war, hatte er im Jahre 327 am Ufer des Hydaspes einen harten Strauß mit den Kriegselefanten des Königs Porus zu bestehen, die dem feindlichen Fußvolk als sichere Deckung dienten. Aber die Mazedonier wußten sich zu helfen; sie zielten mit ihren Speeren und Streitäxten nach den Rüsseln und Fersen der Elefanten, und letztere gerieten vor Schmerz in solche Wut, daß sie alles ohne Unterschied zertraten, besonders die eigenen Leute des Porus, die zwischen ihnen eingekeilt waren und nicht entkommen konnten. Als Alexander nach seinen märchenhaften Siegen nach Babylon zurückkehrte, verlieh er seinem Einzug einen besonderen Glanz durch eine Reihe indischer Elefanten. Als Sinnbilder unbegrenzter Macht standen sie später stets angebunden um sein Zelt und seinen Thron, und als er gestorben war, gingen sie, reich mit goldenen Ketten und indischen Tüchern behangen, im Leichenzuge einher. Der Paradewagen, auf dem Alexanders Sarkophag nach Ägypten gebracht wurde, war mit Bildern indischer Elefanten verziert.

Im Jahre 1398 ging der große Tatarenkönig Timur der Lahme

Digitized by Google

über den Hindukuſch und ſtieß vor Dehli mit dem König von Hindoſtan zuſammen. Dieſer hatte in ſeinem Heer hundertundzwanzig mit Panzerhemden bekleidete Elefanten, an deren Stoßzähnen Säbel und vergiftete Speere befeſtigt waren; auf ihrem Rücken trugen ſie Türme mit Bogenſchützen. Aber Timur jagte ihnen Herden wilder Büffel mit brennenden Fackeln an den Hörnern entgegen, ſo daß die Elefanten ſcheu wurden, kehrt machten und die indiſchen Truppen in Verwirrung brachten. Als Timur nach Hauſe zurückkehrte, brachte er fünfundneunzig Elefanten mit, und dieſe ſchleppten die Ziegelſteine zum Bau ſeiner prachtvollen Grabmoſchee, deren melonenförmige Kuppel noch heute die Stadt Samarkand in Turkeſtan überragt.

Der Großmogul Dſchahangir beſaß nicht weniger als 12000 Elefanten, und als Nadir Schah im Jahre 1739 Dehli und den Pfauenthron eroberte, hatte ſein Heer gegen 2000 Elefanten zu kämpfen. Die erbeuteten Schätze ließ er auf 10000 Kamelen, 7000 Pferden und 500 Elefanten nach Perſien bringen, und zwölf der letzteren ſchenkte er dem Sultan in Konſtantinopel.

Auch in der Mythologie der Inder ſpielt der Elefant eine bedeutende Rolle. Nach der Vorſtellung der Hindus ruht die Welt auf den Rücken acht großer Elefanten, die den acht Himmelsrichtungen zugewandt ſind. Indra, der Gott der Luft und des Gewitters, wird auf einem Elefanten reitend abgebildet, und Ganeſcha, der Gott der Weisheit und Wiſſenſchaft, trägt einen Elefantenkopf.

So geht der Elefant durch die Weltgeſchichte und nimmt an den Kämpfen der Menſchen und an ihrer Arbeit teil. In unſeren Tagen dienen die Elefanten hauptſächlich dazu, den Glanz der indiſchen Fürſtenhöfe und der Nationalfeſte zu erhöhen. Indiens Maharadſchas ſind ſtets wohlverſehen mit Elefanten zur Tigerjagd und zum Reiten. Bei feſtlichen Gelegenheiten dürfen dieſe Paradetiere niemals fehlen, und alte, gutdreſſierte Elefanten, die ein vornehmes, königliches Benehmen zur Schau tragen, werden teuer bezahlt.

Mehrfach hatte ich Gelegenheit, als Gaſt indiſcher Fürſten Ausflüge auf dem Rücken ihrer Elefanten zu machen. Man erklettert ſie mit Hilfe einer Leiter und findet oben einen bequemen Sattel, der faſt einem Lehnſtuhl gleicht und mit Rückenlehne, Fußbrett und Sonnendach verſehen iſt. Doch bin ich auch ſchon ohne Sattel ge-

Digitized

ritten und hatte nichts weiter unter mir als eine dicke rote Friesdecke mit goldenen Borten und Quasten und einer Art Handgriff zum Festhalten. Der Führer sitzt auf dem Nacken des Reittieres und lenkt es mit einem eisernen Stachel nach Belieben.

Wenn indische Fürsten oder der Vizekönig selbst auf die Tigerjagd gehen, geschieht es stets mit einer großen Anzahl Elefanten. Diese bilden einen großen Kreis um den Dschungel, in dem der Tiger versteckt ist, und nähern sich immer mehr dem Mittelpunkt, bis sie schließlich wie eine dichte Mauer stehen. Gelingt es dem Tiger, durch eine Lücke der Kette zu entwischen, dann zerreißt er häufig einen der Treiber, die zu Fuß laufen. Aber dem Elefantenreiter wird er selten gefährlich, denn er zieht es vor, am Boden entlang zu schleichen, wenn er von allen Seiten gehetzt wird. Hat man ihn schließlich gezwungen, das Dickicht zu verlassen, dann fällt er unter den gut gezielten Schüssen der Jäger.

Als der jetzt verstorbene König von England 1903 zum Kaiser von Indien gekrönt wurde, fanden in Dehli große Festlichkeiten statt, an deren Vorbereitungen mehrere Jahre gearbeitet worden war. Ein förmlicher Wetteifer entbrannte unter den zahlreichen indischen Fürsten in der Entfaltung von Pracht und Reichtum. Vor Dehli wurde eine neue Feststadt aus kostbaren riesengroßen Zelten mit Wohnungen, Straßen und Marktplätzen aufgeführt, um nach wenigen Tagen wieder vom Erdboden zu verschwinden, und an dem Tage des Krönungsfestes schritt einer der glänzendsten Züge, die je die Welt gesehen, durch Dehlis Straßen. Voran ritten der Herzog von Connaught als Vertreter seines königlichen Bruders, der nicht selbst anwesend war, und der Vizekönig Lord Curzon mit seiner jungen, strahlenden Gemahlin auf hohen Elefanten; ihr Sattel glich einem goldenen Tempel mit einem Königsthron, und ihnen folgten alle regierenden Fürsten und Maharadschas Indiens in Gewändern aus kostbaren Goldbrokaten mit Edelsteinen übersät. Die großen würdevollen Elefanten, die ihre hohen Herren durch ein Gewühl von vielen hunderttausend Hindus und Mohammedanern trugen und über die Köpfe der Zuschauermassen hinweg und durch einen Wald von Lanzen hindurch wie große wandelnde Kolosse erschienen, erhöhten die imponierende Größe des Zuges gewaltig. Ihr Körper verschwand fast unter kostbaren, mit

Digitized by Google

Gold und Silber beladenen, buntgestickten Seidendecken, und allenthalben schaukelten goldene Ketten und Quasten; dreizipfelige Tücher hingen über ihre Stirn hernieder bis zu den vergoldeten oder mit metallenen Schuppenhülsen überzogenen Stoßzähnen. „Mit Indiens Schätzen reich beladen", mit Gold und Diamanten, Seidendecken aus Benares und Perlen von den Küsten Bahreins und Ceylons schritten sie mit einer Würde einher, als wüßten sie, wie unentbehrlich sie sind, wenn es gilt, einen unauslöschlichen Eindruck auf Indiens Völker zu machen. —

Der wilde Elefant soll hundertfünfzig Jahre alt werden, der zahme selten mehr als achtzig. Da man außerordentlich selten Skelette von Elefanten findet, glauben die Singhalesen in Ceylon, daß die Elefanten ihre Toten begraben. In einigen Gegenden hält man sie sogar für unsterblich. Wahrscheinlich aber sucht der alte Elefant, wenn er seinen Tod herannahen fühlt, eine schwer zugängliche Stelle im tiefsten Innern des Waldes oder am Rand eines Morastes auf, wo er sicher ist, ungestört aus dem Leben zu scheiden.

Wer die zahmen Elefanten in Indien gesehen hat, muß sie lieben und ihre Pflichttreue, Gutmütigkeit und Geduld bewundern. Wenn sie nicht arbeiten, stehen sie angepflockt auf dem Hof oder im Park unter dichtbelaubten Bäumen; ihre Wärter putzen sie, füttern sie und geleiten sie morgens und abends zur Tränke. Den einen Hinterfuß umschließt ein Eisenring, und dieser ist mit einer Kette an einem Pfahl befestigt; ganz blank ist dieser massive Pfahl, denn seit Jahrzehnten schon hat der Elefant seine dicke Haut daran gescheuert und ringsherum eine tiefe Rinne in den Boden getreten. Vielleicht ist sein jetziger Wärter ein Enkel des Mannes, der ihm einst die Freiheit raubte, oder ein alter Mann, der schon seinen Enkeln zeigt, wie zahme Elefanten behandelt werden müssen. Generationen hat so ein Elefant vorüberwandeln sehen. Ob er sich wohl noch der Zeit erinnert, da er in ungebundener Freiheit mit seiner Herde die großen dunklen Wälder durchwanderte und trotzigen Sinnes das Bambusrohr niedertrat, das ihm den Weg versperrte? Jetzt gehorcht er nachgiebigen Sinnes dem braunen Mann, dessen Brustkorb er mit einem Fußtritt zerquetschen könnte! Lauscht er wohl noch den Lockrufen seiner freien Vettern, wenn sie mit erhobenen Rüsseln trom-

Digitized by Google

petend durch die Dschungeln stürmen? Jetzt trägt er die Tracht eines Gefangenen und ist von anderen Gefangenen umgeben. Vielleicht sehnt er sich noch immer nach Wald und Freiheit zurück; vielleicht hofft er noch immer, dereinst wieder in Gesellschaft freier Stammverwandten frei die Sonne begrüßen zu können, wenn sie über einem freien Indien aufgeht.

44. Der König der Dschungeln.

Im Tiergarten zu Kalkutta geht ein gewaltiger Königstiger mit langen lautlosen Schritten hin und her. Sein Fell ist rotbraun, an den Seiten dunkel gestreift und am Bauche weiß. Seine Bewegungen sind bewunderungswürdig weich und biegsam, wie geschaffen zu schleichendem Überfall und Sprung. An den Wänden dreht er sich schnell und graziös um, springt dann und wann geschmeidig auf das Brett an der Innenwand und gleitet in seine Höhle hinein. Aber bald ist er wieder da, springt auf den Boden des Käfigs herunter und beginnt von neuem sein Hin- und Herwandeln. Vor seinem Käfig stehen außer mir einige kupferbraune Hindus und zwei weiße Misses aus Amerika, den Baedeker in der Hand. Aber der Tiger beachtet uns nicht. Seine gelben Augen, in denen ein verzehrendes Feuer funkelt, blicken über unsere Köpfe hinweg nach den Palmen und den Mangobäumen des Parkes. „Wenn ich nur dort wäre", denkt er, „wie leicht schliche ich im Dunkel der Nacht davon und zurück in die Dschungeln des Gangesdeltas!"

Auf einem Porzellanschild an dem Käfig steht: „Menschentöter. Dieser Tiger hat vierzig Menschen zerrissen." Schließlich aber geriet er in ein Netz oder in eine Grube, und nun ist der König der Dschungeln ein lebenslänglicher Gefangener. —

Nach ihrer Art zu jagen und ihrem Geschmack könnte man drei Arten Tiger unterscheiden: die eine lebt in den Dschungeln und Wäldern von Wild, die andere sucht sich zahmes Vieh als Beute, und die dritte ist nur mit Menschenfleisch zu sättigen! Die letztere Art ist ziemlich selten. Im allgemeinen gilt der Tiger als feig; wie die Tiere der Dschungeln ihn, so fürchtet er den Menschen.

Am verbreitetsten ist der Tiger, der in den Dschungeln Wildschweine, Hirsche und Antilopen jagt; er begnügt sich aber auch mit

Digitized by Google

kleineren Tieren und kann im Notfall lange Hunger ertragen. Alte Tiger sind schwerfälliger und halten sich aus Bequemlichkeit an zahmes Vieh. In einigen Gegenden holt sich der Viehtiger jede fünfte Nacht eine Kuh oder ein junges Rind und richtet dadurch natürlich großen Schaden an. Er ist stark genug, ein 180 Kilogramm schweres Tier mehrere hundert Schritte weit durch dichtes Buschholz zu schleppen, und sein Appetit ist erst nach etwa 30 Kilogramm Fleisch gestillt. Wenn der Tiger ein Stück Vieh geholt hat, schleppt er seine Beute in das dichteste Schilf und frißt sich satt. Während der Mahlzeit trinkt er auch gern einmal Wasser, und wenn er genug hat, geht er nochmals ans Wasser, wie um sich den Mund zu spülen. Dann versteckt er sich in einem weit entfernten tiefen und einsamen Dickicht. Hier legt er sich auf die Seite, streckt alle Viere von sich und schläft den Tag über, aber nicht so tief, daß ihn nicht das leiseste Knacken zwischen den Büschen oder im Schilf die Ohren spitzen ließe. Sein Gehör ist unglaublich scharf entwickelt; aus einer Entfernung von mehreren Metern hört er den Käfer auf einem Bambusblatt klettern, und er versteht alle fernen und nahen Töne des Dschungels richtig zu deuten. In seinem sicheren Versteck lauscht er dem Schritt des Viehs und dem Grasen der Schafe und hört in weiter Ferne den Hirten singen.

In der nächsten Nacht kommt er auf derselben Spur wieder zurück, um sich den Rest des Mahles zu holen; er benutzt immer vorhandene Hirtenpfade. Diese seine Gewohnheit kennen die Jäger, und wenn sie ihm möglichst gefahrlos zu Leibe gehen wollen, legen sie ihm eine große eiserne Falle in seinen Weg, die so konstruiert ist, daß spitze Eisenzähne oberhalb der Tatze zusammenklappen, sobald der Tiger in den Eisenring hineintritt.

Hat der Tiger nun ausgeschlafen, so erhebt er sich, krümmt Rücken und Schwanz wie eine Katze, dehnt und streckt sich, daß die Krallen der Vordertatzen sich in die Erde graben, und gähnt mit weit aufgerissenem Rachen und vorgestreckter straffer Zunge. Wenn er tief Atem holt, geht es wie ein dumpfes Brüllen durch den Wald. Er schüttelt die Erde ab, putzt sich mit der Zunge rein und leckt sich die groben, harten Schnurrhaare. Dann geht er leise und vorsichtig durch das Dickicht mit weit offenen Augen, die im Dunkeln wie grüne

Digitized by

Lichter leuchten. Die Schilfstengel zerknicken unter seinen Tatzen. Eine Nachteule schreit in einem Baum über ihm; ein Fuchs hört ihn kommen und steht sofort still, die eine Vordertatze noch erhoben.

Nun ist der Tiger aus dem Dickicht heraus und schleicht unter den Bäumen entlang. Manchmal bleibt er lauschend stehen und atmet so leise, daß man es nicht hören würde, auch wenn man ihm das Ohr an die Schnauze legte. Dann biegt er in den Pfad ein, der zu dem Rest seiner gestrigen Beute führt. Diesmal aber führt sein Weg in den Tod. Mit der linken Vordertatze tritt der Tiger mitten in den Fallenring, die Eisenzähne schlagen zusammen und dringen oberhalb der Tatze bis auf den Knochen ins Fleisch. Rasend vor Schrecken und Schmerz fährt die Bestie wie eine elastische Stahlfeder in die Höhe, aber sie kann die Tatze nicht nachziehen. Nun kauert sich der Tiger zusammen, denn er ahnt einen nahen Hinterhalt. Viele Male hatte er von seinen dunkeln Schlupfwinkeln vom Unterholz aus die Hirten mit ihren Herden wandern sehen, und er weiß, sie sind seine Feinde. Jetzt werden sie über ihn herfallen. Will er sein Leben retten, so muß er fort. Das Blut trieft von der Tatze herunter, er spannt alle seine Kräfte an — die Eisenzähne lassen nicht los, aber er kann die Falle mit sich schleppen. Er geht rückwärts und zieht sie nach. Die Tatze wird kalt, das Blut tropft langsamer und er leckt es mit der Zunge ab. Immer tiefer kriecht er ins Dickicht hinein, und hier liegt er stöhnend und winselnd, wenn die Sonne aufgeht.

Jetzt weiß der Jäger, daß sein Feind festsitzt, aber noch wagt er nicht ihm zu folgen. Das Tier ist auf alle Fälle dem Tode geweiht, denn es muß verhungern, weil das Eisen es hindert, sich Beute zu suchen. Die Spur des Tellereisens ist deutlich genug, und erst nach mehreren Tagen nähert sich der Jäger vorsichtig mit gespannter Flinte und zu Pferde, um flüchten zu können, wenn die Bestie ihre letzten Kräfte zum Sprunge sammelt. Bei seinem Herannahen richtet sich der erschöpfte Tiger auf; Muskeln und Haut um den geöffneten Rachen herum sind verzerrt, die Augen funkeln grün vor Haß, und er faucht drohend, denn er weiß, daß seine letzte Stunde gekommen ist. Dann hallen die Schüsse im Walde wider, und zu Tode getroffen sinkt er über dem Tellereisen zusammen. —

Digitized by Google

In Innerasien, wo ich den Spuren des Tigers am Lop-nor und am Tarim oft begegnet bin, ist er den Menschen nicht so gefährlich, aber in Indien gibt es Tiger, die meilenweit umher Tod und Schrecken verbreiten. Ein ausgewachsener Tiger ist, von der Nase bis zur Schwanzspitze gemessen, drei Meter lang. Der Menschentöter ist gewöhnlich eine Tigerin; vielleicht hat sie einmal ein Zufall auf diesen Geschmack gebracht oder es war ihr, als sie Junge hatte, die sie ungern allein ließ, bequemer, Hirten, Holzhauer, Landbriefträger usw. zu überfallen, noch lieber Kinder und Frauen, denn diese gehen unbewaffnet und fast nackt, und ihre Haut ist weicher. Wenn der Tiger einen Menschen angreift, schlägt er ihm die Eckzähne in die Gurgel, dreht ihm mit den Tatzen den Kopf um und bricht ihm so die Wirbelsäule. Beim Sprung stößt er einen kurzen, dumpfen, hustenartigen Laut aus, der dem wehrlosen Opfer das Blut in den Adern erstarren macht. Vor einigen Jahrzehnten erlegte man eine Tigerin, die 132 Menschen, Männer, Frauen und Kinder, gefressen hatte; eine andere zerriß 127! Im Jahre 1886 sind in Indien fast 1000 Menschen diesem wildesten und blutdürstigsten aller Raubtiere zum Opfer gefallen, und 1400 Tiger wurden von Menschen getötet. Ganze Dörfer werden verlassen, wenn sich in der Gegend ein Menschentöter niedergelassen hat, der sich zu bestimmten Zeiten ein Opfer holt. Man verlegt Wege und Fußpfade solch einer Bestie wegen und wagt sich nur stark bewaffnet und in großer Anzahl in den Wald. Die Bevölkerung solcher Dörfer schwebt dauernd in Todesangst. Wenn ein einzelner Jäger plötzlich zwischen den Grashalmen das gestreifte Untier auf der Lauer liegen sieht, hat er keine Zeit mehr, die Flinte zu erheben und zu zielen. Daher jagt man den Tiger lieber vom Rücken eines Elefanten aus, von dem man das Dickicht besser übersehen kann, trifft große Vorsichtsmaßregeln und bietet eine Menge Leute und Hunde auf. Eine gute Hilfe für den Jäger sind die Krähen und kleinen Vögel, die durch ängstliches Geschrei vor dem nahen Untier warnen. Die besten Späher aber sind die Affen, denn sie toben und schreien und schütteln die Zweige, wenn ein Tiger unter ihrem Baum hinschleicht.

Der kühnste Tigerjäger, dem ich je begegnet bin, war der englische General Gerard in Indien. Er wagte sich ganz allein mit

Digitized by

seiner Doppelflinte in die Dschungeln hinein, und Tigerjagd war sein Lieblingssport; er sprach davon, als sei sie die einfachste Sache auf der Welt. Er machte weite Reisen, um mit seiner Kugel eines dieser Raubtiere zu erlegen, das die Leute irgendeines Dorfes beunruhigte. Er pflegte den Tiger in seinen eigenen Schlupfwinkeln aufzusuchen und kroch im Notfall auf allen Vieren durch das Gestrüpp. Duckte sich der Tiger, seine Kräfte zum Sprung sammelnd, nieder, dann zielte er mit unglaublicher Kaltblütigkeit auf das Herz des Tieres, und nie verfehlte er sein Ziel, wenn er auch stets die zweite Patrone in Reserve hatte. Auf diesen kühnen und gefährlichen Jagdzügen hatte er allein 216 Tiger getötet.

Weit sicherer geht der Jäger natürlich, wenn er die List zu Hilfe ruft. Solch eine Jagd hat mir einmal ein Engländer beschrieben. Früh am Morgen hatte ein Tiger eine Kuh geholt, aber keine Zeit gehabt, sich satt zu fressen, und nachdem er seine Beute im Gebüsch verborgen hatte, ging er in sein Versteck, um am Tage zu schlafen. Es war daher sicher, daß er in der nächsten Nacht zurückkehren würde. Der Jäger band nun in der Nähe der toten Kuh einen Ochsen an einen Pfahl und verbarg sich zwischen den Zweigen eines den Pfahl überschattenden Baumes drei Meter hoch über dem Boden.

Um fünf Uhr nachmittags nahm er seinen Platz ein; die Sonne ging unter, die Dämmerung kam, und die Nacht brach herein. Aber der Mond verbreitete einiges Licht. Tiefe Stille herrschte überall, der Ochse stand schlafend da, und der Jäger wartete lautlos in seinem Versteck.

Da ertönte in der Ferne eine dumpfe, heisere Stimme; dann wurde es wieder still. Bald zeigte der Ochse die größte Unruhe, und auch der Jäger wagte kaum zu atmen, denn schon hatte er das Raubtier erblickt; einige Schritte entfernt saß es und starrte unverwandt nach dem Ochsen hin, der so weit zurückgewichen war, als der Strick es ihm erlaubte. Mehrere Minuten lang saß der Tiger so ganz unbeweglich, als ob er einen Hinterhalt wittere; es war so totenstill, daß er das Herz des Jägers und das des Ochsen schlagen hören mußte. Kein Blatt regte sich, der Mond schien jetzt klar, aber die stickigen Dünste der indischen Nacht lagen schwer über dem Erdboden. Der Jäger war in einer fieberhaften Aufregung.

Digitized by Google

Nun erhebt sich der Tiger und geht geräuschlos, wie er gekommen ist, auf den Ochsen zu. Da sein Opfer angebunden ist, spart er den Sprung. Jetzt ist er nur noch einen Fuß weit entfernt — da hebt der Jäger seine Doppelflinte und zielt. Das leise Geräusch genügt, um den Tiger zu warnen; wie von einem elektrischen Schlag getroffen, duckt er sich, richtet den Blick zum Baum empor und wäre sofort im Gebüsch verschwunden gewesen, hätte ihn nicht die erste Kugel schon niedergestreckt. Der gerettete Ochse aber

Tiger (tibetische Zeichnung).

begann einen wahnsinnigen Freudentanz um seinen Pfahl herum und sprang bei jeder Runde über den toten Räuber hinweg!

Die Eingeborenen wagen es sogar, den Tiger ohne Feuerwaffen zu hetzen. Sie führen zwei Meter lange Bambusspieße mit sich, die in eine zweischneidige Klinge auslaufen. In großer Zahl kreisen sie den Tiger ein und umringen das Dickicht, in das sie ihn getrieben haben. In den engen offenen Gängen sind Netze ausgespannt; hier und dort einen Ausweg suchend, verwickelt sich der Tiger darin. Dann eilen die Leute herbei und stoßen ihm ihre Waffen ins Herz.

Digitized by

Im nordöstlichen Asien wagen die Eingeborenen den Namen des Tigers gar nicht auszusprechen, denn er ist ihnen ein Gegenstand religiöser Verehrung; wenn jemand vom Tiger spricht, glauben sie, hört dieser es und wird sogleich da sein! Auf seiner Spur im Walde werden Opfergaben hingelegt. Wer einen Tiger tötet, wird, sagen die Tungusen, unter den Krallen eines Tigers sterben. In Siam und Korea ißt man sein Fleisch, um dadurch seiner wilden Kraft teilhaftig zu werden. Fürsten und reiche Leute auf Java veranstalten Kämpfe zwischen einem Büffelstier und einem Tiger, Schauspiele, die nicht weniger roh sind als die Stiergefechte Spaniens. Die beiden Kämpfer werden zusammen in einen großen Käfig gesperrt, und einer von beiden muß sein Leben lassen. Es kommt aber vor, daß die beiden Gegner, wenn der Tiger sich schon in die Ohren des Büffels festgebissen oder sich an seinem Halse eingekrallt und der Stier sich wieder von seinem Gegner befreit und ihn auf die Hörner genommen hat, des Kampfes müde sind und ablassen, als ob sie ein stillschweigendes Übereinkommen geschlossen hätten, sich nicht mehr durch rohe Menschen aufeinander hetzen zu lassen! —

Noch einer besonderen Art von Tigern sei hier gedacht, die in Tibet heimisch ist. Schon Marco Polo, der berühmteste Reisende des Mittelalters, berichtet von der Masse der Raubtiere, Tiger und Bären, die das Land überschwemmten, als die Mongolen es verheert hatten, und deren man sich nur durch das Anzünden mächtiger Bambusrohrfeuer erwehren könne. Die Bambusrohre, so erzählt er, zerplatzten mit so ungeheurem Knall, daß die Raubtiere entsetzt die Flucht ergriffen und selbst die Menschen in Ohnmacht fielen. Das mag der gute Marco Polo vor 630 Jahren wohl ein bißchen übertrieben haben, und heute ist das Raubzeug in Tibet nicht mehr allzu häufig. Weit unheimlicher sind dort die Tiger, die von den Tibetern an die Eingänge ihrer weißgetünchten, steinernen Häuser angemalt werden, um böse Geister zu bannen. Sie haben greuliche Krallen und reißen den Rachen auf, daß sie einen Ochsen mit Haut und Haar verschlingen könnten; und dabei sind sie x-beinig und überhaupt sehr merkwürdig, und oftmals kam es mir vor, als ob sich Karlchen Miesnick einmal nach Tibet hin verlaufen hätte!

Digitized by Google

45. Schlangen und Schlangenbändiger.

Von Kalkutta aus führt die Eisenbahn südwestwärts durch die indische Halbinsel. Aber ehe wir nach Bombay gelangen, unterbrechen wir die Reise in Haidarabad. In der Nähe dieser Stadt wohnt ein alter Freund von mir, ein englischer Oberst, in einem mit luftigen Veranden umgebenen Haus mitten in einem üppigen Park. Am Abend fragt er mich, ob ich lieber im Haus oder in einem mit Bretterfußboden versehenen Zelt im Park schlafen wolle, und als ich mich für das letztere entscheide, bittet er mich, vor dem Schlafengehen ja gründlich nachzusehen, ob sich nicht eine Kobra eingeschlichen oder gar in meinem Bett aufgerollt habe, denn im Park seien viele Brillenschlangen, und man könne nicht vorsichtig genug sein! Angenehme Nachbarschaft!

Die Kobra ist Indiens giftigste Schlange. Sie kommt dort überall ziemlich häufig vor; ebenso in Hinterindien, in Südchina, auf den Sundainseln und auf Ceylon. Sie ist bald gelblich mit einem Stich ins Bläuliche, bald braun und auf dem Bauche schmutzig weiß, und anderthalb Meter lang. Wenn sie gereizt wird, hebt sie den Vorderteil des Körpers wie einen Schwanenhals empor und breitet die acht vorderen Rippenpaare so weit aus, daß unterhalb des Kopfes eine schirmartige Anschwellung entsteht; auf deren Rückseite zeigt sich eine gelbe Zeichnung, die an eine Brille erinnert. Der übrige Körper ist zusammengerollt und verleiht ihr den nötigen Halt, wenn sie mit dem Oberleib hin und her schwankt, bereit, blitzschnell ihren giftigen Biß auszuteilen.

Die Kobra lebt überall, wo sie eine geschützte Höhle findet, in altem Gemäuer, Stein- und Holzhaufen, unter Baumwurzeln oder in abgestorbenen Baumstämmen, und sie meidet auch Menschenwohnungen nicht. Oft kann man sie schläfrig und regungslos zusammengerollt vor ihrer Höhle liegen sehen. Nähert man sich, dann gleitet sie lautlos und schnell in ihre Höhle hinein; wird sie angegriffen, dann verteidigt sie sich mit einer Waffe, die ebenso gefährlich ist wie ein geladener Revolver. Sie ist eine Tag- oder vielmehr Dämmerungsschlange, meidet aber Sonnenbrand und Hitze und geht erst nach Sonnenuntergang im dichten Gestrüpp der Dschungeln

Digitized by Google

auf die Jagd nach Eidechſen, Fröſchen, Vögeln, Mäuſen und anderen kleinen Tieren. Sie erklettert Bäume und ſchwimmt über große Bäche. Selbſt ein an der Küſte ankerndes Schiff iſt vor ihr nicht ſicher; ſie ſchwimmt hinaus und klettert an der Ankerkette in die Höhe. Das Weibchen legt zwanzig längliche Eier, ſo groß wie Taubeneier, aber mit weicher Schale. Männchen und Weibchen ſollen ſehr aneinander hängen; iſt eines von beiden getötet worden, zeigt ſich das andere bald darauf an derſelben Stelle.

Die Hindus ſehen in der Brillenſchlange einen Gott; viele würden ſich daher nie überwinden können, ſie zu töten. Kriecht die Schlange in eine Hütte hinein, dann ſetzt ihr der Beſitzer Milch hin und ſchützt ſie in jeder Weiſe, denn wo ſie gaſtfreundlich behandelt wird, bringt ſie, heißt es, Glück und Wohlſtand. Oft wird die Schlange dann faſt zahm, und wenn ſie merkt, daß man ſie in Frieden läßt, tut ſie ihrem Wirt auch nichts zuleide. Hat ſie aber doch einen Bewohner der Hütte durch ihren Biß getötet, dann wird ſie eingefangen, weit fortgetragen und wieder freigelaſſen. Denn tötet man ſie, dann muß der Gebiſſene auch ſterben. Ein Schlangenbändiger, der eine Kobra tötet, verliert auf immer ſeine Macht über die Schlangen. So iſt es begreiflich, daß ſich das Reptil über Gebühr vermehrt. Alljährlich ſterben in Indien etwa 20000 Menſchen an Schlangenbiſſen!

Das Gift der Kobra ſammelt ſich in Drüſen und wird durch die Giftzähne herausgepreßt, ſobald dieſe die Haut eines Menſchen oder Tieres durchdringen. Seine Wirkung iſt entſetzlich. Iſt ein größeres Blutgefäß getroffen, dann iſt ein ſchneller Tod unvermeidlich. Sonſt ſtirbt der Gebiſſene erſt nach mehreren Stunden, doch kann er durch ſofortige ärztliche Behandlung gerettet werden. Die Wirkung des Biſſes kann ſchwächer ſein, wenn die Schlange ſchon kurz vorher gebiſſen hat, das zweite Opfer wird vielleicht nur heftig erkranken, ein drittes von dem Gift kaum angegriffen werden; denn der Inhalt der Giftdrüſen erſchöpft ſich allmählich, ergänzt ſich aber auch wieder ſehr ſchnell. Ein von der Kobra Gebiſſener wird eiskalt und verliert alle Lebenszeichen; Atem und Puls ſind unmerkbar, Sehfähigkeit, Gefühl und Schlingvermögen ſchwinden. Iſt ſachkundige Hilfe zur Stelle, was in den Dſchungeln Indiens natürlich

Digitized by

nur selten der Fall ist, dann bleibt der Kranke etwa noch zehn Tage sehr matt; erst dann tritt langsam Besserung ein. Liegt er achtundvierzig Stunden wie tot da, ohne jedoch zu sterben, so kann man hoffen, daß der Körper die Wirkung des Giftes überwindet.

Zu den seltsamsten Menschen in Indien gehören die Schlangenbändiger, und man weiß noch immer nicht recht, was es mit ihnen auf sich hat. Einige sehen aus, als ob sie sich selber vor den Schlangen, die sie vorzeigen, fürchteten, andere behandeln diese Tiere mit unbeschreiblicher Todesverachtung. Einige Vorsichtige ziehen ihnen die Giftzähne aus, andere lassen sie ruhig sitzen, und dann kommt es auf ihre Gewandtheit und Schnelligkeit an, dem Biß der Schlange auszuweichen. Oft genug aber werden die Bändiger von ihren eigenen Schlangen getötet.

Man glaubte früher, der Schlangenbändiger locke durch die einschläfernden Töne seiner Flöte die Schlange aus den Schlupfwinkeln hervor und bringe sie dazu, nach seiner Pfeife zu tanzen. In Wirklichkeit ist der Vorgang viel einfacher. Wenn die Schlange sich aufrichtet und mit dem Oberleib hin und her schwankt, hält ihr der Bändiger einen harten Gegenstand hin, etwa einen Ziegelstein. Die Schlange beißt zu, tut sich aber nur selber weh. Hat sich das mehrmals wiederholt, dann unterläßt sie das Beißen. Der Bändiger kann nun mit der Hand über den Kopf der Schlange hinfahren ohne gebissen zu werden. Doch behält das Tier, immer noch gereizt, seine Verteidigungsstellung und wiegt den Oberkörper hin und her. Das sieht so aus, als ob es nach den Tönen der Flöte tanze.

Es gibt indessen auch unerschrockene Schlangenbändiger, die durch Musik und Handbewegungen eine gewisse Herrschaft über die Kobra auszuüben scheinen, als ob sie sie zu einer Art hypnotischen Schlafes zwängen. Der Bändiger läßt sich auf einem Hofe nieder, wo ihn die Schaulustigen in gebührender Entfernung umringen. Er stellt den runden, flachen Korb mit der Brillenschlange auf die Erde und nimmt den Deckel ab. Dann reizt er die Schlange, bis sie ihren Oberleib aufrichtet und ihren Brillenschirm aufspannt. Unausgesetzt spielt seine eine Hand auf der Flöte, mit der anderen macht er einschläfernde Bewegungen, bis die Schlange allmählich ruhig wird. Dann kann er mit ihrem Kopf über sein Gesicht hinfahren und seine

Digitized by Google

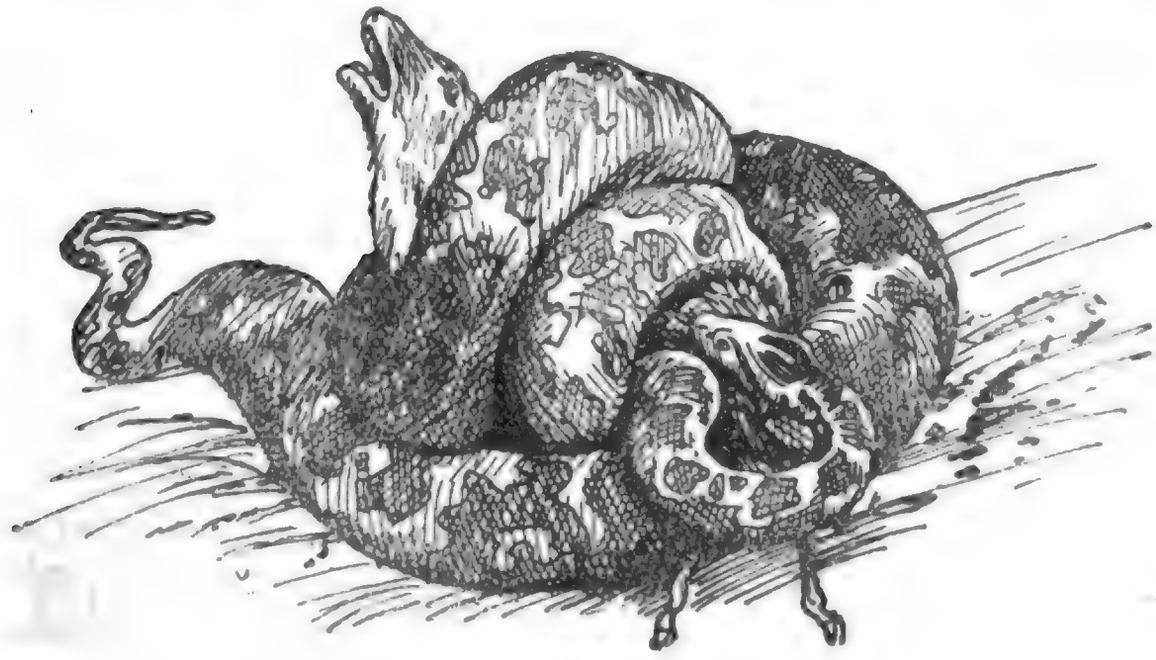
Lippen auf die Stirnschilder der Schlange drücken. Plötzlich weicht er dann mit blitzschneller Bewegung seitwärts aus, denn eben erwacht sie wieder aus ihrer Erstarrung. Die geringste Muskelspannung, schon der Augenausdruck der Kobra genügt, um den Bändiger erkennen zu lassen, wenn der gefährliche Augenblick da ist. Keine Sekunde darf der Bändiger den Blick von ihr lassen, und ebenso fixiert auch die Schlange ihn unausgesetzt; es ist wie ein Zweikampf, wo jeder Ausfall des Gegners den Tod bringen kann, wenn er nicht im rechten Augenblick pariert wird. Ein geschickter Schlangenbändiger soll mit einer eben eingefangenen Schlange ebenso leicht umgehen können wie mit einer schon gezähmten. Natürlich erfordert dieses Spiel großen Mut und stete Geistesgegenwart.

Auch die Geschicklichkeit der Schlangenbändiger beim Fang der Kobra wird vielfach bewundert. Doch ist das ein Taschenspielerkunststück, bei dem alles auf Fingerfertigkeit und Schnelligkeit ankommt. Der Schlangenfänger packt das Tier mit der bloßen linken Hand am Schwanz, die rechte läßt er blitzschnell am Leibe der Schlange hinaufgleiten und hält nun die Schlange zwischen Daumen und Zeigefinger wie in einem Schraubstock fest. Vermutlich ist der eigentliche Kniff dabei, daß er der Schlange mit der linken Hand ihren festen Halt raubt und Wellenbewegungen ausführt, welche die der Schlange aufheben. Die Schlangenbändiger gehen immer zu zweien oder mehreren auf Fang aus. Einer trägt die Heilmittel gegen den Schlangenbiß. Das gebissene Glied wird oberhalb der Wunde abgeschnürt und das Gift ausgesogen. Dann wird ein kleiner schwarzer Stein in der Größe einer Mandel auf die Wunde gelegt; er saugt ebenfalls Blut auf und wenigstens etwas auch von dem Gift. Er klebt an der Wunde fest und fällt erst ab, wenn er seine Arbeit getan hat.

Ein besonderes Schauspiel ist der Kampf zwischen einer Schlange und einem Mungo oder Rikki-Tikki. Der Mungo ist ein kleines Raubtier aus der Familie der Schleichkatzen und der Todfeind der Kobra. Er ist kaum so groß wie eine Katze und hat einen langgestreckten Körper. Solch einen Zweikampf sah ich einmal in einer indischen Stadt. Der Mann, der die Tiere mit sich führte, sicherte sich erst eine kleine Einnahme, da bei dem Zweikampf eines von beiden draufgehen mußte. Kaum war die Schlange aus ihrem Korb herausgekommen, als der

Digitized by Google

Mungo schon über sie herfiel; und nun begann ein Kampf in Wendungen und Sprüngen der beiden Gegner von solcher Schnelligkeit, daß er sich kaum mit den Augen verfolgen ließ. Die Kobra, die ganz genau wußte, daß es ums Leben ging, ließ ihren Gegner keinen Augenblick aus den Augen, und der Mungo wich ihrem Angriff stets mit größter Geschicklichkeit aus. Schließlich hatte sich die Schlange, soweit sie konnte, nach der einen Seite hingewandt und wollte nun den Kopf nach der anderen hinschwingen; da nahm der Mungo den Augenblick wahr und packte sie von hinten am Hals. Die Schlange



Pythonschlange.

ringelte und drehte sich, aber der Mungo ließ nicht los, und schließlich hing ihr Kopf nur noch an zwei dünnen Muskelsträngen. —

Außer der Kobra lebt in den Wäldern Ostasiens auch die Riesen- oder Pythonschlange. Sie ist hellbraun oder rotbraun, am Bauche weiß und hat auf dem Rücken dunkle Flecken. Die größte Art wird bis zu 8 Meter lang. Die allergrößten Exemplare können ein Hirschkalb auf einmal verschlingen; gewöhnlich begnügen sie sich aber mit kleineren Säugetieren oder Vögeln. Es soll vorgekommen sein, daß solch ein Reptil ein Kind verschlungen hat. Doch im allgemeinen geht die Pythonschlange nicht auf Menschen, wenn sie sich nicht gerade ihrer Haut wehren muß. Selbst ein ausgewachsener Mann ist ihr gegenüber unter allen Umständen verloren; sie besitzt ungeheure

Digitized by Google

Muskelkraft, kann ihre Muskeln so lange anspannen wie sie will und läßt ihr Opfer nicht eher los, als bis es aufgehört hat zu atmen.

Stundenlang liegt sie aufgerollt auf den Zweigen eines Mangobaumes und beobachtet die sich niederlassenden Vögel, oder auf der Erde und späht nach Beute. Hat sie in einiger Entfernung ein Kaninchen erblickt, dann läßt sie es nicht mehr aus den Augen, entrollt sich mit langsamen, weichen Bewegungen und kriecht vorwärts, die Rippen auf den Boden stützend. Die Zunge spielt leicht und beweglich aus ihrem Munde heraus. Das Opfer sitzt wie verzaubert da und sieht nur starr die Schlange an. Sobald sie in Greifweite ist, schnellt sie den Kopf blitzschnell nach vorn, öffnet den Rachen, umringelt die Beute und hat sie im nächsten Augenblick zwischen zwei Windungen ihres Leibes erdrückt. Sobald das erbeutete Tier tot ist, ringelt sich die Schlange wieder auf und fährt mit der Zunge darüber hin, als ob sie versuchen wolle, wo sie am besten mit dem Verspeisen beginne. Dann sperrt sie ihre Kiefer so weit auf wie nur möglich und fängt mit dem Kopfe des Opfers an. Nach und nach schiebt sie die Kiefer vorwärts und zwingt mit ihren nach innen gerichteten Zähnen die Beute in ihren Leib hinein. Der Unterkiefer wird so weit ausgedehnt, daß er wie ein Beutel aussieht. Die Speicheldrüsen entfalten die größte Tätigkeit, um das Fell oder die Federn glatt zu machen. Am schwersten ist das Verschlingen der Schulterblätter der Säugetiere und der Flügel der Vögel. Aber schließlich gleitet die ganze Portion doch hinunter, und man sieht es dem Schlangenleibe an, wie sie langsam in den Magen gelangt.

Die Pythonschlange ist in den meisten europäischen Tiersammlungen zu finden. In der Gefangenschaft liegt sie still und braucht zum Verdauen ihres Futters im Sommer acht Tage und im Winter einen Monat oder noch längere Zeit. Sie kann aber auch nach einer reichlichen Mahlzeit volle drei Monate ohne Fressen auskommen.

46. Eine Dampferfahrt auf dem Indischen Ozean.

Bombay ist eine Perle unter den Städten der Erde und der Schlüssel zu Indien. Hier landet man, wenn man mit dem Dampfer von Europa durch den Suëskanal nach Indien reist, und

Digitized by Google

von hier fährt man mit der Eisenbahn weiter. Im Hafen liegen unzählige Schiffe, die dort löschen oder Ladung einnehmen, denn Bombay ist eine reiche Handelsstadt von 300000 Einwohnern.

Hier begegnen wir zum letztenmal Mitgliedern der verschiedenen Völker und Religionen, die wir auf unserer bisherigen Reise im Innern des Landes kennengelernt haben, und noch etlichen andern mehr. Sogar die Brillenschlange und die Pythonschlange können wir hier wiedersehen — aber unter Glas. In Bombay lebt auch der letzte Rest eines ehemals großen und mächtigen Volkes. 6—700 Jahre vor Christi Geburt lebte ein weiser Mann namens Zoroaster und begründete die Religion, die ganz Persien und die daran grenzenden Länder umfaßt und in deren Zeichen Xerxes seine unübersehbaren Heerscharen gegen Griechenland führte. Als im Jahre 650 die kriegerischen Missionare des Islam Persien überschwemmten, flüchteten viele Tausende der Anhänger Zoroasters nach Indien. Und dieser Rest des Volkes lebt noch in Bombay und führt den Namen Parsi. Sie sind die eigentlichen Besitzer Bombays und beherrschen als kluge, betriebsame und reiche Kaufleute seinen Handel.

Zur Glaubenslehre der Parsi gehört grenzenlose Verehrung des Feuers, des Wassers und der Erde. Um die Erde durch Gräber nicht zu verunreinigen oder das Feuer durch Leichenverbrennung nicht zu schänden, haben die Parsi eine eigene Art der Bestattung. Auf einem hohen Hügel auf einer in das Meer vorspringenden Halbinsel erheben sich niedrige, runde Türme, die „die Türme des Schweigens" heißen. In einem dieser Türme wird die Leiche nackt und ohne Sarg niedergelegt, und innerhalb weniger Minuten ist von dem Toten nur noch das Gerippe übrig, denn in den nahen Bäumen horsten große Geier und machen gründliche Arbeit. Doch unter den Zypressen und den herrlichen Laubbäumen des Parkes, der die Türme des Schweigens umgibt, können die Angehörigen der Toten sich ihrem Kummer ungestört hingeben. Und prächtiger kann ein Begräbnisplatz nicht wohl gelegen sein: im Westen und Süden dehnt sich das unendliche Meer mit seinen stürmischen, vom Monsun aufgepeitschten Wellen, im Norden und Osten aber liegt Bombay, die Königin des Indischen Ozeans.

Wir schreiben nun den 14. Oktober 1908; es ist elf Uhr vormittags, und in zwei Stunden fährt der Dampfer „Dehli" von

Digitized by Google

Bombay nach dem äußersten Osten ab. Er ist 151 Meter lang, faßt 8000 Tonnen und befördert Reisende und Frachtgüter nach Schanghai. Er gehört einer großen, reichen Gesellschaft, der „Peninsular and Oriental", die von der englischen Postverwaltung einen jährlichen Zuschuß von mehr als fünf Millionen Mark erhält; dafür nimmt sie die Post nach den Küsten Asiens und Australiens mit. Von England nach dem Suëskanal bringen die Passagiere, aber von dort weiter ostwärts die Frachtgüter die Haupteinnahme. Jedes Schiff zahlt für die Durchfahrt durch den Suëskanal 40000 Mark, aber das ist noch immer viel billiger, als wenn, wie früher, die Schiffe um ganz Afrika herumfahren müßten.

Ehe man an Bord geht, muß man sich von einem Arzt untersuchen lassen, denn Bombay ist ein Hauptherd der Pest. Dann werden die starken Kabeltaue gelöst und die Schrauben beginnen sich zu drehen; eine Stunde dauert es, bis das Ungetüm langsam aus den Hafenmolen heraus ist, aber dann gleitet der Dampfer über die Meeresbucht zwischen unzähligen Schiffen der verschiedensten Flaggen hindurch, und hinter uns liegt Bombay mit seinen Häusern, Kirchen und Schornsteinen und seinem dichten Mastenwald.

Auf das oberste Deck der „Dehli" haben nur die Schiffsoffiziere Zutritt; hier ist die Kajüte mit dem Steuerrad und dem Kompaß und dahinter die des Kapitäns. Das mittelste Deck mit seinem schützenden Sonnendach steht den Reisenden zur Verfügung. Zu einem zehn Kilometer langen Morgenspaziergang muß man siebzigmal um dieses Deck herumgehen. Auf seiner geräumigen Fläche spielen die Engländer Kricket, und damit die Bälle nicht über Bord fliegen, sind Netze ausgespannt. Ein prachtvoller Salon enthält Schreibtische und Sofas, ja sogar ein Klavier, und nach dem Achterdeck zu liegt die Rauchkajüte, wo man nach dem Essen Kaffee trinkt. Auf dem untersten Deck liegen die Schlafkabinen, in denen es so heiß ist, daß man sich nicht zudecken mag.

Wenn ich am Morgen aufwache, drücke ich auf einen elektrischen Knopf. Ein englischer Aufwärter kommt, ruft meinen schwarzen Barbier und macht mir inzwischen in einer großen Porzellanwanne ein Bad aus Seewasser zurecht; nachher duscht man sich mit süßem Wasser ab und erhält dann sein erstes Frühstück, Tee, kleines Gebäck

Digitized by Google

und Bananen. Das zweite Frühstück wird gemeinschaftlich im großen Speisesaal eingenommen, der noch eine Treppe tiefer liegt. Hier versammeln sich um siebeneinhalb Uhr die Passagiere auch zum Diner, das von Portugiesen, einer Mischrasse aus der portugiesischen Besitzung Goa an Indiens Westküste, zubereitet und serviert wird.

Wir haben uns langsam von der Küste Indiens entfernt. Die Sonne versinkt schnell ins Meer, die Dämmerung ist kurz, und bald

Vorder- und Hinterindien.

glänzen nur die Dampferwellen weiß in dem elektrischen Lichtschein, der vom Schiffe ausströmt. Hier und da blitzen draußen in der Dunkelheit kleine Lichtpunkte auf, es sind Dampfer, die ebenfalls aus Bombay kommen oder dorthin gehen. Am folgenden Tag lassen wir Goa hinter uns und rechts die Inselgruppe der Lakkadiven. Die Küste ist noch immer in Sehweite, und vor uns zieht sich ein Sand- und Kiesgürtel entlang, über den die Meeresbrandung in mächtigen Wellen hinrollt. Der Himmel ist hellblau, leichte Wölkchen schweben

Digitized by Google

über der Küste, und die Segel eines Frachtschiffes glänzen wie die Flügel eines Riesenschwans. Um neun Uhr abends zeigt sich ein prachtvolles Farbenspiel: in blendendem, bläulichweißem Lichte, gleich dem Reflex des Blitzes in den Wolken, leuchten die Dampferwellen, als ob wir durch lauter Quecksilber hindurchführen, und wenn der Schein bleicher geworden und schließlich ganz erloschen ist, spannt der Mond seine flimmernde Silberbrücke über das Meer. Die Nacht ist still, man hört nur das einförmige, dumpfe Keuchen der Maschinen, und noch um ein Uhr wandre ich auf dem Deck umher, um die kühle Nachtluft zu genießen. Welch ein Hochgefühl der Freiheit, wenn man so lange in den weiten Wüsten Asiens umhergeirrt ist!

Am Morgen des 17. Oktober gleiten wir am Kap Komorin, der Südspitze Indiens, vorüber. Führen wir von dort aus südwärts, so gelangten wir nach anderthalb Tagen an den Äquator, und vor uns dehnten sich die gewaltigen Wasserwüsten der südlichen Halbkugel. Führen wir immer weiter in dieser Richtung, so erreichten wir schließlich zwei kleine, einsame Felseninseln, deren nackte Küsten von den Stürmen des Indischen Ozeans gepeitscht werden, Neu-Amsterdam und St. Paul. Dann aber würde der Teil des Südpolarfestlandes, der Wilhelms II. Namen trägt, unserer Fahrt eine Grenze setzen.

Statt dessen biegen wir jetzt nach Südosten ab und sehen mittags am Horizont die Insel Ceylon langsam aus dem Meer emporsteigen. Schon von ferne leuchtet das weiße Band der schäumenden Brandung, die besonders großartig im Sommer ist, denn dann weht dort monatelang ununterbrochen der heftige Wind, den man Südwestmonsun nennt. Er ist ein Segen für ganz Indien, denn er lockt aus der Erde Korn und Reis hervor, wovon dreihundert Millionen Menschen leben.

Hinter einem Wald von Dampfschloten, Segeln und Masten wird eine mächtige Reihe asiatischer und europäischer Häuser sichtbar. Es ist Colombo, die Hauptstadt Ceylons und ein Haupthafen aller Schiffe, die zwischen Europa und dem fernen Osten verkehren. Ruderboote kommen aus dem Hafen und befestigen die Kabel unseres Schiffes an gewaltigen, schwimmenden Bojen. Singhalesen und Hindus huschen die Treppen der „Dehli“ hinauf und stürzen sich auf das Gepäck der Reisenden; sie haben nur ein rosa oder weißes Zeugstück um die

Digitized by Google

Lenden gewickelt und ein Tuch oder einen Kamm auf dem Kopf. Eine Schaluppe bringt uns an Land. Auf den Straßen wimmelt es von kupferbraunen Menschen, Droschken, Straßenbahnen, Einspännern und kleinen zweirädrigen „Rikschas", die von halbnackten Männern gezogen werden. Zwischen ganzen Wäldern schlanker Kokospalmen wechseln Hütten der Eingeborenen mit den Häusern europäischer Beamten und Kaufleute.

Am nächsten Tag legt der Dampfer „Moldavia" neben der „Dehli" an; er bringt Reisende und Güter aus England, die nach Ostasien sollen und nun von uns aufgenommen werden, während die „Moldavia" ihre vierzehntägige Weiterreise nach Australien antritt. Die neuen Passagiere sind meist Beamte und Offiziere, die mit ihren Familien auf Urlaub in der Heimat gewesen sind und jetzt wieder zu ihren Wohnorten zurückkehren, aber auch Kaufleute und Vergnügungsreisende. Ein schwedischer Ingenieur ist darunter, der in Siam Telephonverbindungen einrichten will, und auch ein hübsches junges Mädchen, das nach Hongkong reist, wo sein Verlobter lebt und die Hochzeit der beiden stattfinden soll.

Nachdem alles fertig ist, spielt die Musikkapelle der „Moldavia" einen Marsch, und unter dem Hurrarufen der Besatzung fährt der Dampfer „Dehli" wieder in die offene See hinaus, wo von den siebzig neuen Passagieren mehrere Damen bald in ihre Kabinen verschwinden, obgleich das Schiff sehr unbedeutend in der Dünung rollt. Am Abend biegen wir am Südvorgebirge Ceylons nach Osten ab und schlagen nun einen Kurs ein, den wir bis an Sumatras Nordkap beibehalten. Bis dahin sind es noch 1650 Kilometer, also eine Reise von sechzig Stunden.

47. Quer durch Australien.

Während die „Dehli" ihre Fahrt fortsetzt, begleiten wir in Gedanken den Dampfer „Moldavia" auf seiner Fahrt nach Australien, dem kleinsten der fünf Weltteile, der südlich von den Sundainseln und dem Äquator die Wasserwüsten des Indischen und Stillen Ozeans voneinander trennt.

Im Innern und in den westlichen Gegenden Australiens gibt es Gebiete, die noch kein Europäer betreten hat, gewaltige Sand-

Digitized by Google

wüsten von größter Trockenheit, denn der Regen der Südostpassate fällt auf die Bergketten im Osten, wo denn auch die Flüsse strömen. Vor fünfzig Jahren wußte man über das innere Australien noch viel weniger als heute, und ein hoher Preis war für den Mutigen ausgesetzt worden, der als Erster Australien von Meer zu Meer durchqueren würde.

Nun kam eine große Expedition zustande. Die Kolonie Viktoria in Südaustralien rüstete sie aus, und große Geldsummen wurden dazu gespendet. Zum Leiter der Expedition wählte man Robert Burke, einen ebenso kühnen wie tüchtigen Mann; aber es fehlte ihm an Kaltblütigkeit und ruhigem, sicherem Urteil, Eigenschaften, ohne die man keine Karawane durch unbekannte, öde Länder führen kann. Man ließ aus Nordwestindien zwei Dutzend Kamele mit Treibern kommen und versorgte sich mit Lebensmitteln auf ein ganzes Jahr; und alle Zurüstungen waren bis ins kleinste so gut, wie sie sich für Geld nur beschaffen ließen. So ausgerüstet hätte man Australien Stück für Stück erobern können, und als die Gesellschaft aus Melbourne, der Hauptstadt Viktorias, aufbrach, war die ganze Stadt auf den Beinen. Waren auch viele nur herbeigeeilt, um sich die Kamele anzuschauen, weil man solche Tiere hier noch nie erblickt hatte, so erwarteten doch die meisten einen Triumph im Dienst der geographischen Forschung.

Burke war nicht allein. Er hatte etwa fünfzehn Europäer bei sich. Einige von ihnen waren Männer der Wissenschaft; sie sollten die Pflanzenwelt des Landes, die seltsamen Familien der Beuteltiere, die Eigenschaften des Grundgesteins, das Klima usw. untersuchen. Einer dieser Gelehrten hieß Wills. Andere waren Diener, die Pferde und Transport zu besorgen hatten.

Die Karawane brach am 20. August 1860 auf. Das war der erste Mißgriff, denn gerade dann beginnen Frühling und Dürre. Man wanderte indessen unerschrocken drauflos, überschritt den Murray, Australiens größten Fluß, und erreichte seinen Nebenfluß, den Darling. Dort wurde ein Standlager aufgeschlagen, und der größere Teil der Karawane blieb hier zurück. Burke, Wills und sechs andere Europäer zogen mit fünf Pferden und sechzehn Kamelen nach Nordwesten weiter und gelangten nach zwanzig Tagen an den Cooperfluß, der sich in den Eyresee ergießt.

Digitized by Google

Hier wurde ebenfalls ein Standlager aufgeschlagen, mehrere Ausflüge in die Umgegend gemacht und ein Bote nach dem Darling gesandt, um die dort Zurückgebliebenen schleunigst herbeizuholen. Aber der Bote mußte unterwegs zuviel Zeit vertrödelt haben, denn eine Woche nach der andern verging, ohne die Nachzügler zu bringen, und als sie auch gar nichts von sich hören ließen, beschloß Burke mit nur drei Begleitern, Wills und den beiden Dienern King und Gray, sechs Kamelen, zwei Pferden und Proviant auf zwei Monate direkt nordwärts zu gehen und den Weltteil bis an die Küste Queenslands am Carpentariagolf zu durchqueren. Die vier anderen sollten mit ihren Kamelen und Pferden bis zu Burkes Rückkehr an jenem Ort bleiben und ihn nur im äußersten Notfall verlassen.

Alles ging gut, aber das Land war langweilig und häßlich, die Natur ungleichmäßig und verwildert. Solange man noch am sandigen Bett des Cooperflusses hinzog, fanden sich genügend Wassertümpel. Im Schatten betrug die Temperatur 36 Grad, und wenn es bei Nacht einmal nur 23 Grad waren, so kam den Reisenden die Luft ordentlich kalt vor.

Nachher gingen sie von einem Flußbett zum andern und fanden in diesen kurzen Flüssen, die nur während der Regenzeit Wasser führen, gewöhnlich noch Tümpel im Schatten undurchdringlicher Dickichte, die der Grasbaum, der Buchsbaum und der Gummibaum oder Eukalyptus bildeten. Letztere gehörten jedoch nicht derselben Art an, wie der weltberühmte blaue Gummibaum, der in der Kolonie Viktoria und auf Tasmanien vorkommt. Man sieht ihn als fieberstillend an, denn er legt Moräste und ungesunde Sumpfgegenden trocken und wächst so schnell, daß er nach sieben Jahren zwanzig Meter hoch ist. Der Riesengummibaum ist aber noch merkwürdiger, denn er wird hundertundzwanzig Meter hoch, und eine andere Eukalyptusart soll sogar eine Höhe von hundertundfünfzig Metern erreichen.

Auch wüste Ebenen, Dünengürtel und Tonbodenstrecken, die von der Dürre rissig geworden waren, hatte die Expedition zu überschreiten, und mußte dabei ihre Lederschläuche mit Wasser gefüllt mitnehmen. Bisweilen erblickte sie Scharen wilder Tauben, die nordwärts flogen, und glaubte dann fest, bald Wasser zu finden, wenn sie der Richtung dieser Vögel folgte. An einigen Stellen hatte es

Digitized by

ſo ſtark geregnet, daß etwas Gras aufgeſproſſen war, an anderen aber ließen die Salzbüſche vor Trockenheit die Zweige hängen.

Trügeriſche Luftſpiegelungen führten die Reiſenden irre. Einmal raſte ein wütender Sturm durch Wald und Buſchholz. Das Tierleben war arm; in den wortkargen Aufzeichnungen der Expedition werden kaum andere Tiere namhaft gemacht als Holztauben, wilde Enten und Gänſe, Pelikane, Trappen, eine Unmenge Watvögel, Papageien, Schlangen, Fiſche und Ratten. Doch das Känguruh, dies ſonderbare, hüpfende und ſpringende Tier, das ſeine Jungen ſieben Monate lang in einer Hauttaſche am Bauche mit ſich herumträgt, und das Auſtralien ebenſo eigentümlich iſt, wie das Lama dem amerikaniſchen Süden, war nicht zu erblicken. Auch ſagen die Aufzeichnungen nichts von dem Dingo, dem wilden auſtraliſchen Hund, dem Schrecken der Schafherden.

Wohl aber ſahen die Teilnehmer an der Expedition die Auſtralneger, die mit Schilden, Speeren und Bumerangs, aber mit weiter nichts bekleidet waren. Dieſe nackten, tiefſtehenden Wilden gaben ihnen im Austauſch gegen Glasperlen, Zeugſtreifen und andere Kleinigkeiten manchmal Fiſche. Sie kletterten wie Affen auf den Bäumen umher, wenn ſie auf die Tiere des Waldes Jagd machten; aber ſowie ſie die Kamele erblickten, ergriffen ſie die Flucht. Noch nie hatten ſie derartige Känguruhs geſehen, die vorn und hinten gleich lange Beine hatten und noch obendrein buckelig waren!

Nachdem die Engländer eine hügelige Gegend durchzogen hatten, waren ſie nicht mehr weit von der Küſte entfernt. Von einem letzten Lagerplatz aus gingen Burke und Wills zu Fuß durch Sümpfe und Wälder, deren Hauptbeſtandteil Palmen und Mangobäume waren, aber das Waſſer des Carpentariagolfs ſollten ſie trotzdem nicht zu Geſicht bekommen! Der Wald verdeckte es, und ſein Sumpfboden machte es ihnen unmöglich, hinzugelangen, obgleich ſie ihm ſchon ganz nahe waren.

Burke hatte ſein Ziel erreicht, er hatte Auſtralien durchquert. Aber ſeine Heldentat ſollte keinem Nutzen oder Freude bringen, am allerwenigſten ihm ſelber!

Der Rückzug wurde eine Kette von Unglücksfällen, die traurigſte Reiſe, die wohl je in unſerm fünften Weltteil unternommen wurde.

Digitized by Google

Der Aufbruch nach Süden wurde mit Blitz, Donner und Regengüssen gefeiert. Die Blitze zuckten so dicht, daß Palmen und Gummibäume mitten in der Nacht ebenso hell beleuchtet wurden wie am lichten Tage. Der Boden verwandelte sich in einen einzigen großen Morast. Um die Kamele zu schonen, hatte man kein Zelt mitgenommen. Alles wurde naß, die Ausdünstung des Körpers wurde gehemmt, und das machte schlaff. Und als der Regen aufgehört hatte, kam wieder die Dürre mit erstickender Hitze, in der man sich nach der Nacht wie nach seinem besten Freunde sehnt.

Ein ausgemergeltes Pferd wurde zurückgelassen. Dann töteten die Wanderer eine acht Fuß lange Schlange und verzehrten, nach dem Vorbild der Wilden, ihr Fleisch, erkrankten aber daran. Als sie einmal in einer Talschlucht in einer Höhle lagerten, kam wieder ein Sturzregen, der das ganze Tal anfüllte und nicht nur ihr Lager, sondern auch sie selber fortzuschwemmen drohte. Moskitos quälten sie sehr, und manchmal mußten sie einen ganzen Tag warten, weil der Boden durch Regengüsse in Schlamm verwandelt war.

Als der Diener Gray aus ihrem zusammenschrumpfenden Vorrat Milch stahl, erhielt er Prügel. Ein Kamel mußte geschlachtet werden, um sein Fleisch herzugeben. Ein elendes Pferd wanderte denselben Weg. Wasser fand sich zur Genüge. Gray erkrankte und starb.

Am 21. April waren die drei Männer in Sehweite des Standlagers, wo ihre Kameraden, dem Befehl nach, ihre Rückkehr abwarten sollten. Burke glaubte sie schon aus der Ferne zu sehen. Wie sehnten sie sich dorthin! Dort gab es ja alles, was sie entbehrten, und dort waren sie vor der Hungersnot gerettet, der schon einer der Vier zum Opfer gefallen war.

Doch der Platz war leer! Keine menschliche Seele war zu sehen. In dem Stamm eines Baumes standen nur die eingeschnittenen Worte: Grabt. 21. April. Sie gruben unter dem Baum nach und fanden einen Brief, der ihnen sagte, ihre Kameraden hätten den Ort am selben Tag, vor nur wenigen Stunden, verlassen! Glücklicherweise fanden sie auch einen Vorrat an Mehl, Reis, Zucker und Dörrfleisch, der zur Reise nach der englischen Station hinunter genügte. Aber wo waren die Kleidungsstücke, um die schlechten Lumpen, die kaum noch auf dem Leibe zusammenhingen, zu ersetzen? Nach

Digitized by Google

viermonatigem, unaufhaltſamem Marſch und beſtändigen Entbehrungen waren alle ſo erſchöpft, daß ihnen jeder Schritt eine Anſtrengung erſchien, und nun kamen ſie ins Standlager, um dort zu erfahren, daß ihre Kameraden am ſelben Tage abgezogen und ihrer Pflicht untreu geworden waren! Grauſamer konnte das Schickſal ſie nicht behandeln. —

Burke fragte Wills und King, ob ſie ſich zutrauten, die Kameraden noch einzuholen, aber beide verneinten. Ihre zwei letzten Kamele waren ſchon ganz kraftlos, während die der anderen ſich, wie der Brief ausſagte, noch bei guten Kräften befanden. Ein kluger Menſch würde es auf alle Fälle verſucht haben, ſie einzuholen, oder wäre zum wenigſten ihrer Spur gefolgt! Das wollten Wills und King auch tun. Aber Burke ſchlug einen weſtlicheren Weg vor, der ihm ſicherer und beſſer erſchien, und der ſie nach der Stadt Adelaide in Südauſtralien bringen würde. Er führt an dem „hoffnungsloſen Berge" vorbei, ein unheilverkündender Name.

Zuerſt ging auch alles gut, ſie hatten noch Mehl und Reis und erhielten von den Eingeborenen Fiſche und „Nardo", eine Art gemahlenen Kleeſamens, ſogar Ratten, die unzerlegt mit Haut und Haar auf glühenden Kohlen gebraten waren und ziemlich gut ſchmeckten. Ein Kamel ſtürzte, das andere weigerte ſich bald, weiterzugehen. Man nahm einen Vorrat von ſeinem Fleiſche mit. Doch die Lebensmittel gingen zu Ende, und, was noch ſchlimmer war, auf dem Weg zum „hoffnungsloſen Berge" hörte das Waſſer ganz auf.

Da beſchloſſen ſie umzukehren und wieder nach dem verlaſſenen Standlager zu gehen! Auf dem Wege dorthin friſteten ſie ihr Leben mit den Fiſchen, die ſie gelegentlich von den Eingeborenen erhielten. Sonſt hatten ſie nichts weiter als Nardoſamen, den ſie auf den Kleefeldern ſammelten. Halbtot vor Hunger und Erſchöpfung erreichten ſie das Standlager. —

Die Mittwinterzeit, Ende Juni, war herangekommen, und die Nächte waren kalt. Es wurde beſchloſſen, daß Burke und King ſich auf die Suche nach Eingeborenen begeben ſollten. Wills war nicht mehr imſtande, ſie zu begleiten, behielt aber einen kleinen Waſſer- und Samenvorrat.

Nachdem ſie zwei Tage lang ſchleppenden Schrittes umherge-

Digitized by Google

wandert waren, konnte Burke nicht weiter. King schoß eine Krähe, die sie verzehrten, aber Burkes Kräfte waren gänzlich erschöpft. Eines Abends sagte er zu seinem Diener: „Ich hoffe, daß Sie bei mir bleiben werden, bis ich wirklich tot bin . . . . . Dann lassen Sie mich nur liegen, ohne mich zu begraben." Am folgenden Morgen war er tot. —

Nun eilte King zu Wills zurück und fand auch ihn tot. Die letzten Worte, die er vier Tage vorher in sein Tagebuch geschrieben hatte, waren: „Kann höchstens noch vier bis fünf Tage leben, wenn es warm wird. Puls 48 Schläge, sehr schwach."

Als die Reisenden gar nichts von sich hören ließen, fürchtete man das Schlimmste; aus Melbourne, Adelaide und Brisbane wurden Entsatzexpeditionen abgesandt, auch in Sydney und anderen Städten beunruhigte man sich sehr um das Schicksal Burkes. Schließlich stieß man auf King, der das Vertrauen der Eingeborenen gewonnen hatte, seit zwei Monaten bei ihnen wohnte und ihre Lebensweise angenommen hatte. Er war nicht wiederzuerkennen und halb verrückt, erholte sich aber bei der sorgfältigen Pflege, die ihm zuteil wurde, schnell wieder. Die beiden Toten wurden begraben, Burke in die englische Flagge eingehüllt. Später brachte man ihre Asche nach Melbourne, wo auf ihrem Grab ein stattliches Denkmal errichtet wurde. Dieses Denkmal ist so gut wie alles, was von einer Expedition übriggeblieben ist, die mit so sonnigen Hoffnungen aufbrach und am Fuß des „hoffnungslosen Berges" scheiterte. —

48. Die Sundainseln.

Am Morgen des 21. Oktober richten sich alle Ferngläser nach Osten. Zwei kleine, steile Inseln tauchen im weißen Kranz ihrer Brandung auf dem Meere auf, und hinter ihnen werden noch andere Inseln sichtbar, deren Wälder im ewigen Sommer der heißen Zone grünen. Bald fahren wir inmitten wirklicher Schären.

Asien ist das größte Festland der Erde. Mit seinen Gliedern Europa, Afrika und Australien hängt es mehr oder weniger zusammen und bildet die Festlandmasse der östlichen Halbkugel, während Amerika der westlichen Halbkugel angehört. Europa ist mit Asien so eng verbunden, daß man es eine Halbinsel Asiens nennen könnte.

Digitized by Google

Afrika hängt mit Asien durch die 110 Kilometer breite Landenge zusammen, die seit 1869 der Suëskanal durchschneidet. Australien dagegen liegt als gewaltige Insel im Südosten frei für sich; das einzige Band, das es mit Asien verbindet, sind die beiden Reihen großer und unzähliger kleiner Inseln, die sich zwischen beiden Erdteilen aus dem Meer erheben. Die westliche Inselkette sind die Sundainseln, die östliche die Philippinen und Neuguinea. Sumatra ist gewissermaßen das erste Ponton der gewaltigen Brücke, die sich vom südlichsten Zipfel Hinterindiens, der Malaiischen Halbinsel, nach Südosten hinzieht. Das nächste Ponton ist Java, und ihm folgt weiter nach Osten eine Reihe mittelgroßer Inseln. Nördlich von dieser Brücke liegen noch die zwei andern großen Sundainseln, Borneo und Celebes.

Die Tier- und Pflanzenwelt dieser Inseln ist ungeheuer reich. In den Wäldern leben Elefanten, Nashorne und Tapire, im Dickicht lauern Tiger und Panther, und in der Tiefe der Urwälder hausen Affen der verschiedensten Art. Der größte unter ihnen ist der Orang-Utan; er wird bis zu anderthalb Meter groß, ist sehr stark, wild und gefährlich und lebt fast immer auf Bäumen. Auf den Sundainseln baut man Zuckerrohr, Kaffee, Tee, Reis und Tabak; hier gedeihen Gewürze und Kokospalmen und der Baum, dessen Rinde das fieberstillende Mittel Chinin schenkt. Und dieses Mittel braucht man auf den Sundainseln am nötigsten, denn in den tiefliegenden Küstengegenden herrschen überall Fieber. Doch wenn man ins Hochland hinaufgeht, 12—1500 Meter über dem Meer zwischen den Bergen, die das Innere der Inseln bedecken, dann findet man ein gutes, gesundes Klima.

Mitten durch Sumatra und Borneo geht der Äquator, und daher herrscht auf diesen Inseln immerwährender Sommer mit starker, feuchter Wärme. Die einzigen Jahreszeiten, von denen man hier sprechen kann, sind die Zeiten des Regens und der Trockenheit, und die Sundainseln gehören zu den regenreichsten Gegenden der Erde. Die Bevölkerung besteht aus Malaien. Sie sind Heiden, aber längs der Küsten hat der Mohammedanismus großen Einfluß gewonnen. Die wilden Stämme im Innern glauben blind an Geister; alle leblosen Gegenstände sind nach ihrer Ansicht von Geistern beseelt, und

Digitized by Google

die Seelen der Toten nehmen an den Freuden und Leiden der Lebenden teil. Es gibt hier noch Stämme, die mit Menschenopfern die Geister versöhnen.

Sumatra, dessen Küste jetzt auf der rechten Seite hinter uns zurückbleibt, ist so groß wie Schweden, aber um ein Drittel weniger bevölkert. Borneo, nach Neuguinea die größte Insel der Erde, entspricht an Größe der ganzen Skandinavischen Halbinsel. Java, eines der schönsten und reichsten Länder, ist nur ein Viertel so groß wie Schweden, aber seine Bevölkerungsziffer ist fast fünfmal so hoch. Die Sundainseln stehen unter Hollands Herrschaft; nur der nordwestliche Teil Borneos gehört England.

In der Meerenge zwischen Sumatra und Java liegt eine ganz kleine vulkanische Insel, Krakatau, die im Sommer 1883 der Schauplatz eines der furchtbarsten Naturereignisse war, die sich in geschichtlicher Zeit zugetragen haben. Die Insel war unbewohnt und wurde nur manchmal von Fischern aus Sumatra besucht. Aber wenn sie auch bewohnt gewesen wäre — keiner von ihren Einwohnern hätte erzählen können, was sich zugetragen hat. Denn sogar auf zwei anderen, einige Meilen entfernten Inseln wurde die ganze Bevölkerung bis auf den letzten Mann vernichtet. Am 26. August begann der Ausbruch des Vulkans, und solche Aschenmengen regneten hernieder, daß sie auf dem Deck einiger Schiffe, die in ziemlich großer Entfernung an der Insel vorüberfuhren, meterhohe Schichten bildeten! Es blitzte und donnerte, das Meer war aufgewühlt, und zahlreiche Schiffe und Boote gingen unter oder wurden aufs Land geworfen. Am zweiten Tag stürzte die Insel zusammen und wurde vom Meer verschlungen; nur noch einige Teile davon sind zu sehen. Und dieser Zusammenbruch rührte eine Sturzwelle auf, die, 30 Meter hoch, auf die benachbarten Küsten Sumatras und Javas losrauschte, Städte und Dörfer wegspülte, Wälder und Eisenbahnlinien vernichtete und sich bis an die Küsten Afrikas und Amerikas fortwälzte. Man konnte genau berechnen, mit welcher Geschwindigkeit sie sich über das Meer hingewälzt hatte. Das Getöse beim Ausbruch des Vulkans war auf Ceylon und in Australien, ja noch in einer Entfernung von 3400 Kilometern zu hören; man hätte es also durch ganz Europa und noch eine Strecke weiter gehört, wenn es sich in Wien erhoben hätte.

Digitized by Google

Die Asche, die der Vulkan auswarf, bedeckte ein Gebiet, das so groß war wie die ganze Skandinavische Halbinsel, und 40000 Menschen sind dabei umgekommen.

49. Über Singapur in das Südchinesische Meer.

Die „Dehli" steuert gerade auf Penang, eine Stadt an der Küste der Malaiischen Halbinsel, los. Ein paar Haifische folgen uns eine Weile auf der Backbordseite, und man schaudert bei dem Gedanken an das Schicksal dessen, der gerade jetzt das Unglück hätte, über Bord zu fallen. Der Hai würde sich dann auf den Rücken legen, pfeilschnell aufwärts schießen bis dicht unter die Oberfläche, seine Beute von unten packen und sie mit seinen messerscharfen Zähnen mittendurchbeißen. Um so unschädlicher sind die fliegenden Fische, die allenthalben in großen Schwärmen spielen; sie springen aus dem Wasser und fliegen eine Strecke weit vermittelst ihrer flügelähnlich ausgespannten Flossen.

Nun zeigt sich Land, und alle Briefschreiber beeilen sich, ihre Postsendungen fertig zu machen. Wir gleiten in einen prächtigen Sund hinein, die Anker rasseln vor Penang auf den Grund, und ein Schwarm von Booten umgibt uns, um die Passagiere hinüberzubringen. Der Kapitän beschafft ein Automobil, und mit ihm und einem anderen Reisenden besuche ich den Botanischen Garten. Die Hauptstraße mit ihren großen Häusern, Hotels, Banken, Klublokalen und Kaufhäusern bietet das gleiche Bild wie alle Hafenstädte der südöstlichen Küste Asiens. Die kleinen, einsitzigen Rikschas zieht hier ein Chinese in losem, blauem Kittel, mit bloßen Füßen und einem spitzen Strohhut auf dem Kopf. In rasender Fahrt geht es auf den vorzüglichen Wegen zwischen den Palmen hin zu dem Botanischen Garten, der wirklich prächtig ist. Er enthält Bäume und Pflanzen aus Indien, von den Sundainseln und aus Australien, und alles ist mit englischen und lateinischen Aufschriften versehen. In den Bäumen klettern flink und gewandt Affen herum oder sitzen und schaukeln sich auf den Zweigen, und große Wasserfälle stürzen schäumend die steilen Bergwände herab, die rings die dichte, üppige Vegetation umgeben.

Digitized by Google

Mit Einbruch der Dunkelheit überraſcht uns ein ſtarker Platzregen, und in wenigen Augenblicken ſtehen alle Wege unter Waſſer. Der Regen fällt in Strömen, ſo dicht wie das Gras auf einer Wieſe, und naß bis auf die Haut kommen wir wieder an unſerem Schiffe an. Mit am Leibe klebenden Kleidern klettere ich geſchwind die Strickleiter hinauf, um in der Kabine ein wohltuendes Bad zu nehmen und mich von Kopf bis zu Füßen trocken anzuziehen. Dann verſammeln wir uns wieder am Mittagstiſch, wo ſich eine fröhliche Unterhaltung entſpinnt.

Inzwiſchen bewegt ſich der Dampfer wieder in die Nacht hinaus, und der Regen praſſelt auf ſeine Dächer und gegen ſeine Seiten. Bis Singapur ſind es noch dreißig Stunden, und die Fahrt geht nahe an der Küſte des Feſtlandes vorbei. Ganz unerwartet taucht einige Meilen vom Lande ein Leuchtturm in der Dunkelheit auf. Hier wohnt ein einzelner Wächter, der jeden zweiten Monat auf Urlaub geht, um ſein trübſeliges, einſames Leben ertragen zu können. Die ganze Nacht hindurch regnet es, und am Tag iſt die Hitze keineswegs groß, obgleich wir ſo nahe am Äquator ſchwimmen. In der nächſten Nacht laſſen wir die Stadt Malakka hinter uns zurück; eine Reihe Küſtenleuchttürme blinkt in der Dunkelheit, und die Laternen anderer Dampfer funkeln wie rote und grüne Augen.

Am 24. Oktober legt der Dampfer in Singapur an. Es iſt die Hauptſtadt dieſes Teils der Malaiiſchen Halbinſel, die unter engliſcher Herrſchaft ſteht, und hat 200000 Einwohner, von denen die meiſten Chineſen, die übrigen Malaien, Inder und Europäer ſind. Alle Schiffe nach und aus dem fernen Oſten laufen Singapur an, und hier iſt auch der Hauptſtapelplatz des Handels der Sundainſeln. Die reichſten Zinnbergwerke der Erde ſind auf der Malaiiſchen Halbinſel. Singapur liegt nur einen Breitengrad nördlich vom Äquator, und zwiſchen Winter und Sommer beträgt der Wärmeunterſchied nur zwei Grad; aber es regnet hier faſt täglich.

Als der Dampfer ſeine Fahrt am Nachmittag fortſetzt, umringt ihn ein Schwarm kleiner, leichter Kähne, deren Ruderer nackte, kupferbraune Malaienknaben ſind; die Jungen ſchwimmen wie Fiſche, tauchen wie Ottern, ſind unglaublich gelenkig und rudern ihre Kähne mit ebenſoviel Anmut wie Geſchicklichkeit. Sie ſtrecken ihre Hände

Digitized by Google

zu uns empor — wir verstehen dieses Zeichen und werfen eine Silbermünze in das klargrüne Wasser hinab. Plautz! springen die Buben kopfüber nach und tauchen bis auf den Grund, und wenn sie wieder an die Oberfläche kommen, zeigt der glückliche Finder das erhaschte Geldstück. Die Kähne bleiben unterdes sich selbst überlassen und sind mit der starken Strömung in der Meerenge zwischen Singapur und den Inseln abgetrieben. Doch im Handumdrehen schwimmen die Jungen ihnen nach und klettern mit großer Geschicklichkeit wieder hinein, ohne daß ein Boot kentert. Neue Münzen fallen über Bord, und unermüdlich wetteifern die kleinen Hydrioten, sie aufzufangen, möglichst bevor sie den Grund erreichen. Als wir schneller zu fahren beginnen, halten sie sich an den Seiten des Dampfers fest; wenn es aber dann zu geschwind geht, läßt einer nach dem andern los und kehrt mit dem Verdienst, den er sich glücklich ertaucht hat, wieder in den Hafen zurück.

Die Sonne geht gerade hinter den Häusermassen, Türmen und Schornsteinen Singapurs unter. Das Blinkfeuer eines Leuchtturms kämpft mit dem fliehenden Tageslicht und bleibt Sieger. Eine Menge Dschonken mit braunen Segeln bewegt sich langsam auf dem blanken, spiegelglatten Wasser dahin. Dunkel und scharf hebt sich die Silhouette Singapurs auf dem erlöschenden Licht des westlichen Himmels ab; der Sund erweitert sich wieder, aber solange die Dämmerung dauert, sind Land und Inseln noch sichtbar. Dann biegen wir nach Nordosten ab, entfernen uns vom Äquator und steuern in das Chinesische Meer hinein. Wir haben jetzt die südlichste Spitze des festländischen Asiens umfahren.

Nach zwei Tagen haben wir Kotschinchina, Saigon und das Mekongdelta hinter uns, und sobald wir am 27. Oktober mit dem von Nordosten kommenden Meeresstrom, der sich an den Küsten Annams entlangzieht, in Berührung kommen, sinkt die Temperatur um einige Grad; das Wetter wird frischer und angenehmer. Die Jahreszeit des nordöstlichen Monsuns hat gerade angefangen, und je weiter wir nach Norden kommen, desto heftiger weht es uns entgegen. Nun haben wir zwischen zwei Wegen die Wahl: entweder auf offener See bleiben, wo Wind und Seegang uns entgegen sind, oder an der Küste entlang fahren, wo jener Meeresstrom die Fahrt

Digitized by Google

ebenso stark behindert. Wie man sich auch entscheidet, das Schiff verliert immer ein paar Knoten in der Schnelligkeit. Unser Kapitän hat sich für die Fahrt an der Küste entlang entschlossen.

Der Ostteil der Hinterindischen Halbinsel besteht aus den französischen Besitzungen Kambodscha, Kotschinchina, Annam und Tongking. In Hanoi, der Hauptstadt Tongkings, ist der Sitz des Generalgouverneurs über das ganze Indochina. Die wichtigste Stadt im Süden ist Saigon im Deltaland des Mekong, das jedes Jahr durch die gewaltigen Schlammassen, die der große Fluß mitschwemmt, größer wird. Fast ein Drittel der hinterindischen Halbinsel nimmt das Königreich Siam ein, das zwischen dem Unterlauf der beiden Flüsse Mekong und Saluën gelegen ist, die beide im östlichen Tibet entspringen. Es hat nur sieben Millionen Einwohner verschiedener Volksarten, Siamesen, Chinesen, Malaien und Laosvölker. Der König von Siam ist Selbstherrscher, besitzt allen Grund und Boden und entscheidet über Leben und Tod seiner Untertanen. Seine Hauptstadt Bangkok zählt eine halbe Million Einwohner und wird von zahlreichen Kanälen durchschnitten; auf diesen lebt ein großer Teil der Bevölkerung in schwimmenden Häusern. Bangkok enthält viele berühmte und prächtige Pagoden oder Tempel mit Buddhastatuen, von denen einige aus echtem Gold sind. In Siam hat sich die buddhistische Lehre unverfälscht erhalten, der weiße Elefant gilt als heilig, und Siams Flagge zeigt einen solchen weißen Elefanten in rotem Feld. Die Siamesen sind mongolischen Ursprungs, mittelgroß, kräftig gebaut, von gelbbrauner Hautfarbe und sehr begabt, aber träge. Gesang, Musik und Spiel lieben sie sehr, und von ihren sonderbaren Bräuchen mag hervorgehoben werden, daß sie sich die Zähne schwarz färben.

50. Hongkong.

Am Vormittag des 29. Oktober dampfen wir an den ersten Inseln und Felsenklippen vorbei, eine außerordentlich schöne, bezaubernde Hafeneinfahrt, die an Schwedens Schären erinnert. Der Nordostmonsun weht tüchtig; der salzige Schaum brodelt um den Bug der „Dehli“ und fällt als feiner, glitzernder Sprühregen auf das Deck nieder. Der Seegang ist aber kaum zu spüren, denn die vielen

Digitized by Google

Inseln brechen und bändigen die Wucht der Wogen. Um Mittag sind wir in dem geräumigen, vortrefflichen Hafen der Insel Hongkong, dessen Wasser so seicht ist, daß die Flügel der Propeller den graubraunen Bodenschlamm aufwühlen. Eine ganze Flottille kleiner Dampfbarkassen kommt uns entgegen, während wir in langsamer Fahrt zwischen unzähligen Schiffen hindurch nach dem Ankerplatz und den Bojen hindampfen. Hier flattern die Flaggen aller Handelsmächte im Winde; die englischen, chinesischen, japanischen, amerikanischen und deutschen Flaggen stechen grell voneinander ab.

Jedes Hotel sendet seine eigene Dampfbarkasse, um neue Gäste zu holen. Das erste jedoch, nachdem sich der Anker im Grund festgebohrt hat, ist das Verladen der europäischen Post, einer großen Menge versiegelter Säcke, in die Barkassen des Postamts. Verwandte und Freunde einiger Passagiere holen die ihrigen ab.

Mich erwartete ein englischer Hauptmann, den der Gouverneur Sir Frederick Lugard abgesandt hatte, um mich zu begrüßen und einzuladen, des Gouverneurs Gast zu sein. Eine prächtige weiße Schaluppe, an deren Achter die britische Flagge mit einem Zipfel ins Wasser tauchte, brachte uns in wenigen Minuten zum Kai der Stadt Viktoria. Viktoria ist Hongkongs Hauptstadt, und hier lebt beinahe die Hälfte der 440 000 Inselbewohner, von denen die meisten Chinesen sind. Seit 1842 ist Hongkong britische Kronkolonie, und der Schiffsverkehr in seinem Hafen steht dem keines anderen Hafens der Erde nach, übertrifft sogar London, Hamburg und Neuyork! Regelmäßige Dampfertouren verbinden Hongkong mit zahlreichen Hafenstädten der Welt, und in fünfundvierzig Tagen kann man von hier aus mit den vorzüglichen deutschen Dampfern nach Hamburg fahren. Der Handelsverkehr Hongkongs ist ungeheuer, und die Engländer haben hier auch eine Station ihres ostasiatischen Geschwaders mit ausgezeichneten Docks und Kais, Kohlenniederlagen und Kasernen. Viele Mächte haben Konsuln in Hongkong, um die Interessen ihrer Länder zu wahren. Man braucht nur ein paar Stunden hier zu sein, um die Bedeutung dieser Insel zu erkennen und Englands Macht und Unternehmungslust zu bewundern. Gibraltar, Aden, Colombo, Singapur und Hongkong, die sämtlichen wichtigsten Punkte des Seewegs nach dem fernen Osten, sind in den Händen

Digitized by Google

der Engländer, und in Kriegszeiten können ſie mit ihrer ſtarken Flotte den Schiffen anderer Mächte hier den Zugang verſperren.

Am Kai erwartete mich ein Tragſtuhl mit einem Sonnendach und zwei langen Querſtangen. Er war ſehr vornehm ausgeſtattet, rot und weiß geſtrichen und zeigte an den Seiten die Kaiſerkrone Großbritanniens. Seine Träger waren vier Chineſen in roten Anzügen, mit einer goldenen Krone auf der Bruſt. In gleichmäßigem Takt trugen ſie mich durch die gewundenen, ſteilen, aber reinen und hübſchen Straßen der Stadt Viktoria, und ich ſchwankte in meinem Stuhl wie auf dem Rücken eines Kamels. Bald öffnete ſich eine Stakettür in einen üppigen Garten hinein, und auf der Treppe des „Regierungsgebäudes" bewillkommnete mich der Gouverneur. Am Abend fand ein Diner ſtatt, und nachher wurden ſämtliche Gäſte, Damen und Herren, wieder in Tragſtühlen, von Chineſen mit Stangenlaternen begleitet, nach einem offenen Platz hingebracht, wo ein engliſches Regiment ein vergnügtes Abſchiedsfeſt feierte. Es hatte ſeine zweijährige Dienſtzeit hinter ſich und ſollte jetzt nach Singapur überſiedeln, um auch dort noch zwei Jahre zu dienen. Von einer Anhöhe aus hatten wir freie Ausſicht über die Wieſe, auf der die Soldaten, jeder mit einer Papierlaterne in der Hand, ringelnde Feuerſchlangen und alle möglichen ſonſtigen Figuren bildeten.

Chineſiſcher Tragſtuhl.

Digitized by Google

Tags darauf trugen mich meine kräftigen Chineſen nach der „Berghütte", der Sommerwohnung des Gouverneurs, die 500 Meter über dem Meere liegt und wo es daher weit kühler war als unten in der Stadt. Die Ausſicht von dort oben iſt einzig ſchön. Nach Süden ſchweift der Blick ungehindert über Inſeln und Klippen und über das große, offene Meer mit den chineſiſchen Booten, deren braune Segel, gebläht vom heftigen Wind, an die Flügel einer mächtigen Fledermaus erinnern.

In der Nachbarſchaft ſtand eine ſaubere, kleine engliſche Kirche, und hier traf ich plötzlich den Kapitän der „Dehli" und mehrere meiner Mitreiſenden, die alle ſehr ernſt und feierlich ausſahen. Der Altar der Kirche war mit Palmen geſchmückt, und tropiſche Blumen verbreiteten einen berauſchenden Duft. „Kommt ſie noch nicht bald?" ſo ging die Frage; alles blickte den Weg hinunter, und bald zeigte ſich an einer Biegung eine Gruppe von Tragſtühlen. Im weißen Seidenkleide, den Schleier im Haar und mit einem Strauß weißer Lilien in der Hand, kam die Erwartete daher, die junge Dame, die von Colombo aus mit uns zuſammen gereiſt war. Die ganze Schiffsgeſellſchaft hatte ſie liebgewonnen, ihr Lachen klang ſo hell und kindlich über die indiſchen Wellen hin, und wir pflegten ſie die „Königin des fernen Oſtens" zu nennen. Jetzt feierte ſie ihre Hochzeit mit einem uns unbekannten Herrn, und faſt ſchien es uns, als ob es nun, da ſie nicht mehr da war, leer und trübe auf der „Dehli" werden würde.

Was für Geheimniſſe könnte das Deck ſo manches Schiffes erzählen, das weiße Männer und Frauen längs der gelben und kupferbraunen Küſten Aſiens hin und her trägt! Faſt auf jeder Reiſe ſpielt ſich an Bord ein kleiner Roman ab. Einmal, ſo erzählte mir der Kapitän, ſei er von England nach Colombo gefahren, und unter den Paſſagieren ſei eine junge Dame geweſen, die in Colombo ihren Verlobten treffen ſollte. Aber unterwegs hatte ſie ſich in einen andern verliebt, und bei der Ankunft hatte der Kapitän die traurige Pflicht, dem abgedankten Bräutigam mitzuteilen, daß ſeine Liebſte an Bord einen neuen Bräutigam gefunden habe! Aber unſere kleine „Königin des fernen Oſtens" war auf der ganzen Reiſe dem ihrigen treu geblieben.

Digitized by Google

51. Dem Nordoſtmonſun entgegen.

Hundertfünfzig Kilometer weſtwärts von Hongkong liegt Kanton, die zweitgrößte Stadt Chinas, nahe der Mündung zweier Flüſſe, die offene Straßen in das Innere des Landes hinein bilden. Daher iſt Kanton nach Schanghai die wichtigſte chineſiſche Handelsſtadt. Von Kanton werden die größten Maſſen der berühmten chineſiſchen Seidenſtoffe ausgeführt, und die Seidenweberei, die Porzellanmanufaktur und die Papierfabrikation ſtehen hier auf bedeutender Höhe. Kanton iſt einer der etwa vierzig Vertragshäfen Chinas, das heißt der Häfen, die auch Ausländern offen ſtehen. Es hat 900000 Einwohner, iſt die Hauptſtadt der ſüdlichſten der achtzehn Provinzen Chinas und der Sitz eines Vizekönigs. Seine Straßen ſind ſo eng, daß keine Wagen hindurchfahren können, und ein großer Teil der Bevölkerung lebt in Boothäuſern, die an eingerammten Pfählen im Fluß befeſtigt ſind. Eine 2000 Kilometer lange Eiſenbahn verbindet Kanton mit Peking, der Hauptſtadt des chineſiſchen Reiches.

Längs der Küſte Chinas führt uns nun der Dampfer hin, und am letzten Tag des Oktobers ſind wir draußen in der Bahn des Nordoſtmonſuns. Die See geht hoch, aber da wir den Seegang gerade entgegen haben, ſtampft das Schiff nur wenig. Der Wind iſt aber ſo ſtark, daß man ſich nicht auf Deck aufhalten kann, und dieſer regelmäßige Wind weht nun hier ein halbes Jahr! Es heult und ſtöhnt um das Schiff herum, alle Zeltdächer werden abgenommen, damit ſie nicht in Fetzen fliegen, und je weiter es nordwärts geht, um ſo kühler wird es; will man eine Weile in dem feinen Sprühregen der Wellen ſtehen, um die grünen, weißſchäumenden Wogen zu betrachten, die uns mit dumpfem Getöſe entgegenrollen, ſo braucht man einen Überzieher. Und doch wagen ſich bei dieſem hohen Seegang chineſiſche Fiſcherboote bis hier hinaus, und ihre Beſatzung manövriert mit dieſen kleinen Kähnen und mit ihren Netzen fabelhaft ſicher und geſchickt.

Im Oſten haben wir jetzt die große Inſel Formoſa, die vor ſechzehn Jahren von Japan erobert wurde. Sie bezeichnet die Grenze zwiſchen dem Südchineſiſchen und dem Oſtchineſiſchen Meer, das weiter nördlich in das Gelbe Meer übergeht. Und nun betrachten wir auf

Digitized

der Karte die bogenförmigen Inſelgruppen, die dem Feſtland vorgelagert ſind. Hängen ſie nicht da wie im Sommer Blättergirlanden vor der Tür eines Gutshofes! Die Sundainſeln, die Philippinen, die Liukiu-Inſeln, die japaniſchen Inſeln, die Kurilen und die Aleuten. Jede ſolche bogenförmige Inſelgruppe iſt ein Wellenbrecher gegen den Stillen Ozean, und jede umſäumt ein Binnenmeer. Die beiden ſüdlichſten Binnenmeere haben wir ſchon kennen gelernt, die nördlichen ſind das Japaniſche Meer, das Ochotskiſche Meer und das Beringmeer.

Der Nordoſtmonſun weht jetzt ſo ſtark, daß er halber Sturm iſt. Er zieht und ſaugt das Waſſer mit ſich und treibt es Tag und Nacht in derſelben Richtung nach Südweſten vor ſich her. Dadurch entſteht eine ſtarke Strömung auf der Oberfläche, und durch ihre Wucht verliert unſer Schiff drei bis vier Knoten ſeiner Geſchwindigkeit. Kommt noch die Ebbe hinzu und geht ſie mit der Meeresſtrömung in einer Richtung, dann iſt die Bewegung des Oberflächenwaſſers nach Südweſten ſo ſchnell, wie die eines Bachs auf dem Feſtland.

Die Küſte mit ihren Gebirgen und Inſeln ſcheint bald nahe, bald fern; manchmal kann man mit dem Fernglas auch nur die Leuchttürme erkennen, die auf kleinen Inſelchen dem Feſtland vorgebaut ſind. Denn die chineſiſche Küſte iſt ein ſehr gefährliches Fahrwaſſer voller Felſeninſeln, Unterwaſſerklippen und Untiefen.

Von Mitte Juli bis Mitte September wird Hongkong nebſt Umgegend von verheerenden Wirbelſtürmen heimgeſucht, die Taifune heißen. Solch ein Wirbelwind dreht ſich mit ſchwindelerregender Schnelligkeit und ſaugt alles, was ihm begegnet, in ſich hinein; er entſteht gewöhnlich draußen auf dem Stillen Ozean, nähert ſich aber nur langſam, mit 13 Kilometer Geſchwindigkeit in der Stunde, dem Feſtland. Die Sturmwarnungsſtationen auf den Philippinen und andern Inſeln, die in den Bahnen der Taifune liegen, können daher die chineſiſche Küſte rechtzeitig von ſeinem Kommen durch Telegramme benachrichtigen. Dann hißt man z. B. im Hafen von Hongkong ſchwarze, dreieckige Flaggen an hohen Maſten, die weithin ſichtbar ſind, und jeder weiß, was das bedeutet. Die chineſiſchen Dſchonken ſteuern ſofort landwärts, um unter den hohen Küſten Schutz zu ſuchen, und die anderen Schiffe verſtärken ihre Vertäuung. Übrigens kann man

Digitized by Google

dem Taifun oft ziemlich leicht ausweichen, denn er hat einen festbegrenzten Umkreis, und bei großer Fahrgeschwindigkeit kann ihm ein Schiff entkommen; nur braucht es dazu offenes Wasser, damit es sich nicht in die Buchten der chinesischen Küste hinein verirrt. Auch künden die spiralförmigen Bewegungen der Wolken und das starke Hin- und Herschwanken des Barometers das Nahen der Wirbelstürme an. Im September 1906, erzählte mir der Kapitän, sei sein Schiff von einem so plötzlich auftretenden Taifun überfallen worden, daß man nicht einmal die notwendigen Vorsichtsmaßregeln hatte treffen können. Das Schiff war damals mit einer Decklast Bauholz befrachtet, und die schweren Balken wehten wie Späne und Papier über Bord. Die außen am Oberdeck hängenden Rettungsboote drehten sich im Kreise und zertrümmerten von obenher das ganze Sonnendach. Die Liegestühle der Passagiere flogen wie Federn ins Meer hinaus. Eine große Gefahr ist auch der Seegang; der Wind wechselt schnell, die Wellen werden von verschiedenen Seiten heraufgepeitscht und bilden wütende, hohe Wellenberge, die über die Schiffe wegfegen können. Zwei Monate vor meiner Ankunft in Hongkong war die Insel von einem verheerenden Taifun heimgesucht worden, der dicke Bäume im Garten des Gouverneurs knickte und sogar eine aus Ziegeln erbaute Kaserne umriß. Wenn aber, wie jetzt im Oktober, der Nordostmonsun regelmäßig weht, hören die Taifune auf.

Die Zeit wird einem an Bord oftmals lang, und man vertreibt sie sich, so gut es geht, durch Lesen, Unterhaltung, Auf- und Abgehen oder durch „Kettenspiel". Zwei Parteien bilden sich, jede zu zwei Herren, und stellen sich 12 Meter voneinander entfernt auf. Vor jeder Partei ist mit Kreide ein großer Kreis auf die Deckplanken gezogen, und die Kunst ist nun, ein ringförmiges, hartes Stück Tau so zu werfen, daß es innerhalb des Kreises liegen bleibt. Die Schwierigkeit besteht darin, das Weiterrollen des Seilringes über das Deck hin zu verhindern; der Hauptvorzug des Spiels aber ist der, daß man sich dadurch an Bord Bewegung schafft.

Wir haben nun den 2. November. In der Nacht regnete es in Strömen, und der neue Tag ist wolkentrübe, windig und feucht. Land sehen wir nicht, aber wir dampfen durch gelbbraunes, süßes

Digitized by Google

Wasser. Der Blaue Fluß mündet hier, und sein süßes Wasser schwimmt über dem schwereren salzigen des Meeres. Ein Lotse kommt an Bord, um uns in dem gefährlichen Fahrwasser flußaufwärts zu führen; viele dieser Lotsen sind Schweden und Norweger, die geradezu ein Ministergehalt beziehen. Eine Stunde später haben wir auf beiden Seiten flaches Land, die Schlamminseln in der Mündung des Blauen Flusses.

52. Schangbai.

Große Ozeandampfer können nicht nach Schanghai hinauf, denn diese Stadt liegt an einem kleinen Nebenfluß des Blauen Flusses. Wir sagen deshalb dem Dampfer, der hier zum letztenmal Anker wirft, Lebewohl und fahren mit kleineren Leichtern flußaufwärts. Bald wird es an den flachen Ufern lebhafter, die Häuser liegen immer dichter nebeneinander, Fabriken tauchen zwischen ihnen auf, und rechts und links sind chinesische Schiffe vertaut, darunter zwei komische Kriegsschiffe aus Holz, Überbleibsel einer längst entschwundenen Zeit; sie sind vorn und hinten hoch gebaut, und an den Masten flattert der blaue Drache im gelben Feld.

Nun rollt sich Schanghais stattlicher Hafenkai mit seinen prachtvollen hohen Häusern vor uns auf. Aber das ist nicht China, es ist ein Stück Europa, die Stadt der Weißen im Lande der Gelben, das reiche mächtige Schanghai mit seinen 12000 Europäern, neben der chinesischen Stadt, die 650000 Menschen bewohnen.

Als ich Anfang November 1908 in Schanghai landete, brachte mich ein Automobil zur Wohnung des Generalkonsuls, wo am Abend lauter Schweden zu einem Gastmahl versammelt waren. Auf den nächsten Tag, den 3. November, fielen zwei wichtige Geburtstage, der der Kaiserin-Witwe von China und der des Kaisers von Japan, zweier Herrscher, die sich durch Kraft und Klugheit ausgezeichnet und beide ihren Namen im äußersten Osten unsterblich gemacht haben. Der japanische Generalkonsul hielt großen Empfangstag, und der Gouverneur von Schanghai gab ein glänzendes Diner. Seltsam wechselnde Eindrücke jagten einander und füllten die Stunden der kurzen Zeit, die ich in Chinas größter Hafen- und Handelsstadt zu-

Digitized by

brachte. Aus europäiſchen Straßen mit elektriſchem Licht und Straßenbahnen, Kirchen, Handelshäuſern, Klublokalen und öffentlichen Gebäuden, zeitgemäßen Werften und Docks kommt man in wenigen Minuten in die Chineſenſtadt, in das unverfälſchte Aſien. Hier wimmelt es von gelben Männern in blauen Röcken und ſchwarzen Weſten mit kleinen Meſſingknöpfen, in weißen Strümpfen und ſchwarzen Schuhen mit unbiegſamen, dicken Sohlen, eine kleine ſchwarze Mütze mit rotem Knopf auf dem Scheitel und einen langen Zopf im Nacken. Kaufleute rauchen in ihren offenen Läden lange, dünne Pfeifen, während ſie auf ihre Kunden warten, und in den Teelokalen iſt ein Gedränge und ein Lärm ſondergleichen. Ein beſtändiges Haſten, ein ewiges Kommen und Gehen, ein ununterbrochenes Umſetzen von Geld und Ware.

Während meiner Anweſenheit in Schanghai wurde ich gebeten, einen Beſuch in einer chineſiſchen Hochſchule zu machen, und ſah mich plötzlich in einem großen Saale zweihundert chineſiſchen Studenten gegenüber. „Was ſoll das?“ fragte ich ganz ſchüchtern den amerikaniſchen Doktor, der mich hingeführt hatte. „Bitte, erzählen Sie den jungen Leuten etwas von Ihren Reiſen!“ Und ehe ich mich verſah, ſtand ich ſchon auf einem Katheder und erzählte der gelben Zuhörerſchar, die unter lautloſem Schweigen lauſchte, in engliſcher Sprache von meinem unglücklichen Zug durch die Wüſte Takla-makan. Als ich fertig war, umringten mich die Studenten von allen Seiten, und ich mußte jedem die Hand ſchütteln. Ein ſonderbares Zuſammentreffen aber war es, daß ſich in dieſem Saale ein Mann befand, der meinen Diener Kaſim kannte, denſelben, dem ich in jener Wüſte in meinen Stiefeln Waſſer brachte. Der buddhiſtiſche Prieſter Hori war aus Japan mit dem Auftrag nach Schanghai gekommen, mich nach den berühmten Inſeln im Oſten hinzugeleiten. Er war zwei Jahre vorher in Oſtturkeſtan geweſen und hatte eine Reiſe durch das Bett des Chotan-darja unternommen. Und auf dieſer Reiſe war ja mein alter Kaſim ſein Begleiter geweſen, und er hatte Hori die Stelle gezeigt, wo ich das ſegensreiche Waſſer gefunden hatte. So erreichten mich ſeine Grüße gerade in der Stunde, wo ich den chineſiſchen Studenten von unſern gemeinſamen Abenteuern erzählte!

Digitized by Google

53. Missionen und Religionen in China.

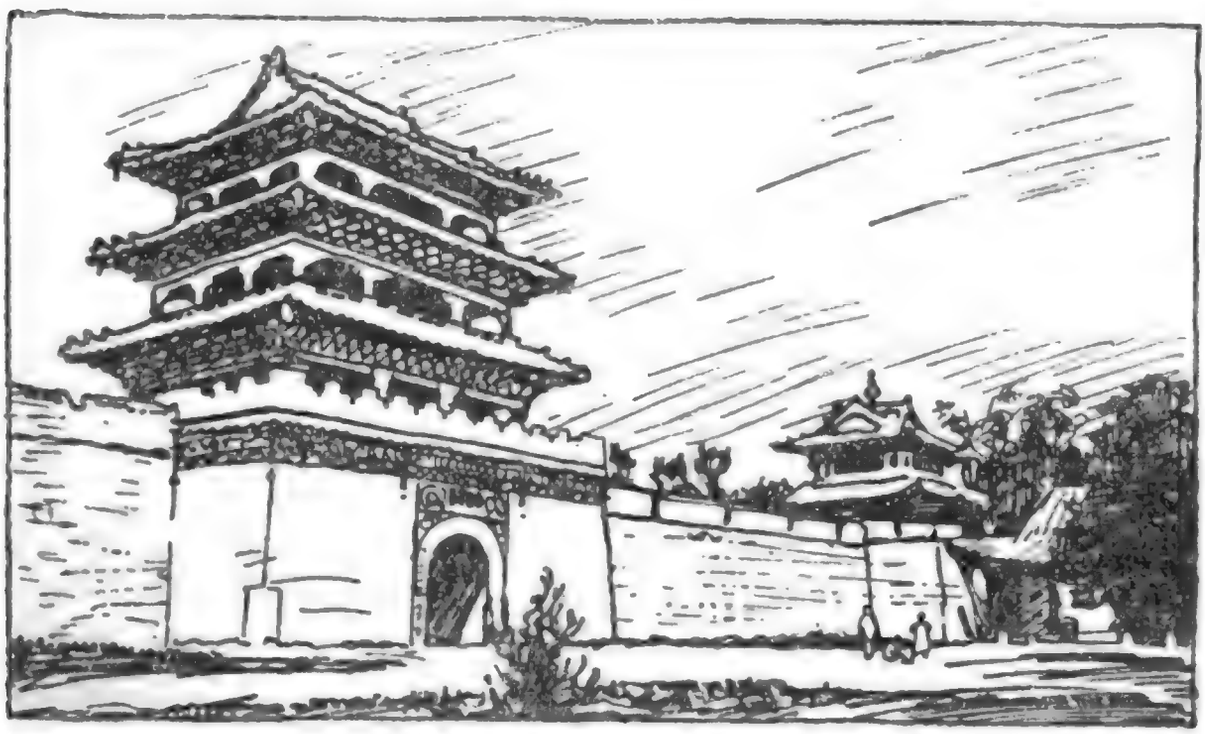
Zehn Kilometer westwärts von Schanghai liegt der große Gebäudekomplex des im 17. Jahrhundert gegründeten Jesuitenklosters Sikawai. Einer meiner Reisebegleiter von der „Dehli", Pater Robert, ein katholischer Priester, zu dessen Sprengel Hongkong und Schanghai gehörten, ein sehr gebildeter Mann und großer Kenner alten chinesischen Porzellans, veranlaßte mich, dieser Missionsstation einen Besuch zu machen. Kathedrale, Kapellen, Knaben- und Mädchenschulen, das große meteorologische Observatorium, wo von jedem Tag Wetterkarten ausgearbeitet werden, und das zoologische Museum, dies alles zu betrachten, erforderte mehrere Stunden. An der Spitze jedes Instituts steht ein ehrwürdiger Pater; aber die Mädchenklassen werden von Nonnen und Laienschwestern geleitet. Die Kinder lernen Französisch und besuchen die katholische Messe. Es gibt Chinesen, die schon seit vielen Generationen katholisch sind und ihr Ave Maria und Vaterunser mit tiefster Andacht beten. 1 150 000 Chinesen sind Katholiken, 150 000 sind Protestanten. Die Missionare folgen dem Drang ihres Herzens und dem Gebot des Heilandes: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Heiden!" Sie arbeiten mit Geduld und Pflichttreue an ihrer Aufgabe und setzen sich den größten Gefahren aus. Nur schade, daß ihr Reich in sich gespalten ist. Katholiken und Protestanten helfen einander nicht. Dem Chinesen ist „Tien", der Himmel, das höchste Wesen; ihm ist der „Tempel des Himmels" in Peking geweiht. Auf Chinesisch nennen die Jesuiten Gott den „Herrn des Himmels", die englischen Missionare nennen ihn den „Höchsten Lenker" und die amerikanischen Baptisten den „Wahren Geist". Die Streitigkeiten zwischen den christlichen Religionsgemeinschaften machen die Chinesen verwirrt, und sie wissen nicht recht, was sie glauben sollen.

Der Chinesen eigene Religion ist ein Gemisch verschiedener Lehren oder vielmehr Weisheitsregeln. China hat mehr Weise gehabt als irgend ein anderes Land. Der vornehmste ist Konfuzius, ein Zeitgenosse des Sokrates und des Buddha; er schrieb ein aus dreihundert Oden bestehendes Buch und nannte es „Gedankenreinheit". Um ihn sammelten sich zwölf Jünger und ein weiterer Kreis von

Digitized by Google

3000 Schülern. „Handle gegen jeden so, wie du willst, daß er gegen dich handle", war eines seiner Gebote, und seine Gesetze haben die Chinesen zum höflichsten Volk der Welt gemacht. Sie sind taktvoll und liebenswürdig untereinander und ebenso im Verkehr mit Fremden.

Als man Konfuzius einmal fragte, wie er in so vielen Dingen so große Kenntnisse habe erwerben können, antwortete er: „Weil ich arm geboren bin und lernen mußte." Er sah im Reichtum ein Unglück und im Wissen eine Macht. Sein Andenken steht bei den Chinesen in höchsten Ehren, aber sie betrachten ihn nicht als einen Gott, sondern nur als den größten Weisen aller Zeiten.



Königsgräber in China.

Neben dem Konfuzianismus steht in China der Taoismus, dessen erhabene Lehre jedoch vielfach zu Taschenspielerei und Aberglauben herabgesunken ist. Zu Anfang unserer Zeitrechnung drang der Buddhismus nach China und beherrscht jetzt fast das ganze Land. Doch ist in den religiösen Vorstellungen der Chinesen keine rechte Klarheit. Ein Taoist kann seine Morgenandacht in einem Buddhatempel verrichten und sich am Abend in die Schriften des Konfuzius vertiefen. Viele haben also gleich große Achtung vor allen drei Lehren.

Das religiöse Bewußtsein aller Chinesen, der Konfuzianer, Taoisten und Buddhisten, hat aber einen gemeinsamen Grundton:

Digitized by

das ist die Ehrfurcht vor den Geistern der Vorfahren, die Ahnenverehrung. Auch das einfachste Haus enthält einen Altar zu Ehren der Verstorbenen, gegen die man nichts anderes als die größte Ehrfurcht empfindet, und der Friede der Gräber darf unter keinen Umständen gestört werden. Im 17. Jahrhundert regierte in China Khang-hi, einer der größten Herrscher der Welt, einundsechzig Jahre lang. Sein Enkel Khien-lung erbte alle seine großen Eigenschaften, und als auch er einundsechzig Jahre über China geherrscht hatte, dankte er ab, einzig und allein aus Achtung vor dem Geist seines Großvaters, den er nicht in der Zahl seiner Regierungsjahre übertreffen wollte!

Eine Folge dieses Ahnenkultus ist, daß ungeheure Gebiete Chinas von Gräbern eingenommen werden. Der Mongolenkaiser Kublai Chan, der Ende des 13. Jahrhunderts regierte, erregte gärenden Unwillen, als er befahl, die alten Friedhöfe umzupflügen und in Äcker zu verwandeln, und diese Heiligkeit der Friedhöfe ist auch noch heute das größte Hindernis beim Bau der Eisenbahn. Die Bahnlinie muß um den geheiligten Friedhof herum oder auf einer Brücke über ihn hinweg geführt werden. Der Kaiser von China reist nur deshalb nach Mukden, um an den Gräbern seiner Ahnen zu opfern; denn hier in Mukden liegen Khang-hi und Khien-lung begraben, und ihre Dynastie, die der Mandschukaiser, herrscht noch heute in China.

Die katholischen Missionare bekämpfen kluger Weise den Ahnenkultus der Chinesen nicht; die evangelischen dagegen finden ihn mit dem Christentum unvereinbar. Aber diese Pietät ist dem Chinesen angeboren und vererbt sich von Generation zu Generation. Wie die Bienen eines Schwarmes aneinander hängen, eine Schicht unter der andern, so sind die Chinesen unserer Zeit eins mit ihren Vorfahren; ja, sie fühlen sich mit der Vergangenheit mehr zusammengehörig als mit der Gegenwart. Der Ahnenkultus ersetzt ihnen die Vaterlandsliebe. Wohl liebt der Chinese seine engere Heimat, aber was in andern Teilen seines eigenen Landes vorgeht, ist ihm einerlei. Der Bewohner Kantons regt sich nicht darüber auf, wenn die Russen die Mandschurei und die Japaner Korea nehmen, wenn sie nur Kanton in Frieden lassen! Gegen Bekenner eines andern Glaubens ist der Chinese sehr tolerant, und er nimmt es durchaus nicht übel, wenn man ihm seine Bedenken über seinen eigenen Glauben ausspricht.

Digitized by Google

Der Ahnenkultus ist also die eigentliche Religion der Chinesen. Daneben hegen sie eine abergläubische Furcht vor Geistern und suchen Zuflucht bei den Göttern, von denen sie Hilfe erhoffen. Einmal besuchte ich in Nordchina einen Tempel, worin ein ganzer Saal mit freistehenden, bemalten Tonbildern angefüllt war, die darstellten, welche Qualen den Sünder im Totenreich erwarten. Hier wurde die Ehebrecherin in der Mitte durchgesägt, dem Dieb wurden beide Hände abgehauen, dem Verleumder die Zunge aus dem Munde gerissen und einem andern Sünder glühendes Eisen in die Augen gebohrt, während sein Nachbar mit verzerrten Zügen seine eigenen Eingeweide betrachtete, die ihm die Handlanger des Totenreichs aus der aufgeschlitzten Bauchhöhle herausgerissen hatten. Die Bilder waren in natürlicher Größe und mehr als gräßlich. In einer Ecke des Saales standen mehrere große Särge. Der Deckel des einen war nicht fest aufgelegt, und man sah darin einen Toten die Zähne fletschen. Auf meine Frage, warum die Särge hier ständen, erhielt ich die Antwort: Die Zeit der Qual im Fegefeuer wird für den Verstorbenen um so kürzer, je länger er in diesem Tempelsaal des Totenreichs stehen darf!

Ja, der Aberglaube der Chinesen ist groß. Ist jemand am Fieber erkrankt und phantasiert er, so glauben seine Angehörigen, seine Seele habe sich verirrt, und an dem Ort, wo er das Bewußtsein verlor, trägt man seine Kleider umher — um die verirrte Seele wieder auf die richtige Spur zu bringen! Und des Nachts steigt man aufs Dach und winkt mit einer brennenden Laterne, damit die arme Seele sich wieder nach Hause finde!

54. Das Reich der Mitte.

Das erste, was ein chinesischer Schuljunge lernt, ist, daß der Himmel rund und die Erde viereckig ist, daß China in der Mitte der Erde liegt und deshalb das „Reich der Mitte“ genannt wird. Alle andern Länder liegen um China herum und sind seine Vasallen!

Der Kaiser heißt der „Sohn des Himmels“ und vereinigt in seiner Hand die höchste geistliche und weltliche Macht. Beim Regierungsantritt gibt er seiner Regierungszeit einen bestimmten Namen,

Digitized by Google

der dann auch sein eigener wird. Seinen Nachfolger sucht er sich selber unter seinen Söhnen aus. Ist er kinderlos, so wählt er dazu einen seiner nächsten Verwandten, adoptiert dann aber seinen künftigen Nachfolger, damit dieser später seinem Geiste und den Geistern seiner Vorfahren die gebührenden Opfer darbringe. Gelbe Kleidung und der fünfzehige Drache sind die Sinnbilder des kaiserlichen Hauses. Der Kaiser steht himmelhoch über dem Volk, und die Sterblichen, die mit ihm sprechen dürfen, sind leicht zu zählen. Vor einigen Jahren erzwangen sich die europäischen Gesandten in Peking das Recht, den Kaiser an jedem Neujahrstag zu sehen; es wurde ihnen gewährt, aber der Kaiser hatte ihnen nichts zu sagen. Dagegen hatte der große Khang-hi (1662—1721) mehrere Jesuiten an seinem Hof, die auf seinen Befehl eine ausgezeichnete Karte von dem Reich der Mitte anfertigten.

China ist das älteste, volkreichste und unwandelbarste Reich der Erde. Als Ninive und Babylon blühten, vor 2700 Jahren, besaß China schon eine hohe Zivilisation, und viertausend Jahre hindurch ist es immer dasselbe geblieben. Von Ninive und Babel sind nur noch Trümmerhaufen da, aber China zeigt noch keine Lebensmüdigkeit. Das westliche Asien gleicht einem großen Gräberfeld mit unzähligen Grabsteinen aus entschwundenen Zeiten. Verheerende Völkerwanderungen sind darüber hingegangen; Rassen und Reiche haben einander hier bekämpft und abgelöst. Aber China ist durch die abgeschlossene Lage des Landes und den Abscheu des Volkes vor jeder Berührung mit Fremden noch immer dasselbe wie früher, und die abgöttische Verehrung des Hergebrachten und des Andenkens der Vorfahren macht die neuen Generationen den vorhergehenden gleich.

Während der zweiundzwanzig Jahrhunderte, die in der Geschichte Chinas der Geburt Christi vorhergehen, herrschten dort nacheinander drei Kaisergeschlechter. Zweiundeinhalbes Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung baute ein mächtiger, vorausschauender Kaiser die große Mauer, das gewaltigste Bauwerk, das Menschenhände je ausgeführt haben. Sie ist 2450 Kilometer lang, 16 Meter hoch und an der Basis 8 Meter, nach oben zu aber nur 5 Meter dick. In bestimmten Entfernungen trägt sie Türme, und hier und da hat sie Tore. Sie ist aus Steinen, Ziegelsteinen und Fachwerk gebaut. Besonders im

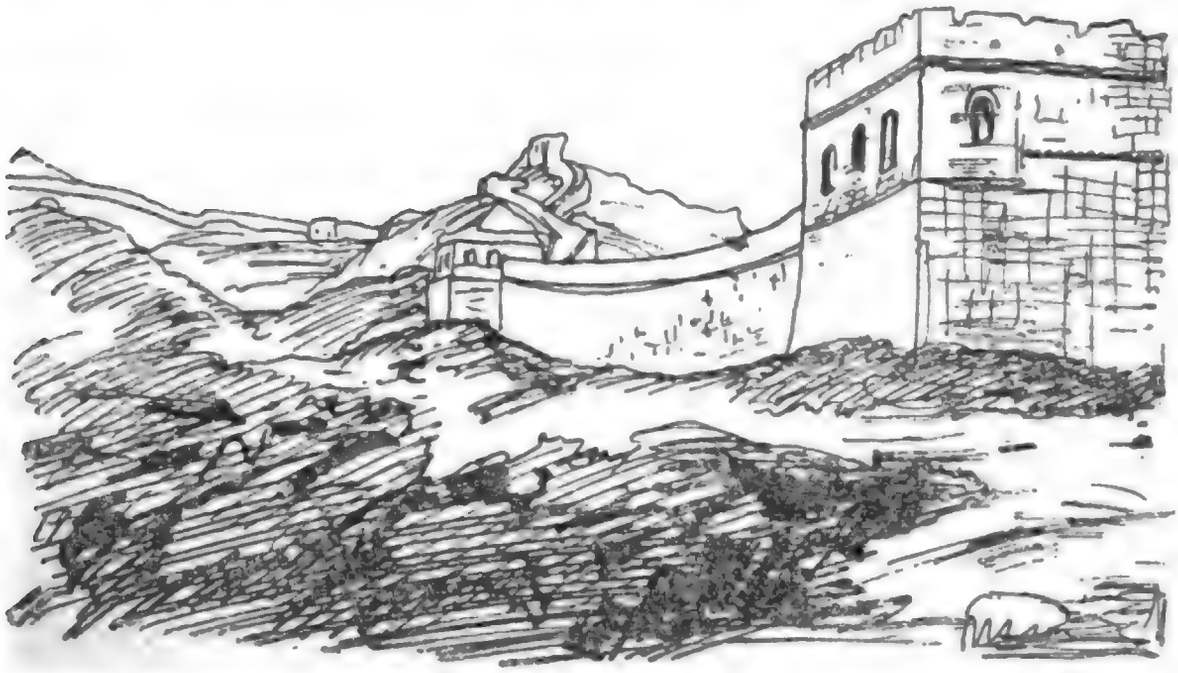
Digitized by Google

Tempel des Himmels in Peking.

Digitized by Google

Westen des Reiches ist sie jetzt teilweise sehr verfallen, ja, an einigen Stellen sind nur noch Trümmerhaufen von ihr da. Im übrigen aber steht sie noch, und ich bin große Strecken an ihr entlang gezogen und mehrmals durch ihre schönen Tore gegangen.

Warum nun wurde diese ungeheure Mauer gebaut? Die Chinesen sind ein friedliebendes Volk. Um in Frieden gelassen zu werden und von allen Eindringlingen verschont zu bleiben, umzäunten sie sich mit Mauern. Auch die 1553 Städte Chinas haben gewaltige steinerne Ringmauern, und der große Kaiser im dritten Jahrhundert vor Christo dachte, es sei am einfachsten, lieber gleich um sein ganzes Reich eine



Die große chinesische Mauer.

solche Mauer zu bauen. Hauptsächlich drohte dem Reiche von Norden her Gefahr. Dort wohnten osttürkische, tatarische und mongolische Nomaden, wilde, tapfere und kriegerische Reitervölker. Ihnen war die chinesische Mauer ein unüberwindliches Hindernis, und sie ist dadurch auch für Europas Geschick verhängnisvoll geworden. Als jene Reiterhorden, die Hunnen, den Südweg nach China versperrt sahen, wandten sie sich westwärts und überschwemmten im vierten Jahrhundert samt den verbündeten Alanen ungeheure Gebiete Europas.

Für alle Zukunft konnte die große Mauer China dennoch nicht schützen. Im Jahre 1280 eroberte Dschingis Chans Enkel Kublai Chan, Marco Polos Freund und Wohltäter, das Land. Auch er

Digitized by Google

war ein großer Baumeister. Er legte den Kaiserkanal zwischen Peking und Hangtschu, unmittelbar südwestlich von Schanghai, an, damit die Reisernten der südlichen Provinzen auch den nördlichen Teilen des Landes zugute kämen. Früher hatte man den Reis längs der Küste auf Dschonken befördert und dabei sehr unter japanischen Seeräubern zu leiden gehabt; jetzt konnten die Dschonken auf dem neuen Kanal ungefährdet durch das Innere des Landes fahren. Der Kaiserkanal ist 1350 Kilometer lang, schneidet den Gelben und den Blauen Fluß und wird noch heute benutzt; er ist ein Denkmal der hundertjährigen Mongolenherrschaft.

Im Jahre 1644 wurde China von der noch jetzt regierenden Mandschudynastie, einem ganz andern Volksstamm, erobert. Sie führte als Haartracht den Zopf ein. Genau hundert Jahre früher hatten die Portugiesen Macao, in der Nähe Hongkongs, erobert. Seitdem, und besonders während der letzten Jahrzehnte sind die Europäer immer mehr in chinesisches Gebiet eingedrungen. Die französischen Besitzungen auf der hinterindischen Halbinsel standen einst auch unter chinesischem Schutz. Die Großmächte haben sich zu Herren der besten Häfen Chinas gemacht. Zweimal, zuletzt bei Gelegenheit des Boxeraufstandes im Jahre 1900, wurde Peking erobert und sein Kaiserschloß durch die vereinigten europäischen Truppen verwüstet. Man kann es daher verstehen, wenn die Chinesen die Europäer aus tiefstem Herzen hassen und nur die Zeit abwarten, wo die Stunde der Rache schlagen wird. —

Das „Reich der Mitte" ist das eigentliche China, aber der „Sohn des Himmels" herrscht noch über vier große Vasallenländer, Osturkestan, die Mongolei, die Mandschurei und Tibet. An Areal ist das gesamte Chinesische Reich zwanzigmal und an Bevölkerung fünfeinhalbmal so groß wie Deutschland. Denn in China wohnen 330 Millionen Menschen; jeder fünfte Mensch auf Erden ist also ein Chinese!

Infolge der Lage des Landes ist das Klima herrlich und sehr gesund. Der Temperaturunterschied zwischen Sommer und Winter ist groß; im Süden herrscht beinahe tropische Hitze, im Norden, um Peking herum, im Winter schneidende Kälte. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar; man baut Tee, Reis, Hirse, Mais, Haser,

Digitized by Google

Gerſte, Bohnen, Erbſen, Gemüſe und vieles andere. In den Südprovinzen ſtehen die Felder voller Zuckerrohr und Baumwollſträucher, und überall wird das Land von waſſerreichen Flüſſen durchſtrömt, die zur Bewäſſerung der Äcker und zur Beförderung der Waren dienen. Der größte Teil Chinas iſt gebirgig. Die hohen Gebirge im Weſten ſind eine Fortſetzung der tibetiſchen Bergketten. Nach Oſten hin werden ſie immer niedriger. An der Küſte dehnen ſich die Tiefländer aus. Sechs der achtzehn Provinzen liegen an der Küſte, die reich an vorzüglichen Häfen iſt.

Das Reich der Mitte iſt daher ein glückliches und in jeder Weiſe von der Natur begünſtigtes Land. In den Bergen ſchlummern unerſchöpfliche Reichtümer an Steinkohle, und China beſitzt größere Steinkohlenlager als irgendein anderes Land unſerer Erde. Daher iſt auch ſeine Zukunft geſichert, und China kann dereinſt ſelbſt Amerika in der Entwicklung überholen.

Es iſt bekannt, daß ein Land mit ſtark eingeſchnittenen Küſten ſich ſtets auch einer frühen, hohen Entwicklung erfreut. So war Griechenland im Altertum die Heimat der Wiſſenſchaft und Kunſt; und ſo beherrſcht Europa jetzt die übrige Erde. Denn das Volk innerhalb ſolcher Küſten kommt früher und leichter als andere mit ſeinen Nachbarn in Berührung und kann ſich durch den Handelsverkehr ihre Erzeugniſſe und Erfindungen zunutze machen. Doch wie in ſo vielen andern Dingen, macht China auch hierin eine Ausnahme. Die Chineſen haben ihre Küſte niemals in ſolcher Weiſe benutzt; ſie haben im Gegenteil jeden Verkehr mit fremden Völkern ſorgfältig vermieden. Infolgedeſſen iſt ihre Entwicklung innerhalb ihrer eigenen Grenzen höchſt eigentümlich und einheitlich geworden; ſie iſt allem andern unähnlich, und doch außerordentlich vornehm und kultiviert.

Schon zweitauſend Jahre vor Chriſti Geburt hatten die Chineſen eine Schrift. Später erfanden ſie den Haarpinſel, der noch heute von ihnen zum Schreiben gebraucht wird, und die Herſtellung der ſchwarzen Tuſche iſt ihr Geheimnis. Die Tuſche wird verrieben, der Pinſel eingetaucht und beim Schreiben ſenkrecht gehalten. Hundert Jahre nach Chriſti Geburt fabrizierte man in China Papier. In einer uralten Stadt am Lop-nor, wo jetzt wilde Kamele umherſtreifen, fand ich eine Sammlung chineſiſcher Briefe und Schriften

Digitized by Google

auf Papier, die seit dem Jahre 265 in der Wüste begraben lagen! Denn alle jene Briefe waren datiert. — Bereits 600 Jahre nach Christi Geburt erfanden die Chinesen die Buchdruckerkunst; in Europa erfand sie Gutenberg erst 850 Jahre später. 1100 Jahre vor Christo hatte China schon die Magnetnadel und fertigte Kompasse an, und auch das Pulver kannten die Chinesen lange vor den Europäern. Vor 3000 Jahren schon waren sie Meister im Bronzeguß, im innern China findet man noch die schönsten Gegenstände aus schwerer, dunkler Bronze, runde Schalen, auf Füßen ruhend und mit Löwen und Drachen verziert, Vasen, Schüsseln, Tassen und Kannen, alles bis in die kleinsten Einzelheiten aufs Feinste und Künstlerischste gearbeitet. Die Porzellanmanufaktur erreichte ihren Höhepunkt unter der Herrschaft der Kaiser Khang-hi und Khien-lung. Damals verfertigte man Vasen, Schalen und Schüsseln von einer solchen Vollkommenheit, so wundervoller Farbenzusammenstellung und Glasur, daß heutzutage nicht einmal die Chinesen selber mehr dergleichen herstellen können. Porzellan aus jener Zeit ist jetzt sehr selten und wird außerordentlich hoch bezahlt. In Japan sah ich eine kleine grüne chinesische Schale, die auf drei Füßen ruhte und mit einem Deckel versehen war; sie kostete fast dreiundzwanzigtausend Mark. Vergleicht man selbst das schönste Porzellan, das wir heutzutage herstellen können, mit Vasen aus Khang-his Zeit, so muß man zugeben, daß unseres dagegen minderwertig ist.

Über chinesischer Kunst, sie sei nun Malerei, Bronzeguß, Weberei oder anderes, schwebt immer ein Hauch von Geschmack und Vollendung. Seit uralten Zeiten war nach ihrem Seidenzeug in Europa außerordentlich große Nachfrage. Alles, was die Chinesen anfertigen, ist gediegen, haltbar und geschmackvoll. Ihre Baukunst ist ebenso vornehm und charakteristisch wie alles andere. Wie traurig plump und langweilig sind unsere Häuser, wenn wir sie mit den Villen der Chinesen und erst gar mit ihren Palästen und Tempeln vergleichen, deren geschweifte Dächer mit großen und kleinen Drachen geschmückt sind, die den Rachen aufreißen und die Krallen vorstrecken. China ist die Heimat der ostasiatischen Kunst; von dort wanderte sie nach Korea und Japan. —

Die chinesische Sprache ist ebenso seltsam wie alles andere in dem großen Reich; sie gehört, gleich der tibetischen Sprache, zum indo-

Digitized by Google

chinesischen Sprachstamm. Im Chinesischen sind alle Worte einsilbig und unveränderlich. Da, wo wir „gehen, ging, gegangen, wird gehen oder gehend" sagen, sagt der Chinese immer nur „gehen". Der wirkliche Sinn ergibt sich entweder aus der Wortstellung oder aus bestimmten Hilfswörtern; so heißt es z. B.: „ich morgen gehen" oder „Sie gestern gehen", wobei die zukünftige und die vergangene Zeit durch die Worte morgen und gestern bezeichnet werden. Ein einziges Wort, z. B. „li", kann eine Menge verschiedener Bedeutungen haben, je nach dem Ton und der Aussprache, nach seiner Stellung im Satz und den vorhergehenden oder nachfolgenden Worten. Die Sprache zerfällt in eine Menge verschiedener Dialekte; der vornehmste ist der Dialekt der Mandarinen oder der gebildeten Klassen. Jedes Wort hat sein besonderes Schriftzeichen, und die chinesische Sprache besitzt daher 24000 verschiedene Schriftzeichen; nur jeder zwanzigste Mann und jede hundertste Frau können lesen und schreiben.

Die chinesische Literatur ist außerordentlich reichhaltig, ja beinahe unerschöpflich. Als noch die nordischen Wikinger ihre Raubzüge zur See ausführten und ihre Runensteine errichteten, wurde in China schon ein geographisches Handbuch herausgegeben, das „Beschreibung aller Provinzen" hieß und viele Karten enthielt. Durch die Chroniken der Chinesen kann man ihre Geschichte viertausend Jahre zurück verfolgen, und das allermerkwürdigste an diesen Jahrbüchern ist der Umstand, daß sie sich durch die größte Genauigkeit und Zuverlässigkeit auszeichnen; alles mögliche wird darin erzählt, selbst die unbedeutendsten Begebenheiten. Die chinesischen Bücher sind sehr billig, und jeder Lesenskundige kann sich daher eine ziemlich große Bibliothek anschaffen. Von der Menge der chinesischen Bücher gibt die Bibliothek des Kaisers Khien-lung einen Begriff: nur der Katalog dazu umfaßte 122 Bände!

55. Das neue China.

Im Reich der Mitte herrschen noch Bräuche und Laster, welche die Ordnung einer neuen Zeit ausrotten muß. Am schlimmsten ist das Opiumrauchen, das ungefähr 150 Millionen der Bevölkerung vergiftet. Seit tausend Jahren ferner herrscht die greuliche Sitte, die Füße kleiner Mädchen gewaltsam durch feste Binden am natür-

Digitized by Google

lichen Wachstum zu verhindern und in kleine Stümpfe zu verwandeln. Die Schuhe der chinesischen Frauen sehen daher aus, als ob sie für Puppen bestimmt seien. Dieses Einzwängen verursacht während des Heranwachsens beständigen Schmerz, aber trotzdem will kein Mädchen das Zusammenschnüren unterlassen, denn wenn es keine kleinen Füße hat, bekommt es keinen Mann!

Eine barbarische Sitte, die jetzt auch schon verschwindet, ist das Aussetzen neugeborener Kinder seitens der Armen, denen die Mittel zur Erziehung der Kinder fehlen. Einmal sah ich im Graben außerhalb einer Stadtmauer die Leiche solch eines armen Geschöpfes liegen. Und doch behandeln die Chinesen ihre Kinder mit der größten Liebe. In Pautu in Nordchina wohnte ich bei einem schwedischen Missionar, der einmal ein kleines, eben ausgesetztes Kind gerettet hatte. Seine Gattin pflegte es mit der größten Zärtlichkeit, und das Kind war, als es ein paar Jahre bei ihnen gelebt hatte, ein niedliches, allerliebstes Geschöpf geworden. Da kamen die Eltern mit der flehentlichen Bitte um Rückgabe ihres Kindes, eine Bitte, die ihnen selbstverständlich gern erfüllt wurde. —

Die Strafen, die an Verbrechern vollzogen werden, sind unseren Begriffen nach unmenschlich. In Ostturkestan lassen die chinesischen Beamten dem Angeklagten flache silberne Nadeln unter die Nägel zwängen, um ihm ein Geständnis abzupressen! Eine gewöhnliche Strafe ist der große, viereckige Halsblock, der sich mit einem Schlosse öffnen und schließen läßt. Sein rundes Loch umschließt den Hals des Schuldigen, und das schwere Holz schleppt er auf den Schultern. Man läßt ihn dann mit diesem Block, der ihn an jeder Tätigkeit hindert, frei umhergehen.

Die Ehe ist bei den Chinesen eine ehrlich eingehaltene und ehrbare Institution; die Gattin ist ihrem Manne fast gleichberechtigt und steht ebenso gut wie er unter dem Schutz des Gesetzes. Der Obrigkeit erweist der Chinese die größte Ehrerbietung, und doch wird er von den Mandarinen auf eine Weise gequält und herumgehetzt, die in Europa blutige Revolutionen hervorrufen würde. Daß dies in China noch nicht geschieht, bewirkt die vieltausendjährige Sitte. Die Chinesen murren nicht, sie sind geduldig, fleißig und mit dem, was zum Lebensunterhalt genügt, zufrieden; sie begehren nicht mehr. Im

Digitized by Google

Jahre 1897 hörte ich in Nordchina von verheirateten Männern erzählen, die nur zwanzig Mark Jahreslohn erhielten! Jedenfalls lebten sie nur von dem Reis, den ihnen der Arbeitgeber schenkte; aber auch dann begreift man nicht, wie sie sich durchschlagen können. Und dennoch klagen solche Arbeiter nie. Sie sind heiter, freundlich und höflich, und dabei arbeiten sie vielleicht bei einem Teehändler, der viele Millionen besitzt. Die Arbeit an und für sich und die Menschenkraft werden also sehr niedrig bewertet. Die Waren befördert man viele hundert Meilen weit auf Menschenrücken. In Nordchina benutzt man dazu auch Maulesel, Kamele und zweiräderige Karren, aber im übrigen sind Straßen und Wege so schmal und schlecht, daß nur Fußgänger sie passieren können. An den Flüssen und an der Küste bedient man sich daher zur Warenbeförderung der Wasserstraßen.

Alle Freunde Chinas freuen sich über den Lichtstrahl, der in den letzten Jahren über diesem bewunderungswürdigen Lande und seinem gewerbfleißigen, vortrefflichen Volke aufgegangen ist. Allerdings konnte nur Gewalt den Widerstand der Chinesen brechen. Eisenbahn, Telephon, drahtlose Telegraphie machen keinen sonderlichen Eindruck auf einen Chinesen; die Eisenbahn findet er überflüssig, da man ja Beine zum Gehen und Flüsse zum Fahren hat; Telephon und Telegraph sind ebenso unnötig, man kann ja Eilboten schicken! Daß dies unvergleichlich viel länger dauert, macht in China gar nichts aus. Hier hat man es nie eilig; wenn nur alles gleichmäßig langsam geht, treten ja keine Störungen ein. In einer Gegend, wo gerade eine neue Telegraphenlinie in Betrieb genommen wurde, erklärten mir meine chinesischen Diener, das Papier, worauf das Telegramm geschrieben sei, laufe mit verzweifelter Geschwindigkeit in den Telegraphendrähten nach seinem Bestimmungsort, und die Isolatoren der Stangen seien kleine Häuser, in denen es bei Regen Unterkunft finde!

Vor etwa dreißig Jahren legten die Engländer von Schanghai aus versuchsweise eine kleine, nur 20 Kilometer lange Eisenbahn an. Als sie fertig war, wurde sie von der chinesischen Regierung angekauft; jedoch nicht um in Betrieb genommen, sondern nur um wieder zerstört zu werden! Schwellen und Schienen wurden aufgerissen und

samt Wagen und Lokomotiven ins Meer geworfen. Jetzt allerdings haben sich die Chinesen in das Schicksal, das die Europäer und Japaner ihnen aufzwangen, finden müssen. Mehrere Bahnlinien durchschneiden das Land und andere sind teils im Bau, teils geplant. Die Chinesen bauen sogar nun selber einige Eisenbahnen. Die Linie zwischen Peking und Kanton überschreitet die beiden großen Flüsse, und die über den Gelben Fluß führende Eisenbahnbrücke ist achteinhalb Kilometer lang, also die längste Eisenbahnbrücke, die irgendeinen Fluß auf Erden überspannt!

Dies „Erwachen Chinas" wird von fortschrittlich gesinnten Männern geleitet, die europäische Verbesserungen einführen wollen, um dem Lande zu nützen. Denn die Erfahrung hat sie gelehrt, daß sie gegen Europa wehrlos sind, und sie wissen, daß die Großmächte schon darüber beraten haben, China unter sich zu teilen. Sie wissen, daß sie die Weißen nicht hindern können, sich gerade der Häfen zu bemächtigen, nach denen es sie gelüstet. Im Jahre 1894 kam es zwischen China und Japan zu einem Krieg, und China wurde völlig besiegt, weil seine Verteidigung zu schlecht organisiert war. Damals nahmen sich die Japaner die Insel Formosa und Port Arthur. Nachher dehnte Rußland sich nach dem fernen Osten aus und legte in der Mandschurei Eisenbahnlinien an; 1898 verpachtete China an Deutschland für 99 Jahre Kiautschou. —

Die Chinesen haben jetzt gelernt, daß ein Land ohne Kriegsheer, Flotte und Festungen zur Verheerung und Zerstückelung verurteilt ist, und sind nun endlich aus ihren alten Irrtümern erwacht. Heute besitzt China schon eine immer größer werdende Flotte und ein Heer von mehr als hunderttausend Mann, das mit den neuesten Gewehren bewaffnet ist und von japanischen Offizieren gedrillt wird.

Jetzt reisen junge Chinesen nach Europa und Amerika und studieren zu Zehntausenden an den Hochschulen Japans. China hat selbst viele Universitäten nach europäischem Muster gegründet, und es hat Zeitungen, in denen die Tagesfragen besprochen werden. In der Tiefe ihrer Seele denken gewiß die meisten Chinesen: „Laßt uns die Kriegskunst der Europäer gründlich erlernen, denn nur mit ihren eigenen Waffen können wir uns ihrer erwehren!"

Mit dem Jahre 1916 wird nun auch das Opiumverbot in Kraft

Digitized by Google

treten. Die Chineſen, eine ſo kräftige, zähe und gutgewachſene Menſchenraſſe, werden dann noch mehr an Kraft und Geſundheit zunehmen. Sie werden ihr Land gegen fremde Eindringlinge und Eroberer zu verteidigen wiſſen. Die Europäer ſäen alſo jetzt Drachenzähne im Reich der Mitte! Aber einſt wird der Drache ſich erheben und ſeinen Erziehern die Krallen in die Bruſt drücken! Man ſpricht in Europa ſchon jetzt von der „gelben Gefahr"; man fürchtet eine neue Völkerwanderung von Oſten her, unüberſehbare Chineſen- und Japanerſcharen, die Europa überſchwemmen und den Weißen die Herrſchaft über die Erde entreißen werden. Aber ſo ſchlimm wird es wohl nicht werden. Hoffen wir nur, daß die Chineſen verſtehen werden, das zu verteidigen, was ihr Erbe und ihr Eigentum iſt. Ein viertauſendjähriges Erbe!

56. Der Blaue Fluß.

Der Blaue Fluß oder Jang-tſe-kiang, der Mekong und der Saluën, entſpringen im öſtlichen Tibet und durchſtrömen dort parallel nebeneinanderliegende, tief eingeſchnittene Täler, die ſich in ſüdlicher Richtung hinziehen. Doch während der Mekong und der Saluën ihren Lauf nach Süden bis ans Meer fortſetzen, macht der Blaue Fluß in Weſtchina eine ſcharfe Biegung nach Oſten und teilt das Reich der Mitte in zwei Teile.

Nur die Europäer nennen Chinas größten Strom den „Blauen Fluß". Die Chineſen ſelber nennen ihn den Großen oder den Langen Fluß oder, ganz oben im Weſten, den Goldſandfluß. Nur drei Flüſſe der Erde ſind länger als er: der Nil, der Miſſiſſippi und der Amazonenſtrom. Der Ob und der Jeniſſei ſind ebenſo lang wie der „Blaue", nämlich 5200 Kilometer lang. Und der Blaue Fluß führt durchſchnittlich 244mal ſoviel Waſſer wie die Themſe, an der London liegt!

In einer Hinſicht ſteht der Blaue Fluß unter allen Flüſſen der Erde obenan. Denn in ſeinem Flußgebiet wohnen nicht weniger als 180 Millionen Menſchen, ja, ein Achtel der Geſamtbevölkerung der Erde wohnt im Gebiet dieſes einen Fluſſes! Der Vizekönig über zwei der Flußprovinzen, Hupe und Hunan, hat mehr Untertanen, als

Digitized by Google

irgendein Land in Europa, Rußland ausgenommen. Chinas eine, die westliche Provinz Szetschuan, die der Blaue Fluß ebenfalls durchfließt, ist an Areal und an Bevölkerungsziffer so groß wie Frankreich. Bei solchen Vergleichen schrumpft Europa mächtig zusammen!

Am Blauen Fluß liegt eine ganze Reihe alter, berühmter Städte. Tschungking ist die Hauptstadt der Provinz Szetschuan, und bis hier hinauf gehen europäische Flußdampfer. Hankou ist die größte Handelsstadt Innerchinas. Nanking, in der Nähe der Mündung, war einst die Hauptstadt des chinesischen Reiches. Im Südwesten der Stadt Hankou liegt am Südufer des Blauen Flusses ein großer See. See heißt auf Chinesisch „hu", „king" bedeutet Kaiserstadt, „pe" Norden und „nan" Süden. Peking bedeutet also „die nördliche Kaiserstadt" und Nanking „die südliche Kaiserstadt". Hupe bedeutet „im Norden des Sees" und Hunan „im Süden des Sees".

Die im Süden des Sees liegende Provinz Hunan ist eine der merkwürdigsten in ganz China. Ihre Bewohner sind kräftige, unabhängige Menschen und die besten Soldaten; aber sie sind weit heftigere Feinde der Fremden als andere Chinesen. Die Hauptstadt Hunans, Tschangscha, war von alters her ein Herd des Ausländerhasses und der revolutionären Bewegungen gegen die Fremden.

Bis nach Hankou hinauf gehen selbst die größten Ozeandampfer, nach der Hauptstadt Szetschuans kleinere Dampfschiffe. Sie sind böse Konkurrenten der Dschonken, die zu vielen Zehntausenden den Waren- und Personenverkehr auf dem großen Fluß seit unvordenklichen Zeiten aufrechterhalten haben. Es gibt viele Dschonkenarten; einige sind groß, andere klein, einige in ihrer Bauart den unteren, ruhigen Teilen des Flußlaufes angepaßt, andere wieder den Stromschnellen in Hupe und Szetschuan. Doch hübsch und zweckmäßig sind sie immer, und sie bilden stets eine Zierde des großartig schönen, beständig wechselnden Landschaftsbildes, in dessen Mitte der Fluß sich sein Bett eingeschnitten hat. Hier könnte ein Maler sein ganzes Leben zubringen, ohne auch nur einen Tag aus Mangel an Motiven müßig zu gehen.

In einigen Gegenden nimmt man zum Bau der Dschonken Zypressenholz, in anderen dünne eichene Planken. Dies geschieht, um das Boot elastisch und geschmeidig zu machen und das Risiko, daß

Digitized by Google

in den Stromſchnellen Lecke entſtehen könnten, zu verringern. An gefährlichen Stellen nimmt man Lotſen an Bord. Und doch hat man ausgerechnet, daß jede zehnte Dſchonke ſich feſtfährt und jede zwanzigſte vollſtändig wrack wird. Die Reiſe von Hankou nach Tſchungking dauert 35 Tage, zurück aber nur 9 Tage, da man dann mit der Strömung treibt. Das Flußabwärtsfahren iſt am gefährlichſten, gerade hierbei finden die meiſten Schiffbrüche ſtatt.

Chineſiſche Dſchonke.

Jede große Dſchonke hat ein kleines Beiboot, das immer zur Hand iſt, um Waren und Paſſagiere ans Land zu ſetzen. Eine große Dſchonke iſt 12 Meter lang; im Achter iſt ſie hochgebaut und hat hier eine Art Kajüte, die mit geflochtenen Stroh- oder Grasmatten gedeckt iſt. Eine den Fluß hinaufgehende Dſchonke nimmt zweieinhalb Tonnen Laſt ein, eine hinuntergehende ſechs. Das Fahrzeug wird mit Rudern manövriert, von denen einige ſo groß ſind, daß ihre Bedienung acht Mann erfordert. Sie werden meiſt benutzt, wenn man mit der Strömung treibt, damit das große, als Steuer dienende Ruder das Boot regieren kann. Die Dſchonke hat auch

Digitized by Google

einen Maſt und ein Segel, das aber nur benutzt wird, wenn es ſtromaufwärts geht und günſtiger Wind weht. Sowie es flußabwärts geht, wird es eingezogen. Im übrigen iſt das Boot abgefacht, d. h. es hat eine Art waſſerdichter Schotte, um nicht ſofort zu ſinken, wenn es leck wird. Infolgedeſſen kann man das Boot oft noch am Ufer auflaufen laſſen, ehe es ſich mit Waſſer füllt und untergeht.

Wie iſt es nun möglich, mit einem ſo großen, ſchwerbeladenen Boot gegen die ſtarke, ſaugende Strömung den Fluß hinaufzufahren? Denn es iſt klar, daß das Schiff ſelbſt beim günſtigſten Wind die Stromſchnellen wie eine Nußſchale wieder hinuntertanzen würde. Um dies zu verhindern, wird eine aus Bambusfaſern geflochtene, 100 Meter lange Troſſe am Vorderende der Dſchonke befeſtigt, und mit dieſer Troſſe wird das Boot von etwa ſechzig Männern, die in einer Reihe am Ufer entlanglaufen, aufwärtsgezogen. Das Ufer iſt jedoch gewöhnlich ſehr abſchüſſig, die Felſen ſteigen faſt lotrecht aus dem Fluſſe auf. Mit affenartiger Gewandtheit ſchlüpfen die Männer auf den ſchmalen Felspfaden hin und um lebensgefährliche Vorſprünge herum. Dabei ſingen ſie, um ſich die Arbeit zu erleichtern. Die Aufſeher folgen und treiben ſie mit Rufen und Schlägen an; aber ſie ſchlagen nicht hart zu und immer nur mit einem Bambusbündel, das mehr Geräuſch als Schmerz verurſacht.

Auf dieſe Weiſe wird die Dſchonke längs des Ufers den Fluß hinaufgezogen. Oft ſieht man von dem Felſenpfad aus weder das Boot noch den Fluß. Durch mehrere Trommeln an Bord ſetzt ſich der Führer des Bootes mit den ziehenden Männern in Verbindung. Außerdem ſtehen noch ſechs Mann ſtets bereit, die Troſſe loszumachen, wenn ſie an einem vorſpringenden Felſenſtück hängengeblieben iſt. Einige andere, die vollſtändig nackt ſind, verrichten denſelben Dienſt unten im Waſſer.

An den Felſen längs des Fluſſes ſieht man Rillen und Furchen, die von dieſen Troſſen geſcheuert wurden. Aber dieſe Art Transport iſt hier auch ſchon ſeit vielen tauſend Jahren üblich. An Bord bleiben immer etwa zwanzig Mann Beſatzung, um zu ſteuern und das Boot mit langen Stangen vom Ufer abzuhalten oder beim Hinaufziehen des Bootes gegen die Strömung zu helfen.

Dieſe Leute arbeiten wie Galeerenſklaven. Ihre Arbeit iſt lebens-

Digitized by

gefährlich. Sie haben die steilen Felswände und den strudelnden Fluß unter sich. Eine Woche nach der anderen keuchen sie gebückt unter der Trosse dahin. Ihr ganzer Leib ist voller wundgescheuerter Stellen, die kaum zu heilen begonnen haben, wenn sie schon wieder abgescheuert werden. Besonders in den Schultern sieht man die Spuren des Seilziehens. Sie haben ein schweres Leben, sind aber dennoch vergnügt. Sie werden wie Hunde behandelt und singen trotzdem. Und wieviel Lohn erhalten sie für eine ganze, fünfunddreißig Tage dauernde Reise den Fluß hinauf? Nun, drei Mark, täglich dreimal Reis und dreimal während der ganzen Zeit auch Speck! Für die Reise abwärts, wobei die Arbeit viel leichter ist und nur ein Viertel der Zeit dauert, erhalten sie eine Mark. Diese Arbeiter erhalten also für einen zehnstündigen Arbeitstag dreizehn Pfennig Lohn! Und trotzdem scherzen und lachen sie.

Im Februar ist der Wasserstand des Flusses am niedrigsten, dann ist das Wasser klar. Städte und Dörfer liegen 50 Meter hoch über dem Spiegel des Flusses. Sie erheben sich mit ihren Mauern, Treppen, Toren und Pagoden gewöhnlich in den flachen Dreiecken der Talmündungen. Jeder Zoll Boden der Hügel und der Täler ist bewaldet oder dient als Acker. Im Lauf des Frühlings beginnt der Fluß zu steigen, und im Sommer ist er eine ungeheure, schokoladenbraune oder grauschmutzige, hochangeschwollene Wassermasse. An einigen Stellen, wo das Tal sich verengt, kann das Wasser dann volle 30 Meter höher stehen als im Februar. Dann ist das Befahren des Flusses gefährlich, weil das Wasser alle Bänke, Felsblöcke und Klippen verdeckt, und Strudel und kochende Wirbel entstehen. Die von der Strömung mitgerissene Dschonke saust mit einer Geschwindigkeit von 10 Kilometern in der Stunde flußabwärts.

Unterhalb der Dörfer und der Städte liegen ganze Scharen solcher Dschonken, die auf Arbeit warten. Jeder einzige Felsen, jede Biegung hat ihren besonderen Namen, die „gelbe Katze", das „schlafende Schwein", der „Doppeldrache" oder dergleichen. Auch an Piraten fehlt es hier nicht. Ihre Raubnester liegen in den Bergen, und von dort aus überfallen sie die Dschonken an geeigneten Stellen. Daher sieht man bisweilen an vorspringenden Felswänden große Schriftzeichen; sie bedeuten: „Der Wasserweg ist nicht sicher", oder

Digitized by

„Kleine Dschonken müssen rechtzeitig vor Anker gehen". Auf diese Weise werden die Bootsbesitzer vor der Gefahr gewarnt.

Der Verdienst, den ein Bootseigentümer erwirbt, scheint auch nicht groß zu sein. Er kann sich freuen, wenn er nach Hin- und Rückfahrt mit seiner Dschonke ohne Havarie in Hankou anlangt, um dort gleich neue Last einzunehmen und wieder auf die Reise zu gehen. Mit freundlichen Augen wird er die großen russischen Schiffe, die in Hankou mit Tee befrachtet werden, ganz gewiß nicht ansehen. Hankou ist Chinas größter Teehafen, und China die Heimat des Teestrauches. Erst vor 250 Jahren wurde der Tee in Europa bekannt; jetzt trinkt man ihn hier so allgemein, wie in vielen anderen Teilen der Erde. In England und in Rußland ist er sogar Nationalgetränk geworden. Die Russen pflegten ehemals ihren Tee auf den Karawanenstraßen durch die Mongolei und Sibirien zu befördern; jetzt nimmt die Teeausfuhr Chinas ab, und Indien und Ceylon haben das Reich der Mitte darin überflügelt.

57. Die Mongolei.

Zwischen China im Süden und Ostsibirien im Norden dehnt sich das ungeheure Gebiet Innerasiens aus, das den Namen Mongolei führt. Die Chinesen nennen sie das „Grasland". Doch sehr große Teile dieses Landes sind auch wasserlose Wüsten, wo der Flugsand sich zu hohen Dünen anhäuft und wo die Karawanenstraßen und ihre Brunnen weit auseinander liegen. Jenen Wüstengürtel, einen der größten unserer Erde, nennen die Mongolen Gobi, was in ihrer Sprache Wüste bedeutet. Die Chinesen nennen diesen Gürtel Schamo, was auf Deutsch Sandwüste heißt.

Ich erwähnte schon, daß die Mongolei unter chinesischer Herrschaft steht und daß das geistliche Oberhaupt der Mongolen, ihr Papst, der Dalai Lama in Tibet ist. Sie haben auch eine Menge Lamaklöster und pilgern alljährlich in großer Anzahl nach Lhasa. Ein erstaunlich großer Teil der männlichen Bevölkerung widmet sich dem Klosterleben und tritt in die Mönchsorden ein. Die Chinesen freuen sich darüber, denn das friedliche Klosterleben läßt die in alter Zeit so kriegerischen, wilden Mongolenhorden ihre eigene Kraft vergessen; der Gottesdienst vor der Buddhastatue in den Tempelsälen lenkt

Digitized by Google

ihre Gedanken in andere Bahnen. Sie denken nicht mehr daran, daß ihr Volk einst fast ganz Asien und halb Europa mit seinem Szepter beherrschte und daß ihre Vorfahren, „die goldene Horde", vor 700 Jahren den Kaukasus überschritten, sich das ganze Rußland tributpflichtig machten und den übrigen Westen in Schrecken setzten. Und sie haben vergessen, daß einst ihre Vorfahren das ganze Reich der Mitte eroberten und in der gelben Erde den Kaiserkanal ausgruben, den die Dschonken der Chinesen noch heute befahren. Von dem wütendsten Waffenklirren, dem je die Welt zitternd lauschte, ist jetzt nicht einmal mehr ein Echo übrig geblieben. Die Schwerter sind in ihrer Scheide festgerostet, und die Mongolenfürsten, die China seine Vasallen oder Tributfürsten nennt, wohnen friedlich auf den Steppen in ihren Zelten mit ihren acht Bannern.

Die Mongolen sind Nomaden. Sie besitzen große Schaf- und Ziegenherden und leben von Schaffleisch, Milch, Butter und Käse. Zu ihren Haustieren gehören auch das zweihöckerige Kamel und ein kleines, zähes, starknochiges Pferd. Ihr Leben ist ein immerwährendes Wandern. Mit ihren Herden ziehen sie von einer Steppe nach der andern. Wenn in einer Gegend die Dürre das Wachsen des Grases verhindert hat oder alles Gras dort abgeweidet ist, brechen sie auf, beladen die Kamele mit ihren Zelten und ihrer übrigen Habe und suchen bessere Weideplätze auf. Das Zelt der Mongolen ähnelt in seiner Gestalt einer Käseglocke; sein Gestell ist ein Gitter aus zähen, festen Latten und wird mit schwarzen Friesdecken überzogen, genau wie bei den Chinesen. Die gleichen Naturverhältnisse und Lebensbedingungen rufen eben bei verschiedenen Völkern in verschiedenen Teilen der Erde dieselbe Lebensweise und dieselben Gewohnheiten hervor.

Die Mongolen sind ein gutmütiges, liebenswürdiges Volk. Ich habe sie an den Rändern ihres großen Gebietes kennen gelernt, und bin auch einmal quer durch die Mongolei gereist. Der Ausgangspunkt war Peking, und die Reise ging gerade nach Nordwesten; zuerst durch die östlichen Grenzgebirge des mongolischen Plateaulandes, dann die ganze Mongolei hindurch und schließlich durch den Teil Ostsibiriens, wo der Baikalsee zwischen hohen Gebirgen liegt. Es war Ende März und Anfang April 1897. Damals war die

Digitized by

ſibiriſche Eiſenbahn erſt bis Kansk, einer kleinen Stadt im Oſten des Jeniſſei, fertig. Es war die längſte Wagenfahrt, die ich in meinem Leben gemacht habe, denn von Peking nach Kansk ſind 3000 Kilometer, und unterwegs ruhte ich nur einen einzigen Tag, nämlich in Irkutsk, der Hauptſtadt Oſtſibiriens.

3000 Kilometer durch Steppe und Wüſten, über verſchneite, bewaldete Berge und durch überfrorene Täler! Wie klapperten da die Hufe der Pferde auf dem hartgefrorenen Boden, und wie viele Male drehten ſich die Räder meiner Wagen!

In Peking hatte ich mich mit allem verſehen, was ich auf der Fahrt nach der ruſſiſchen Grenze brauchte. Zunächſt mit einem chineſiſchen Paß, der mich berechtigte, die Mongolen und ihre Pferde aufzubieten und, wenn es mir beliebte, in ihren Zelten zu übernachten. Ferner mit Proviant: Konſerven, Brot, Tee, Zucker und andern notwendigen Dingen. Von der ruſſiſchen Geſandtſchaft wurden mir zwei Koſaken als Eskorte mitgegeben; arme Kerle, die dieſen ganzen langen Weg in geſtrecktem Galopp zurücklegen ſollten! Aber ſie waren damit zufrieden und freuten ſich ſehr, nach beendeter Dienſtzeit in Peking in ihre ſibiriſche Heimat zurückzukehren.

Man fährt in der Mongolei nicht auf gewöhnliche Weiſe. Man hat keinen Kutſcher auf dem Bock, ſitzt nicht bequem zurückgelehnt in einem mit Federn verſehenen, vierräderigen Wagen und läßt den Blick halb träumend am Rand des Horizontes hinſchweifen. Nichts von alledem! Hier gibt es weder gebahnte Straßen, noch Poſthaltereien. Man muß jedoch unaufhörlich die Pferde wechſeln. Die friſchen Pferde erhält man in den Zeltdörfern der Mongolen. Aber die Mongolen ſind Nomaden, und ihre Dörfer ſind auch beſtändig auf der Wanderſchaft. Da muß man nun zunächſt wiſſen, wo die Dörfer gerade liegen, und zweitens den Leuten vorher mitteilen laſſen, daß ſie eine beſtimmte Anzahl Pferde bereitzuhalten haben. Deshalb werden reitende Kuriere vorausgeſchickt, und das Stellen der friſchen Pferde geſchieht dann ſtets aufs pünktlichſte. Aber nur die Mongolen ſelber wiſſen, wo die Nachbardörfer gerade liegen, und aus jedem Dorfe nimmt man daher einige Mongolen als Begleiter mit. Und gerade, weil hier auch die Dörfer wandern, fährt man immer in gerader Linie vom einen zum andern. Daher kann man

Digitized by Google

hier auch nie auf einer bestimmten Straße bleiben, sondern fährt quer durch die Wüste und über die Steppe und sieht gewöhnlich nirgends einen Schimmer von alten Wagengeleisen.

Der Wagen ist ein sehr einfaches Gefährt. Ein gar zu einfaches! Das merkt der Reisende schon, wenn er die erste Poststation noch nicht einmal hinter sich hat. Es ist ein hölzerner Karren auf zwei mittelgroßen Rädern, ganz überdacht, nach oben hin tunnelförmig abgerundet und mit blauem Tuch überzogen. Ein kleines Fenster an der vorderen Querseite und zwei Seitenfenster gewähren dem Reisenden freien Ausblick auf die Steppe. Das Fensterglas ist in dem über das Dach gespannten Tuch befestigt und kann daher bei der Erschütterung nicht zerspringen. Der Karren aber hat keine Federn! Sein Boden ruht direkt auf der Räderachse. Einen Sitz hat er auch nicht. Man legt deshalb soviel Kissen, Pelze und Friesdecken, wie man auftreiben kann, hinein und sitzt darauf, um nicht ganz windelweich gerüttelt zu werden. Man hat auch nur soviel Platz darin, daß man eben die Beine ausstrecken kann. Und der Platz ist immer nur auf eine Person berechnet.

Es ist also ein Karren gewöhnlicher chinesischer Sorte mit einer Gabeldeichsel, in welche ein Pferd oder ein Maulesel eingespannt wird. In China sitzt der Kutscher auf dem einen Gabelarm oder läuft neben dem Wagen her. Ich hatte meine Reisetasche an der Unterseite der Gabelarme festgeschnürt. Mein großes Gepäck hatte ich mit Kamelen vorausgeschickt, aber es kam ein halbes Jahr nach mir in Stockholm an.

Das Anspannen ist das allersonderbarste. Am äußersten Ende jedes Gabelarmes ist eine derbe Seilöse befestigt. Durch die beiden Ösen wird ein langer runder Querbaum geschoben. Zwei reitende Mongolen nehmen die beiden Enden des Querbaums im Sattel auf ihre Knie. Zwischen den Gabelarmen läuft hier kein Zugtier. An den Enden des Querbaums sind lange Stricke befestigt. Zwei andere Reiter winden sich die Enden dieser Stricke zweimal um den Leib. Reitpeitschen haben sie alle, und wenn alles zum Abfahren fertig ist, sausen die vier Reiter spornstreichs über die Steppe hin, den Karren nachziehend.

An beiden Seiten reiten zwanzig andere Mongolen, die zur

Digitized by Google

Hälfte in den aufgewirbelten Staubwolken verschwinden. Plötzlich sieht man zwei von ihnen von hinten her neben die Männer, auf deren Knien der Querbaum ruht, hinreiten. Die beiden neuen Pferde senken von selber den Kopf und stecken ihn unter den Baum, der auf den Knien ihrer Reiter liegen bleibt, während seine bisherigen Träger ihre Pferde anhalten und den Wagen weiterrollen lassen. Dann gesellen sie sich zu der übrigen Schar. Während des Pferdewechsels, der nur zwei Sekunden in Anspruch nimmt, hält der Wagen nicht an. Er fährt mit genau derselben wütenden Geschwindigkeit weiter. Man muß sich nur darüber wundern, wie leicht und gewandt dies alles vor sich geht, und wenn man nicht gerade aus dem Vorderfenster des Wagens guckt, so wird man dieses oft wiederkehrende Pferdewechseln gar nicht gewahr.

Auf dieselbe Weise werden auch die beiden Vorreiter und ihre Pferde bei der größten Geschwindigkeit unaufhörlich gewechselt. Wenn einer von ihnen müde wird, kommt ein neuer Reiter herangesaust und windet sich den Zugstrick um den Leib.

Nach zwei oder drei Stunden erblickt man vor sich auf der Steppe ein aus mehreren Zelten bestehendes Dorf. Hier stehen einige dreißig Pferde mit ihren Besitzern, die am Tag vorher von den Kurieren aufgeboten wurden, bereit. Wenn man im Dorfe anlangt, hält der Karren mit einem Ruck, und die Enden der Gabelarme neigen sich nach unten. Einer der Kosaken erkundigt sich, ob man aussteigen, in einem Zelt ausruhen, essen oder Tee trinken, oder ob man lieber sofort weiterfahren wolle. Ich pflegte nachts bei den Mongolen zu bleiben, um nicht von diesem rasenden Fahren ganz elend zu werden. Auf jeder Station erhalten die bis dahin mitgekommenen Mongolen zusammen einige Rubel. Man bezahlt hier immer mit blanken Silberrubeln, denn die Mongolen wollen weder Papiergeld noch Kleingeld haben. Die Silberrubel werden nämlich von ihren Frauen als Schmucksachen verwendet.

Noch vor Sonnenaufgang geht es wieder über die endlose Steppe hin. Vor kleineren Schluchten und Wasserrinnen scheuen sich die Reiter nicht im geringsten, nur wenn ganz tiefe Gräben den Weg in der Quere schneiden, mäßigen sie ihre Geschwindigkeit. Oft aber kommen sie gar nicht mehr dazu, einem Steinblock oder einer

Digitized by Google

Grube auszuweichen, und wenn dann die Räder darüber hinsausen und der Wagen einen Satz macht, wird man bis an das Wagendach geschleudert und rollt zwischen seinen Pelzen und Kissen hin und her!

In der nördlichen Mongolei lag hoher Schnee, und hier wurde mein Karren von Kamelreitern gezogen. Ich war schon so zerschlagen und elend, daß es mir wie eine angenehme Ruhezeit erschien, als es nun mit gemäßigterem Schritt durch den weichen Schnee dahinging.

58. Dschingis Chan.

Im Jahre 1162 wurde in der Mongolei ein Häuptling wilder Reiterhorden geboren, der den Namen Dschingis Chan trug. Er unterwarf sich alle Nachbarstämme, und was Mongolen hieß, sammelte sich unter seiner Fahne. Je höher seine Macht wuchs, desto größere Ländergebiete wollte er erobern, und er gab sich nicht eher zufrieden, als bis fast ganz Asien seinem Szepter gehorchte! Sein Wahlspruch war: „Ein Gott im Himmel und ein Großchan auf Erden." Er begnügte sich nicht mit einem Reiche, das so groß wie das Alexanders des Großen oder Cäsars war, sondern er wollte über die ganze bekannte Erde herrschen, und mit diesem Ziel vor Augen ritten er und seine Reiterhorden in dem großen Weltteil von einem Land ins andere. Überall ließ er Jammern und Wehklagen, verwüstete oder eingeäscherte Städte hinter sich zurück. Es war der größte und zugleich wildeste Eroberer, den die Weltgeschichte kennt. Als er auf dem Gipfel seiner Macht stand, waren ihm unzählige Völker tributpflichtig, von der Hinterindischen Halbinsel bis nach Nowgorod hin, von Japan bis nach Schlesien. Seinen Hof besuchten Gesandte französischer Könige, des türkischen Sultans, der russischen Großfürsten, der Kalifen und der Päpste jener Zeit. Weder früher noch später hat jemals ein Mann die Menschenkinder in solchem Grade in Bewegung gebracht und so viele verschiedene Völker wider ihren Willen zum Verkehr miteinander gezwungen. Dschingis Chan herrschte und gebot über mehr als die Hälfte des Menschengeschlechtes, und noch heute lebt der Schrecken vor ihm in vielen der Länder, die er verwüstet und verheert hat!

Digitized by Google

Bei seinem Tode war Dschingis Chan 65 Jahre alt, und er hinterließ sein unermeßliches Reich vier Söhnen als Erbe. Einer dieser vier war der Vater des Kublai Chan, der im Jahre 1280 China eroberte und im Reich der Mitte der Gründer der mongolischen Kaiserdynastie wurde. Sein Hof war noch glänzender als der seines Großvaters, und wir besitzen noch eine genaue Beschreibung des Großchans und seines Reiches, die der Mann verfaßt hat, von dem ich jetzt sprechen will.

59. Marco Polo.

Im Jahre 1260 hielten sich in Konstantinopel zwei Kaufleute aus Venedig auf. Sie hießen Niccolò und Maffeo Polo. Ihr sehnlicher Wunsch, neue Handelsverbindungen mit Asien anzuknüpfen, lockte sie nach der Krim und von dort, über die Wolga hinüber, zuerst nach Buchara und dann an den Hof des Großchans Kublai Chan. Damals hatte man durch die Reisen katholischer Missionare dunkle Kenntnis von einem großen zivilisierten Reiche fern im Osten.

Der Großchan, der noch nie Europäer gesehen hatte, freute sich über die Ankunft der Venezianer, nahm sie freundlich auf und ließ sich von ihnen über alles Wunderbare berichten, was es in ihrer eigenen Heimat zu sehen gab. Dann beschloß er, ihnen einen Brief an den Papst mitzugeben, worin er bat, hundert gelehrte, kenntnisreiche Missionare nach dem Orient zu senden. Er wolle sich ihrer bedienen, um die wilden Stämme der Steppe gesittet zu machen und aufzuklären.

Nach neunjähriger Abwesenheit kehrten die beiden Kaufleute nach Venedig zurück. Der Papst war gestorben, und sie warteten zwei Jahre lang vergeblich auf die Wahl eines Nachfolgers. Da sie aber nicht wollten, daß der Großchan sie für treulos halte, beschlossen sie, sich wieder nach dem fernen Osten zu begeben, und auf diese Reise nahmen sie Niccolòs Sohn, den fünfzehnjährigen Marco Polo mit.

Unsere drei Reisenden begaben sich nun über Syrien nach Mossul in unmittelbarer Nachbarschaft der Ruinen Ninives, von dort nach Bagdad und Hormus, einer Stadt an der schmalen, den Persischen Golf mit dem Arabischen Meere verbindenden Meerenge. Dann

Digitized by Google

reiſten ſie nordwärts durch ganz Perſien und Nordafghaniſtan den Amu-darja hinauf nach dem Pamir und benutzten Straßen, die nach ihnen ſechshundert Jahre lang auf neue Reiſende aus Europa warten ſollten! Über Jarkent, Chotan und den Lop-nor, lauter Orte und Gegenden, die wir ſchon kennen, und durch die Wüſte Gobi ging nun ihr Weg nach China.

Im Jahre 1275 erreichten ſie nach mehrjähriger Reiſe endlich den Hof des Großchans in der öſtlichen Mongolei. Dem Herrſcher gefiel Marco Polo ſehr, und er hörte mit Vergnügen, daß der Jüngling mehrere orientaliſche Sprachen leſen, ſchreiben und ſprechen gelernt hatte. Er ſagte ſich, ein ſo tüchtiger, kenntnisreicher Menſch könne ihm nützlich werden, und nahm ihn in ſeinen Dienſt. Der erſte Auftrag, der dem jungen Polo anvertraut wurde, war eine Dienſtreiſe nach dem nördlichen und dem weſtlichen China. Polo hatte gemerkt, daß Kublai Chan merkwürdige, ſeltſame Erzählungen aus fremden Ländern liebte, und deshalb bewahrte er alles, was er ſah und erlebte, ſorgfältig im Gedächtnis, um es nachher dem Kaiſer zu erzählen. So ſtieg er immer höher in der Gunſt des Großchans, wurde auf neue Amtsreiſen ausgeſchickt, die ihn ſogar nach Indien und an die Grenze Tibets führten, war drei Jahre lang in einer großen Stadt Gouverneur und wurde auch daheim in der Hauptſtadt Peking beſchäftigt.

Marco Polo erzählt unter anderm, wie der Kaiſer zur Jagd umherreiſte. Er ſitzt in einer Sänfte, die einem kleinen Zimmer mit einem Dache gleicht und von vier Elefanten getragen wird. Die Außenſeite der Sänfte iſt mit gehämmerten Goldplatten bedeckt, das Innere mit Tigerfellen ausgelegt. Neben ihm ſitzen zwölf ſeiner beſten Jagdfalken, und neben der Sänfte reiten mehrere Herren ſeines Gefolges. Hin und wieder ruft einer von ihnen: „Majeſtät, ſehen Sie nur die Kraniche!“ Dann läßt der Kaiſer ſofort das Dach ſeiner Sänfte öffnen und einen der Falken auf das Federwild ſtoßen; an dieſem Sport hat er großes Vergnügen. Nachher begibt er ſich ins Lager, das aus zehntauſend Zelten beſteht. Sein eigenes Empfangszelt iſt ſo groß, daß tauſend Perſonen ohne Schwierigkeit darin Platz finden; in einem zweiten finden geheime Beratungen ſtatt, und ein drittes dient zum Schlafen. Sie werden von drei Zelt-

Digitized by Google

stangen gehalten und sind außen mit Tigerfellen, innen mit Hermelin- und Zobelfellen überzogen. Marco Polo versichert, diese Zelte seien so fein und kostbar ausgeschmückt, daß nicht jeder König ein solches Zelt bezahlen könne!

Nur die vornehmsten Edelleute dürfen den Kaiser bei Tafel bedienen. Dabei sind ihnen Mund und Nase mit seidenen, golddurchwirkten Tüchern verbunden, damit ihr Atem nicht die Schüsseln und Becher besudle, die sie ihrem hohen Herrn darbieten! Und jedesmal, wenn der Kaiser trinkt, spielt eine große Musikkapelle, und alle Anwesenden fallen auf die Knie.

Alle Kaufleute, die nach der Hauptstadt kommen und besonders diejenigen, welche mit Gold und Silber, Edelsteinen und Perlen handeln, dürfen ihre Kostbarkeiten einzig und allein an den Kaiser verkaufen. Und Marco Polo findet es ganz natürlich, daß Kublai Chan größere Schätze besitzt als alle Könige der Welt, da er immer nur mit Papiergeld bezahlt, das er nach Gutdünken herstellen läßt! Dazumal war also in China schon Papiergeld im Umlauf.

So lebten Marco Polo, sein Vater und sein Oheim viele lange Jahre im Reich der Mitte und erwarben sich durch Klugheit und Fleiß ein großes Vermögen. Doch der Kaiser, ihr Beschützer, war alt, und sie fürchteten, daß ihre Lage nach seinem Tode anders werden könne. Sie sehnten sich auch nach Venedig zurück, aber jedesmal, wenn sie von ihrer Abreise sprachen, bat Kublai Chan sie, noch eine Weile damit zu warten.

Indessen trug sich eine Begebenheit zu, die ihnen die Abreise ermöglichte. Auch Persien stand damals unter mongolischer Herrschaft, und sein Fürst oder Chan war ein naher Verwandter Kublai Chans. Der persische Chan hatte nun seine Lieblingsgemahlin verloren und wollte ihren auf dem Sterbebett ausgesprochenen Wunsch, daß er eine Fürstin aus ihrem eigenen Stamme heiraten möge, erfüllen. Er schickte daher Gesandte in dieser Angelegenheit an Kublai Chan. Sie wurden freundlich empfangen, und man suchte dem Chan von Persien eine hübsche, junge Prinzessin aus. Da man jedoch meinte, die Landreise von Peking nach Täbris, die gegen 7000 Kilometer betrug, werde für ein so junges Mädchen zu beschwerlich sein, beschloß man, zu Wasser nach Persien zurückzukehren!

Digitized by

Die Gesandten hatten die drei Venezianer aufrichtig achten gelernt und sich sehr mit ihnen angefreundet. Sie baten daher Kublai Chan um die Erlaubnis, sie mitnehmen zu dürfen, denn jene seien alle drei geschickte Seeleute, und Marco Polo, der ja erst kürzlich in Indien gewesen sei, könne ihnen mancherlei wertvolle Auskunft über die Seereise dorthin erteilen. Nach vielen Bitten gab Kublai Chan nach und rüstete die ganze Gesellschaft mit großer Freigebigkeit aufs beste aus. Im Jahre 1292 segelten sie von der chinesischen Küste in der Richtung nach Süden ab.

Während der Reise hatten sie mit vielen Widerwärtigkeiten, Stürmen, Schiffbruch und Fieberkrankheiten, zu kämpfen. An den Küsten der Insel Sumatra und Indiens wurden sie lange aufgehalten, ein großer Teil der Mannschaft erlag den Krankheiten, und auch zwei der drei Gesandten starben, aber die junge Prinzessin und ihre venezianischen Ritter gelangten unversehrt nach Persien. Der Chan war leider inzwischen gestorben, und die Prinzessin mußte sich mit seinem Neffen begnügen! Sie war sehr betrübt, als die drei Herren Polo sich von ihr verabschiedeten, um über Täbris, Trapezund, den Bosporus und Konstantinopel nach Hause zurückzukehren. Als sie im Jahre 1295 dort anlangten, waren sie vierundzwanzig Jahre fortgewesen!

Unter ihren Verwandten und Freunden in Venedig hatten sie als längst verstorben gegolten. Sie selber hatten ihre Muttersprache fast vergessen und erschienen in ihrer Vaterstadt in einfacher, stark abgetragener orientalischer Kleidung. Das erste, was sie taten, war, ihr altes Vaterhaus aufzusuchen und an seine Tür zu klopfen. Doch ihre Verwandten erkannten sie nicht wieder, wollten ihren abenteuerlichen Erzählungen keinen Glauben schenken und hießen sie ihrer Wege gehen!

Die drei Herren Polo bezogen nun ein anderes Haus und luden ihre Verwandtschaft zu einem großartigen Gastmahl ein. Als die Gäste sich an den gedeckten Tisch gesetzt hatten und die Mahlzeit beginnen sollte, traten die drei Wirte ein, in lange Gewänder aus kostbarer dunkelroter Seide gekleidet. Und als das Wasser zum Händewaschen herumgereicht wurde, wechselten sie ihre Kleider und hüllten sich in asiatische Mäntel vom feinsten Gewebe. Die seidenen

Digitized by Google

Gewänder aber zerschnitten sie in Stücke, die unter die Dienerschaft verteilt wurden. Darauf erschienen sie in den wertvollsten Samtanzügen, während die gewebten Mäntel ebenfalls den Dienern überlassen wurden. Und schließlich wanderten auch die Samtanzüge denselben Weg!

Alle Gäste waren aufs höchste erstaunt über das, was sie sahen. Als aber die Speisen abgetragen waren und die Diener sich entfernt hatten, erhob sich Marco Polo und holte die schäbigen, abgetragenen Kaftane, welche die drei Reisenden getragen hatten, als ihre Verwandten sie nicht hatten kennen wollen. Nun begannen sie die Nähte dieser Kleidungsstücke mit scharfen Messern aufzutrennen, und dabei fielen ganze Haufen edler Steine auf den Tisch, Rubinen, Saphire, Karfunkel, Diamanten und Smaragden! Denn als Kublai Chan sie hatte reisen lassen, hatten sie alle ihre Reichtümer gegen Edelsteine vertauscht, weil sie auf einer so weiten Reise nicht schwere Goldlasten mitnehmen konnten. Die Edelsteine hatten sie so in ihre Anzüge eingenäht, daß niemand etwas davon merken konnte.

Als die Gäste diese Schätze auf dem Tisch liegen sahen, kannte ihre Verwunderung keine Grenzen. Und nun mußten sie zugeben, daß diese drei Herren wirklich die vermißten Mitglieder des Hauses Polo seien. Jetzt wurden sie auch Gegenstand der größten Ehrfurcht und Hochachtung. Als sich das Gerücht hiervon in Venedig verbreitete, zogen die guten Bürger in Scharen nach dem Polohause, alle wollten die Weitgereisten umarmen, sie in der Heimat willkommen heißen und ihnen huldigen. „Täglich kamen junge Herren, um den stets höflichen, freundlichen Herrn Marco zu besuchen und ihn nach China und dem Großchan zu fragen, und er antwortete stets mit so liebenswürdiger Freundlichkeit, daß sich jeder als sein Schuldner fühlte.“ Wenn er aber von den unermeßlichen Reichtümern des Großchans sprach und wenn er von andern, in den Ländern des Orientes angehäuften Schätzen redete, dann warf er unausgesetzt mit Millionen um sich, und deshalb nannten ihn seine Landsleute Herrn Marco Millioni!

Zwischen den drei großen Handelsrepubliken Venedig, Genua und Pisa herrschte in jener Zeit, wie noch lange hinterher, beständig Neid und Konkurrenz. Im Jahre 1298 rüsteten die Genueser eine

Digitized by Google

mächtige Flotte aus, die venezianische Besitzungen auf der dalmatischen Küste am Adriatischen Meer verwüstete. Hier stießen sie mit der Flotte Venedigs zusammen, deren eine Galeere Marco Polo befehligte. Nach heißem Kampf siegten die Genuesen, machten siebentausend Venezianer zu Gefangenen, segelten dann heim nach Genua und zogen dort unter dem Jubel der Bevölkerung triumphierend in die Stadt ein. Die Gefangenen wurden gefesselt in die Kerker geworfen. Einer dieser Gefangenen war Marco Polo!

In der Gefangenschaft hatte Marco Polo einen Unglücksgefährten, den gelehrten Schreiber Rusticiano aus Pisa. Er war es, der nach Marco Polos Diktat die merkwürdigen Schicksale des Venezianers in Asien in französischer Sprache aufzeichnete. Wir haben also Ursache, uns über jene Schlacht und ihren Ausgang zu freuen. Denn sonst wäre vielleicht Marco Polos Bericht und selbst sein Name der Nachwelt unbekannt geblieben.

Nach einem Jahr wurden die Gefangenen ausgewechselt. Marco Polo kehrte wieder nach Venedig zurück, verheiratete sich dort und hatte drei Töchter. Im Jahre 1324 starb er und wurde in der Lorenzokirche zu Venedig begraben.

Auf dem Sterbebett wurde er ermahnt, seine abenteuerliche Geschichte zu widerrufen. Man glaubte nicht an die Wahrheit seiner Worte, und noch nach sechshundert Jahren, zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts gab es Gelehrte, die behaupteten, daß alles nur eine geschickt zusammengesetzte Erdichtung sei. Doch die im Gefängnis aufgezeichnete Erzählung verbreitete sich nichtsdestoweniger in unzähligen Handschriften. Der große Christoph Kolumbus, der 1492 Amerika entdeckte, fand an ihr eine Stütze für seine Überzeugung, daß man, unausgesetzt nach Westen weitersegelnd, schließlich nach Indien kommen müsse.

In Marco Polos Buche finden wir allerdings einige sonderbare Stellen. Er spricht vom Land der Finsternis im Norden und von Inseln im Nordmeer, die so weit nordwärts liegen, daß man den Polarstern hinter sich lasse, wenn man sich dorthin begebe! Man vermißt auch vieles, was eigentlich darin hätte stehen müssen. So sagt er z. B. kein Wort über die große chinesische Mauer, durch deren Tore er doch mehrmals aus- und eingezogen ist.

Digitized by

Aber dennoch ist sein Buch ein Schatz geographischen Wissens, und die meisten seiner Entdeckungen und Angaben haben sich ein halbes Jahrtausend später bestätigt. Sein Leben glich einem Märchen, aber er nimmt unter den Entdeckern aller Zeiten eine der ersten, vornehmsten Stellen ein. Daher gebührt ihm auch ein Platz in diesem Buche.

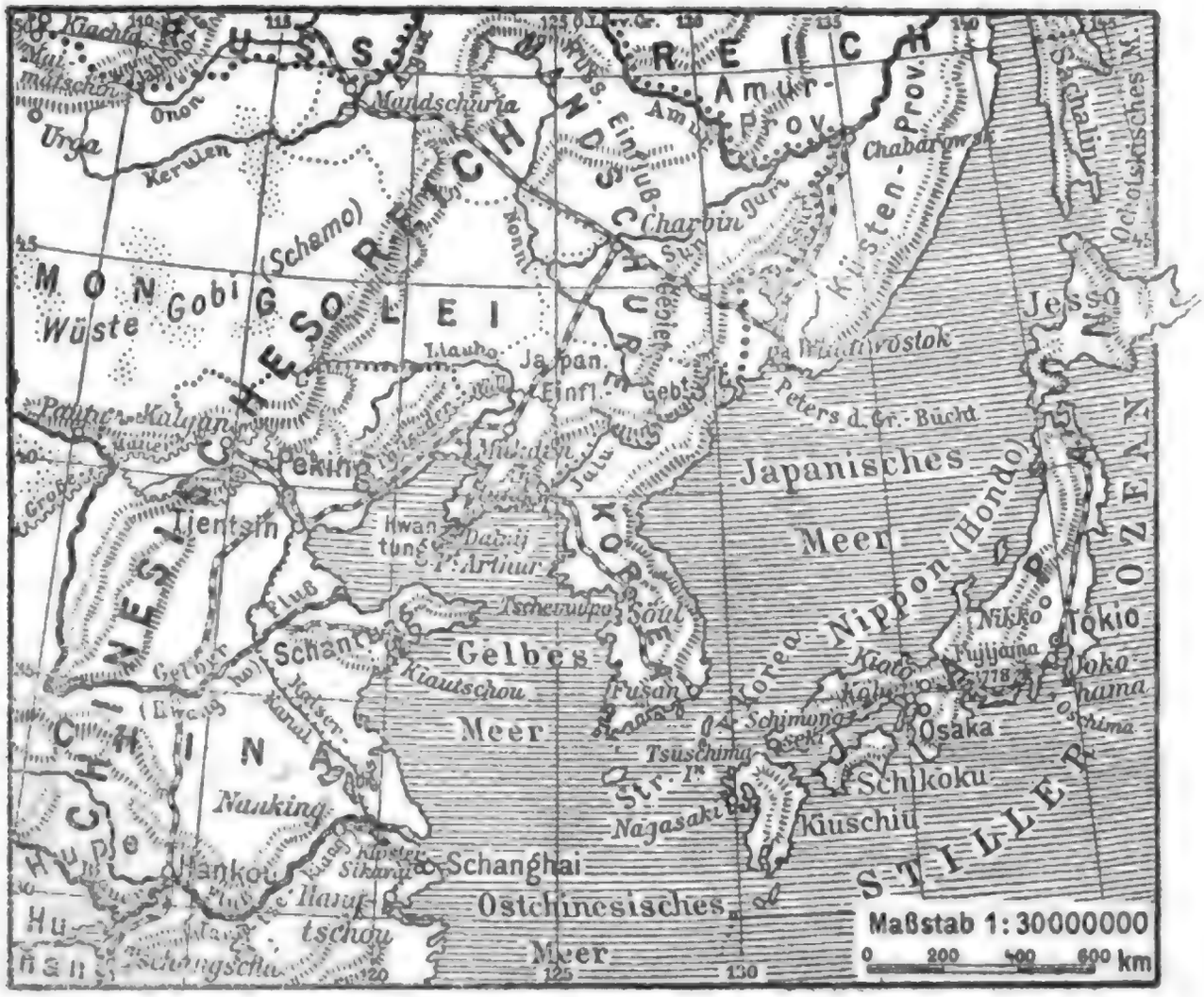
60. Nippon, das Land der aufgehenden Sonne.

Marco Polo war der erste Europäer, der Japan im Okzident bekannt machte. Er nennt es Tschipangu und erzählt, es sei eine große, reiche Insel in dem östlich von China liegenden Meer. Daher nannten es auch die Chinesen das „Land der aufgehenden Sonne", und Nippon, wie die Japaner selbst ihre Inseln nennen, hat die gleiche poetische, an das Aufgehen der Sonne aus den Wellen des Stillen Meeres erinnernde Bedeutung. Japans Flagge zeigt eine rote Sonne in weißem Feld; wenn sie aber an den Masten der Kriegsschiffe flattert, hat der Sonnenball sechzehn rote Strahlen.

Die Japaner hatten mich 1908 eingeladen, ihre Inseln zu besuchen, und sowohl zu Lande wie zu Wasser sollte ich ihr Gast sein. Am 6. November 1908 begab ich mich also von Schanghai an Bord des gewaltigen Dampfers, der nach Japan ging. Die „Tenjo Maru" hat sechs Decke, und man glaubt, sich in einem mehrstöckigen Hause zu befinden, wenn man von der unteren Plattform zur Kabine hinaufsteigt. Eine ganze Wohnung prachtvoll möblierter Kabinen hatte man mir zur Verfügung gestellt, und ich reiste so luxuriös, wie sonst wohl nur amerikanische Millionäre. Mein Salon war mit Schreibtisch, Sofa, Liegestühlen und Schränken ausgestattet. In der Schlafkabine stand ein herrlich bequemes Bett aus glänzendem Metall mit dicken, seidenen Gardinen, im Badezimmer eine Badewanne aus Porzellan. An den Wänden und der Decke saßen elektrische Lampen, auf dem Fußboden lagen dicke Teppiche, und alle Griffe und Beschläge waren von Silber. Ich brauchte nur auf einen Knopf zu drücken, so erschien ein hochgewachsener, schweigsamer Chinese, schwarz und weiß gekleidet und seinen Zopf über den Rücken, und erkundigte sich höflich nach meinen Befehlen.

Digitized by Google

Meine Kabinen lagen nach der Steuerbordseite hin auf dem zweitobersten Deck, und durch fünf runde Fenster konnte ich auf das in der Sonne glitzernde Meer hinausschauen. Hier war man vor dem Wind geschützt, der Nordostmonsun blies gegen die Backbordseite, und es war jetzt im November recht kühl. Das Meer hatte hohen Seegang, aber unser Dampfer war ein solcher Koloß, daß man es



Mittleres Ostasien.

kaum spürte. Die „Tenjo Maru" macht regelmäßige Fahrten quer über den Stillen Ozean nach San Francisko. Unterwegs werden die mitten in der Nordhälfte des Ozeans liegenden Sandwichinseln angelaufen, und jenseits von Japan dampft das Schiff quer durch den gewaltigen Meeresstrom, der Kurosiwo, „das schwarze Salz", heißt. Er kommt aus den Gegenden im Norden des Äquators und geht nordwärts, wobei er mit seinem 22 Grad warmen und 400 Meter tiefen Wasser Japans Küsten gerade so liebkosend berührt, wie der

Digitized by Google

Golfstrom schmeichelnd um Englands und Norwegens Küsten spült. Jenseits Japan ist das Meer sehr tief; dort sinkt das Lot sogar bis 8500 Meter und noch weiter hinab. —

Von Schanghai auf dem chinesischen Ostmeer nach Nagasaki, einer bedeutenden Stadt auf Kiuschiu, der südlichsten der vier großen japanischen Inseln, sind 830 Kilometer. Schon mitten auf dem Meer erhielt ich ein drahtloses Telegramm aus Kioto, und während der ganzen Fahrt nach Jokohama stand das Schiff in ununterbrochener Verbindung mit dem Lande. In Nagasaki erstaunt der Fremde über die großartigen Schiffswerften und Docks; sie sind die größten in ganz Asien; auch die „Tenjo Maru" und einige andere ebenso große Schiffe sind wenigstens zum großen Teil in Nagasaki gebaut worden. Es ist wirklich schwer zu glauben, daß erst fünfzig Jahre verstrichen sind, seit die Japaner begonnen haben, sich die Kultur Europas und die Erfindungen des Okzidents zu eigen zu machen. In vieler Hinsicht haben sie ihre Lehrmeister schon übertroffen!

Nach einem Tag Aufenthalt in Nagasaki ging es nordwärts um Kiuschiu herum nach der schönen, schmalen Meerenge bei Schimonoseki, die in ein Binnenmeer hineinführt. Leider war es schon stockfinster, als ich an Admiral Togos Flotte vorüberfuhr. Mit 85 der 200 modernen Kriegsschiffe Japans hielt er gerade eine Geschwaderübung ab. Die Manöver der Landarmee standen damit in Verbindung. Japan ist die fünfte Seemacht der Welt und wird nur von England, Deutschland, Amerika und Frankreich übertroffen. Es hat dreizehn Schlachtschiffe und läßt noch zwei bauen. Eine ganze Reihe seiner Kriegsschiffe hat es den Russen fortgenommen, repariert und umgetauft.

Die Landarmee besteht in Friedenszeiten aus 250000 Mann mit 11000 Offizieren. In Kriegszeiten, wenn alle Reservetruppen aufgeboten werden — und auch die Landwehr einberufen wird — beträgt die Heeresmacht vielleicht anderthalb Millionen. Jährlich werden 120000 Rekruten in den aktiven Dienst eingestellt. Die Japaner scheuen keine Opfer, wenn es sich um die Verteidigung ihres Vaterlandes handelt. Bei ihnen ist die Liebe zur Heimat eine Religion.

An Bodenfläche ist Japan um ein Fünftel kleiner als Deutschland, seine Bevölkerungsziffer aber nur um ein Achtel geringer.

Digitized by Google

Rechnet man aber die kürzlich eroberten Teile auf dem Festland, Korea und Kwantung, mit, so muß man noch 200000 Quadratkilometer zulegen und Japans Bevölkerung auf 63 Millionen veranschlagen! Dies neue Japan ist also um ein Fünftel größer als Deutschland und hat nur 800000 Einwohner weniger als dieses!

61. Kobe.

Wenn man, wie ich am 9. November 1908, die Meeresenge von Schimonoseki hinter sich hat und in das Binnenmeer eingefahren ist, das zwischen Hondo, Kiuschiu und Schikoku liegt, dann läßt man sich kaum mehr in seiner Kabine sehen, sondern bleibt hübsch auf Deck, in der einen Hand die Karte, in der anderen das Fernglas, um in vollen Zügen die großartige, beständig wechselnde Landschaft ringsum zu genießen. Zwischen den dunklen Inseln und auf den offenen Flächen das klare, grüne, salzige Meerwasser, über das die weißen Schaumköpfe der Wellen wie eine Gänseherde wimmeln und das von kleinen hübschen Fischerkähnen mit schwellenden Segeln durchpflügt wird, und als Rahmen dazu die unzähligen Inseln, bald groß, bald klein, bald bewaldet, bald nackt, aber gewöhnlich schroff zum Strande hin abfallend, wo die Brandung eintönig und dumpf ihr ewiges Lied singt. Der Wind pfeift über das oberste Deck der „Tenjo Maru" hin, die Luft ist frisch und rein, der Tag hell und heiter, und vom Meere und den Küsten her duftet es nach Salzschaum und Tannennadeln.

In der Dämmerung ankerte die „Tenjo Maru" auf der Reede von Kobe, wo sie vierundzwanzig Stunden liegen bleiben mußte, um Lastgüter abzuholen, und eine Barkasse brachte mich nach der lebhaften, betriebsamen Handelsstadt. Ein Dutzend höflicher, liebenswürdiger Japaner nahm mich schon an der Landungsbrücke in Empfang, um mir die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu zeigen. Doch war es mittlerweile schon Abend geworden, und meine japanischen Freunde geleiteten mich deshalb zu einem Hotel, unter dessen Dach ich meine erste Nacht auf Nippons Erde zubringen sollte. Am Eingang empfing uns der Wirt in einem Anzug, der einem Weiberrock und einem dünnen Mantel mit kurzen, weiten Ärmeln glich. Zwei kleine Dienerinnen zogen mir die Schuhe aus und schoben meine

Digitized by Google

Füße in Pantoffeln hinein. Dann ging es eine schmale Holztreppe hinauf und durch einen Korridor, dessen Holzfußboden blank poliert war. Vor einer Schiebetür ließ ich die Pantoffeln stehen und trat auf Strümpfen ein. Reinlichkeit ist das erste Gebot in einem japanischen Hause, und es wäre dort etwas Unerhörtes, wollte man mit demselben Schuhzeug, das eben noch mit dem Staub und Schmutz der Straßen in Berührung war, sein Zimmer betreten.

Eine ganze Reihe kleiner Zimmer stand mir zur Verfügung, richtige Puppenstuben, so klein und fein und niedlich war alles. Die einzelnen Räume waren durch Wände aus Papier oder aus ganz dünnem Holz getrennt und ließen sich teilweise so auseinanderschieben, daß eine Verbindung zwischen den Zimmern hergestellt werden konnte. An der Wand hingen Schilde mit Denksprüchen und kernigen, sinnvollen Worten, die mit den gleichen seltsamen Schriftzügen geschrieben waren, wie sie auch die Chinesen haben. An einer Wand hing ein „Kakemono", ein länglicher Papierstreifen, auf dem mit Wasserfarben Blumen gemalt waren, und auf einem kleinen, geschnitzten Holzschemel unter dieser Malerei stand ein Zwergbaum, der kaum zwei Fuß hoch war. Es war ein Kirschbaum, der künstlich am Weiterwachsen verhindert worden war, aber ein wirklicher, lebender Baum, der vielleicht schon zwanzig Jahre dastand und einem gewöhnlichen Kirschbaum in jeder Weise glich. Nur war er so klein, als gehöre er in das Land der Liliputaner.

Auf den Fußböden lagen Reisstrohmatten, jede nur drei Meter lang und einen Meter breit und mit schwarzen Kanten umnäht. Baut man ein Haus in Japan, so berechnet man die Fußbodenfläche der Zimmer stets nach einer bestimmten Anzahl Matten; man spricht daher von einer Sechsmattenstube oder Achtmattenstube. Oft sind die Zimmer so klein, daß drei oder sogar nur zwei Matten schon zum Bedecken des Fußbodens genügen.

Mit gekreuzten Beinen oder auf den Fersen hockend ließen ich und meine Begleiter uns auf kleine, viereckige Kissen, die einzigen vorhandenen Möbel, nieder, und ein junges Mädchen trat auf Strümpfen herein, um in die Mitte unseres Kreises ein Kohlenbecken zu stellen. Eine andere Zimmerheizung kennt man hier nicht. Das Kohlenbecken sieht aus wie ein Blumentopf aus dickem Metall; es

Digitized by Google

wird zum größten Teil mit feiner, weißer Asche gefüllt. Die Dienerin häufte aus der Asche einen Kegel, dem Gipfel des Fujijama vergleichbar, und umgab seine Seiten mit glühenden Holzkohlen. Statt einer Feuerzange benutzte sie bei der Arbeit zwei schmale, eiserne Stäbchen.

Nachdem wir englisch geplaudert und Tee getrunken hatten, war es Zeit zum Schlafengehen. Bettstellen hat man in Japan nicht, das Bett wird einfach auf den Fußbodenmatten gemacht. Man pflegt hier einen Gast mit Aufmerksamkeit und Liebenswürdigkeit zu überhäufen, ihm jede Mühe zu ersparen, und jeder seiner Wünsche ist schon erfüllt, ehe er ihn ausgesprochen hat. Aber doch war ich nicht wenig verdutzt, als zwei junge Japanerinnen mich ohne weiteres zu entkleiden begannen und mir dann einen weiten, gesteppten Nachtrock von knisternder Seide anzogen, um nach vollbrachter Arbeit lautlos durch eine Schiebetür zu verschwinden. Und ebenso lautlos kamen sie am nächsten Morgen wieder, um mich mit warmem Wasser zu waschen, mich anzuziehen und, nachdem sie mich präsentabel gemacht hatten, mich in das Nebenzimmer zu führen, wo meine Freunde mich erwarteten.

Alle Bedienung und Aufwartung ist hier Sache der Frauen. Sie tragen die kleidsamen, geschmackvollen und bunten, dicht anliegenden Gewänder ihrer Heimat, die Kimonos; der Hals bleibt frei, um die Schultern liegt ein Schal mit vorn übereinanderfallenden Enden, ein breiter Zeuggürtel umschließt die Taille, und hinten sitzt eine große, kissenähnliche Schleife. Das Haar ist rabenschwarz, glänzend glattgekämmt und in Schleifen aufgesteckt, die wie aus Ebenholz geschnitzt erscheinen. Stets sind die Japanerinnen rein, fein und niedlich, und man würde vergeblich nach einem Staubkörnchen auf ihrem seidenen Besatz suchen. Wenn sie nicht bisweilen in sich hineinkicherten, würde man glauben, sie seien Wachs- oder Porzellanpuppen. Mit trippelnden Schritten bewegen sie sich über die Matten hin, sind höflich, liebenswürdig und sehr anmutig. Man behandelt sie übrigens auch wie Prinzessinnen, mit dem größten Takt und der größten Rücksicht, das verlangt die Sitte des Landes; sie ihrerseits verrichten gewissenhaft ihre Arbeit und sind dabei stets heiter, zufrieden und freundlich.

Digitized by Google

Nun ſetzten wir uns wieder auf unſere Kiſſen nieder, um zu frühſtücken. Die Dienerinnen trugen kleine, rotlackierte Tiſche herein, die nicht größer und nicht höher waren als Schemel. Jeder Gaſt erhielt ſein eigenes Tiſchlein, und auf jedem ſtanden fünf Obertaſſen, Untertaſſen und Schüſſelchen aus Porzellan und lackiertem Holz, alle mit einem Deckel zugedeckt, der einer Untertaſſe glich. Es gab rohe und gekochte Fiſche, verſchieden zubereitet, Eierkuchen, Makkaroni, Krebsſuppe mit Spargel, und noch allerlei Leckerbiſſen. Als ich die fünf erſten Gerichte gekoſtet hatte, wurde ein neuer Tiſch mit neuen Gerichten gebracht. Wird ein großes Gaſtmahl gegeben, ſo kann ſolch ein „Tiſchlein deck' dich" vier- oder fünfmal wechſeln, ehe das Diner zu Ende iſt.

Man ißt in Japan mit zwei Stäbchen aus Holz oder Elfenbein, die nicht länger ſind als ein Federhalter, trinkt hellen, ſchwachen Tee ohne Zucker und Sahne, und macht ſich das Eſſen mit einer Art ſchwachen Reisbranntweins, der Sake heißt, leichter verdaulich. Sobald eine Schale dampfenden, einfach in Waſſer abgekochten Reisbreis aufgetragen wird, iſt die Mahlzeit zu Ende. Ehe man fortgeht, werden noch Näpfe zum Reinigen der Hände herumgereicht.

Die Straßen der Stadt Kobe ſind nicht gepflaſtert und haben nur ſchmale Wege, die für große, plumpe Wagen nicht ausreichen. Solche Wagen ſieht man auch ſelten; ſie werden nur zum Transport benutzt. Man fährt in „Jinrikſchas", feinen, zierlichen, zweiräderigen Karren, die ein barfüßiger Mann mit einem Champignonhut auf dem Kopf in der Deichſel laufend zieht. Eine der wenigen Kaleſchen der Stadt Kobe wartete am Morgen vor meinem Hotel, und als wir abfuhren, begleiteten uns Wirt und Dienerinnen bis auf die Straße und verbeugten ſich in rechtwinkeligen Bücklingen.

Die Landſtraße längs der Küſte nach Weſten führte durch eine Reihe lebhafter, betriebſamer Dörfer, an offenen Teehäuſern und kleinen ländlichen Läden, behaglichen, ſauberen Holzhäuſern, an Tempeln, Feldern und Gärten vorüber. Alles war klein und zierlich und überaus ſorgfältig gepflegt. Jeder Bauer beſtellt ſeinen Acker mit Liebe und Sorgfalt, und aus der Ernte unzähliger kleiner Landwirte erwächſt Japans Reichtum. Schnell konnte man auf der ſchmalen Straße nicht fahren, denn immerfort begegneten uns zwei-

Digitized by Google

räderige Karren und Transportwagen, Träger und Wanderer. Oft schwebte ich in Todesangst wegen der kleinen zarten, entzückenden Kinder, die sorglos am Wege spielten. Die Japaner lieben ihre Kinder und behandeln sie mit rührender Zärtlichkeit. Nie wird ein Kind mit unfreundlichen oder gar erzürnten Worten angefahren, und diese Kinder sind daher auch von klein auf artig und rücksichtsvoll. Es liegt ihnen seit Jahrtausenden im Blut, daß sie anderen die gleichen Rücksichten erweisen müssen wie sich selbst, und von dem Tage an, wo sie zuerst auf ihren kleinen, dicken, krummen Beinchen zu gehen anfangen, wissen sie, daß nur anständiges, höfliches Betragen ihnen

Japanisches Haus.

die Liebe anderer erwecken kann. Oft sieht man auf der Straße zwei kleine Knirpse von vier bis fünf Jahren erst voreinander eine höfliche Verbeugung machen, ehe sie miteinander reden, und wenn sie sich trennen, verbeugen sie sich ebenso höflich zum Abschied. In Japan kennt man keinen Pöbel und keine jungen Flegel. Das Volk der Japaner besteht aus lauter „Gentlemen"!

Am „Strand der Tänzerinnen" hielten wir eine Weile unter alten Nadelholzbäumen. Hier badet man im Sommer, während die Kinder zwischen den Bäumen spielen. Jetzt aber im November war es eher kalt als warm, und wir kehrten daher von hier aus wieder nach Kobe zurück. Unterwegs besuchte ich noch einen Schintotempel;

Digitized by Google

er war zur Erinnerung an einen Helden gebaut, der vor 600 Jahren hier in einer Schlacht gefallen war. Auf dem Tempelhof ſtand eine in Port Arthur eroberte große, ruſſiſche Kanone und ein Teil des abgeſchoſſenen Maſtes des Schlachtſchiffes „Mikaſa“. Meine japaniſchen Freunde verſicherten mir, man werde dem Admiral Togo nach ſeinem Hinſcheiden ganz gewiß auch ſolch einen Erinnerungstempel bauen.

Im ſiebenten Jahrhundert nach Chriſti Geburt wurde der Buddhismus in Japan eingeführt, und die große Maſſe der Bevölkerung des Landes bekennt ſich noch heute zum Buddhaglauben. Doch bei ſeiner Geburt wird der Japaner dem Schutz einer ſchintoiſtiſchen Gottheit empfohlen, während die Feierlichkeiten bei ſeinem Tode nach den Gebräuchen der buddhiſtiſchen Sekte erfolgen, der ſeine Familie angehörte. Der Schintoglaube iſt ein Ahnen- und Heroenkultus, ähnlich der beginnenden Religion aller Kulturvölker. Die vornehmſte Gottheit iſt die Sonne. Vom Sonnengott ſtammt das Kaiſerhaus, und zum Kaiſer ſieht man deshalb ebenfalls mit religiöſer Ehrfurcht auf. Auch das Andenken verſtorbener Helden verehrt man, als ob ſie ſich nach ihrem Tode in Götter verwandelt hätten, und mit den Geiſtern der Vorfahren treibt man denſelben Kultus wie in China. Während der letzten Jahre hat ſich, wie ſchon einmal im 16. Jahrhundert, das Chriſtentum ziemlich weit in Japan verbreitet, und man findet dort jetzt viele chriſtlichen Kirchen.

62. Der Fujijama.

Begleitet von einem ſchwediſchen Landsmann, der ſchon zweiundfünfzig Jahre in Kobe wohnte, und ſeiner liebenswürdigen Familie, fuhr ich am Abend dieſes Tages mit der Barkaſſe wieder zur „Tenjo Maru“ hinaus. Der 11. November! Die Tage vergingen gar zu ſchnell, und im Lande der aufgehenden Sonne ſchienen ſie noch kürzer als anderswo. Während der Nachtſtunden dampfte das Schiff in den Stillen Ozean hinaus und ſteuerte, weit von der Küſte Hondos entfernt, nach Nordoſten. Der Himmel war trübe, und die unendliche Waſſerwüſte trat in gleichmäßigen, ſtahlgrauen Tinten hervor. Auf allen Seiten war der Horizont des Meeres düſter und grau, dort im Süden, wo man, immer geradeaus fahrend, nach Neuguinea und Auſtralien käme, und hier im Oſten, wo man,

Digitized by Google

immer weiter fahrend, zuletzt die Küſten Kaliforniens erreichen würde. Die Mittelmeerländer Europas liegen auf den gleichen Breitengraden wie Japan. Doch ſteht Japan unter der Herrſchaft der Monſune, der periodiſchen Winde beſtimmter Jahreszeiten; ſie kommen im Sommer vom Meere her und bringen Regen, während der Winter ziemlich trocken iſt, da dann der Wind aus entgegengeſetzter Richtung weht. Im allgemeinen aber iſt Japan kälter als die Mittelmeerländer, und auch zwiſchen ſeinen ſüdlichen und nördlichen Teilen iſt ein großer Klimaunterſchied. Auf der Nordinſel Jeſſo dauert der Winter volle ſieben Monate.

Der Fujijama.

Am Mittag bat mich einer meiner japaniſchen Freunde, nun Ausſchau zu halten, denn jetzt werde der Fujijama im Nordoſten auftauchen. Von der Küſte war noch nichts zu ſehen, aber ſchon ſchwebte der Schneegipfel des Berges ſchwachweiß über dem Meere. Unſer Kurs führte uns gerade auf den Fujijama zu, und mit jeder Viertelſtunde trat der ſtattliche Berg immer deutlicher hervor. Nun zeigte ſich auch die Küſte wie eine dunklere Linie, vom Berg aber nur der Gipfel mit einem merkwürdig regelmäßigen, flachen Kegel, der oben wie abgeſchnitten iſt. Hier iſt der Rand des Kraterringes, denn der Fuji iſt ein Vulkan, der aber während der beiden letzten Jahrhunderte ruhte.

Digitized by Google

Immer schärfer zeichneten sich die Firnfelder in seinen Schluchten ab, aber noch immer war nur der Gipfel sichtbar, er schwebte wie ein Traumbild zwischen den Wolken, und als wir an der Küste vor Anker gingen, erhob sich sein Scheitel hoch über uns. Wir waren jetzt in nächster Nähe des Berges, und ich konnte meine Augen gar nicht von ihm wenden, besonders dann nicht, als die Abendsonne seine Schneefelder purpurn erglänzen ließ.

Der Fujisama (fuji = ohne gleichen; yama = Berg) ist Japans höchster Berg. Der Kraterring des schlummernden Vulkans liegt 3778 Meter über dem Spiegel des Stillen Meeres. Der Fujisama ist auch ein heiliger Berg. Die hinaufführende Straße ist mit Tempeln und Heiligtümern eingefaßt, und im Sommer, wenn der Schnee getaut ist, pilgern zahlreiche Gläubige zu seinem Gipfel hinauf. Er ist der Stolz der Japaner und das schönste, was sie an Landschaft besitzen. Seit grauer Vorzeit von den Liedern der Dichter besungen, ist er auch von Künstlern jeder Art unzählige Male dargestellt worden. Auf was für Gegenständen ist nicht der Kegel des Fujisama zu finden! In Silber- oder Goldfarbe auf den berühmten lackierten Kasten und den außerordentlich hübschen, aus Silber oder Bronze gefertigten Dosen, auf den wertvollen Vasen und Schalen, Präsentierbrettern und Schüsseln, auf Wandschirmen und Fächern, ja auf allem — immer derselbe Berg mit dem abgeschnittenen Gipfel! Und dem Maler ist es eine Wonne, sich zu dem weißen Kegel immer einen neuen Vordergrund auszudenken. Ich sah einmal ein Buch mit hundert Bildern des Fujisama, und jedes Bild darin bot einen anderen Blick auf den heiligen Berg. Bald sah man ihn zwischen den Zweigen der japanischen Zeder, bald zwischen den hohen Stämmen der Bäume, bald unter ihren Kronen. Hier über einem schäumenden Wasserfall oder einem stillen See, dessen Spiegel seinen Scheitel zurückwirft, dort über einer schwankenden Brücke oder einem gewerbfleißigen Dorf, über einer Gruppe spielender Kinder oder zwischen den Masten der Fischerkähne. Ich sah ihn durch das offene Portal eines Tempels oder in der Verlängerung einer der Straßen Tokios, ja zwischen den reifenden Ähren eines Reisfeldes und zwischen den emporgehaltenen Fächern einer Tänzerin!

Digitized by Google

Der Fujisama ist das Sinnbild alles dessen, was Nippon heißt. Sein Gipfel ist der erste Punkt auf Japans Inseln, der bei Tagesanbruch die Strahlen der aufgehenden Sonne auffängt. Wenn der junge Japaner jahrelang die Wissenschaften Europas studiert hat und in die Heimat zurückkehrt, um sein Volk darin zu unterrichten, späht er am letzten Reisetag vom Deck des Schiffes sehnsüchtig nach dem Fuji aus. Klein, das Gesicht blaß gelbbraun, mit gestutztem schwarzem Haar und dunklen, geschlitzten Augen, in europäischer Tracht und die Hände in den Hosentaschen, schaut er stundenlang nach Nordosten. Endlich sieht er seinen heiligen Berg, und immer höher und deutlicher tritt der Gipfel vor. Der Japaner verzieht keine Miene; er lächelt nicht, und seine Augen füllen sich nicht mit Tränen. Aber seine Seele jubelt vor Glück und Stolz, dem Fujisama und dem Land der aufgehenden Sonne anzugehören, wo seine Vorfahren in den Gräbern schlummern!

63. Jokohama und Tokio.

Seltsam kalt und bleich zeichnete sich der heilige Berg auf dem dunkelblauen Himmel ab, als ich in der hellen Mondscheinnacht wieder meerwärts steuerte. Es war meine letzte Nacht auf dem Weg nach Osten, die letzte einer langen Seereise, die in Bombay begonnen hatte. Auf der rechten Seite blieb der Oschima oder „die große Insel" hinter uns zurück, ein noch tätiger Vulkan, über dessen flachem Gipfel dünne Dampfwölkchen schwebten, denn in Japan hat Vulcanus, der Gott des zerstörenden Feuers und der unterirdischen Kräfte, einen seiner Hauptsitze. Es gibt hier wohl hundert erloschene und einige zwanzig noch tätige Vulkane, und das Land wird auch ständig von Erdbeben heimgesucht. Man rechnet durchschnittlich 1200 Erdbeben im Jahr, von denen die meisten allerdings ganz unbedeutend sind! Aber von Zeit zu Zeit treten sie verwüstend auf und fordern tausende Opfer, und wenn die Erdbeben auf dem Meeresgrund stattfinden, bilden sich auf dem Seespiegel Sturzwellen, die ganze Städte und Dörfer fortspülen. Der Erdbeben wegen bauen die Japaner ihre Häuser aus Holz und ganz niedrig.

Am Morgen glitt die „Tenjo Maru" in die große Bucht hinein, an deren Ufern Jokohama und Tokio liegen. Zahlreiche Ja-

Digitized by Google

paner erſchienen, um mich zu empfangen, und der ſchwediſche Geſandte führte mich zu ſeinem Palaſt in chineſiſchem Bauſtil. Über roten, aus Holz geſchnitzten Dächern flatterte die blaugelbe Flagge.

Jokohama iſt eine wichtige Handelsſtadt, die eine Menge Dampferlinien aus vier Erdteilen berühren. Sie iſt ſo groß wie Stockholm, und 800 Europäer, Kaufleute, Konſuln und Miſſionare, haben hier ihren feſten Wohnſitz. Geſandtſchaften und Generalkonſulate ſind nach Tokio verlegt, der Hauptſtadt des Reichs, die zwei Millionen Einwohner hat. Die meiſten Leute wohnen in niedlichen Holzhäuſern mit kleinen Vor- und Hintergärten; aber Tokio hat auch viele Paläſte inmitten herrlicher Parks, die Kunſtwerke geſchmackvoller Anlage ſind. Aus dem Lärm und Staub der Straßen flüchtet man ſich in dieſe friedlichen Gärten, wo kleine Kanäle und Bäche zwiſchen grauen Steinblöcken plätſchern und die Kronen der Bäume ſich über gewölbte Brücken neigen.

Japaniſche Pagode.

Tokio, früher Yedo, iſt reich an Sehenswürdigkeiten des alten und des neuen Japan. Es hat Muſeen jeder Art, Bildergalerien, Schulen und eine Univerſität, deren naturwiſſenſchaftliche Inſtitute nach europäiſchem Muſter eingerichtet ſind. Auch gibt es hier ein geologiſches Inſtitut, das geologiſche Karten des ganzen Landes aufgenommen hat und beſonders alle Erſcheinungen unterſucht, die mit Vulkanen und Erdbeben zuſammenhängen. In der wiſſenſchaftlichen

Digitized by Google

Forſchung ſtehen die Japaner faſt ebenſo hoch wie die Europäer. In der Kriegskunſt aber übertreffen ſie vielleicht die weißen Nationen ſchon! Alle Erfindungen der Induſtrie unſerer Zeit haben ſie ſich nutzbar zu machen gewußt, und ihr Handel droht die abendländiſche Konkurrenz aus Aſien zu verdrängen. So iſt es, um ein Beiſpiel anzuführen, noch gar nicht lange her, daß ſich einige japaniſche Ingenieure in Jönköping aufhielten, um die Herſtellung der ſchwediſchen Zündhölzchen zu ſtudieren. Jetzt fabrizieren ſie ihre Sicherheitsſtreichhölzer ſelbſt und verſehen nicht nur Japan, ſondern faſt ganz Aſien damit. In Kobe ſtanden ganze Berge Holzkiſten aufgeſtapelt, die Schwefelholzſchachteln enthielten und auf die Verfrachtung nach China und Korea warteten. Genau ſo iſt es auf allen andern Gebieten. Die Japaner bereiſen Europa und ſtudieren mit ihrem ſcharfen Verſtand dort die Herſtellung der Turbinen, der Eiſenbahnen, Telephone uſw. Bald werden ſie Europa ganz entbehren können und alles, was ſie brauchen, ſelbſt herſtellen!

64. Der Kaiſer von Japan.

Das Chryſanthemum iſt das Sinnbild des kaiſerlichen Hauſes. Es wird in Gewächshäuſern und im Freien in unzähligen Farben und Formen gezüchtet und blüht im Herbſt; dann feiert man im ganzen Lande Chryſanthemenfeſte. In Kobe beſuchte ich eine Chryſanthemenausſtellung in einem öffentlichen Park, wo bis zu achthundert Blumen auf einem einzigen Stamm zu ſehen waren. Einzelne Stauden waren durch Impfung, mit Stahldraht und breiten Hölzern ſo behandelt, daß ſie einem Schiff mit aufgeſpannten Segeln, einem Vogel, einem Reh, einem Fahrrad oder einer Lokomotive glichen; ja, auf dem Theater wurde ein ganzes Stück aufgeführt, worin alle Mitwirkenden lebende Chryſanthemenſtauden waren.

Der Palaſt des Kaiſers von Japan in Tokio iſt von einer Mauer und einem Graben umgeben. In einem ſeiner großen, ſchönen Parks mit Kanälen, Teichen und Brücken wurde ein Chryſanthemenfeſt gefeiert, zu dem auch Europäer eingeladen waren. Herren und Damen verſammelten ſich in eleganter Promenadentoilette und ſpazierten durch den Park, deſſen Wege die herbſtroten Kronen der Ahornbäume beſchatteten. Der Mikado befand ſich gerade zur In-

Digitized by Google

spektion seiner Flotte an Bord der Schiffe des Admirals Togo, aber die Hofmarschälle verkündeten, daß die Kaiserin dem Fest beiwohnen werde. Die Gäste bildeten Spalier, und Ihre Majestät kam, und zwar zu Fuß, von zwei Prinzen, sieben Prinzessinnen und einem großen Gefolge begleitet. Die Kaiserin ist eine kleine, jetzt sechzigjährige Dame mit gelblichem Teint und unbeweglichem Gesicht. Aber die Prinzessinnen waren allerliebst mit ihren rosigen Wangen und ihren fröhlichen dunklen Augen. Ich war aber sehr enttäuscht, daß sie den „Kimono", ihre kleidsame Landestracht, abgelegt und europäische Kleidung angezogen hatten; die Hüte und Sonnenschirme aus Paris paßten gar nicht zu den auffallend zierlichen Figuren, und auf dem Hintergrund feurigroter Ahornbäume und schwellender rosigen und violetten Chrysanthemen sähe man weit lieber den „Kimono".

Einige Tage später kehrte der Kaiser von seiner Reise zurück und bewilligte dem schwedischen Gesandten und mir eine Audienz. Wir durchschritten dämmerige Gemächer und Säle mit teppichbelegtem Parkettfußboden, viereckigen Wandgemälden von Japans ersten Künstlern, kunstreich geschnitzten Decken und wunderbaren Porzellan- und Bronzevasen. Dann führte man uns durch einen langen Gang in ein kleineres Zimmer. Hier erwartete uns der Kaiser. Er heißt Mutsuhito und ist im Gegensatz zu seinen Untertanen ein hochgewachsener Mann; er überragt sein Volk um Kopfeslänge. Er ist achtundfünfzig Jahre alt, und obgleich sein Haar, sein spitzer Kinnbart und sein Schnurrbart noch pechschwarz sind, sieht er noch älter aus, denn sein Gesicht ist voller Furchen und graugelb wie Pergament. Seine Stimme ist weich, melodisch und einschmeichelnd, und die Fragen, die er stellte, waren scharf und klug und verrieten, daß er auch im westlichen Kontinent gut Bescheid wußte.

Mutsuhito wurde im Jahre 1867 Mikado oder geistlicher Kaiser. Seine Regierungszeit heißt „Meiji" oder „die aufgeklärte Regierung", und während seiner Herrschaft hat sich Japan in eine Großmacht ersten Ranges verwandelt. Schon ein Jahr nach seiner Thronbesteigung schaffte er das „Schogunat", die Regierung weltlicher Kaiser, ab, in seiner Person beide Ämter vereinigend, schloß Verträge mit fremden Mächten, reorganisierte das Schulwesen, ließ ein modernes Strafrecht und ein bürgerliches Recht schaffen, und berief eine Volks-

Digitized by Google

vertretung, alles Zeugnisse seines scharfen, vorausſehenden Blickes, seines überragenden Verstandes.

Bis dahin war das Land in viele kleine Fürstentümer zerstückelt gewesen, die von je einem „Daimyo" oder Lehnsherrn regiert wurden, und diese Herren befehdeten sich häufig, obgleich sie alle unter der Oberhoheit des „Schogun" standen, des Beherrschers des ganzen Landes. Mit den „Samurai" zusammen bildeten die „Daimyos" den Feudaladel. Ist es nicht wunderbar, daß die Japaner noch vor kaum fünfzig Jahren mit Pfeil und Bogen, Schwert und Speer Krieg führten? Wenn die Samurai zum Streite zogen, trugen sie schwere Rüstungen mit Arm- und Beinschienen, Helm und Visier. Sie waren geschickte Bogenschützen und schwangen ihr großes Schwert mit beiden Händen. Wollte ein Samurai ein eigenes Vergehen sühnen oder seine oder seiner Familie Ehre wieder herstellen, so beging er, um schimpflicher Strafe zu entgehen, „Harakiri", Selbstmord, indem er sich mit einem scharfen Messer den Bauch aufschlitzte.

Dann aber brach die neue Zeit mit einem Schlag über Japan herein. 1872 wurde die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, und man rief französische und deutsche Offiziere ins Land zur Ordnung des Heerwesens. Jetzt ist Japan so stark, daß keine Macht der Welt Lust haben wird, sich mit ihm zu messen.

65. Japans Jugend.

Auf allen meinen Streifzügen im Lande der aufgehenden Sonne begleiteten mich Japaner, die mir alles zeigten und erklärten. In Kioto führten sie mich einmal in eine höhere Knaben- und Mädchenschule, und dort hörte ich in verschiedenen Klassen dem Unterricht in Geographie, Rechnen, Englisch, Zeichnen und Handarbeit zu. Wenn wir eintraten, erhob sich die ganze Klasse, und ein kleiner Knirps oder ein kleines Mädchen trat vor und sagte: „Wir freuen uns sehr, Sie willkommen heißen zu können, und hoffen, daß Sie von unserer Schule eine gute Erinnerung in Ihr Land mitnehmen werden." Darauf antwortete ich, es sei mir eine Freude, die japanischen Kinder kennen zu lernen, und ich hoffte, daß sie durch fleißige Arbeit in der Schule zu tüchtigen Bürgern des mächtigen Reiches heranwüchsen, dessen Söhne und Töchter sie seien. Dann ging ich

Digitized by

in der Klasse umher und strich ihnen über das Haar, während sie einander schelmisch anguckten und auf ihren Schulbänken in sich hineinkicherten. Schließlich versammelten sich die 450 Schüler der Schule auf dem geräumigen Hof, stellten sich dort klassenweise auf, und als ich die Front abschritt, stimmten sie ein lautes „Banzai" oder „Lang lebe!" oder „Hurra!" an. Ich mußte zur Erinnerung einige Erzeugnisse ihrer Handfertigkeit und zwei Karten von Japan, die sie selber gezeichnet hatten und die mich an meine eigene Schulzeit erinnerten, mitnehmen. Dann wurde von uns allen ein gewaltiges Gruppenbild aufgenommen; da sitze ich mit zwei kleinen Mädchen auf dem Schoß, einem Dutzend sitzender und liegender Jungen vor mir und einem ganzen Blumengarten frischer Jugend um mich herum. —

Und dann die Briefe, die diese Kinder mir schrieben! Täglich erhielt ich ein ganzes Paket und hatte unmöglich Zeit, sie alle zu beantworten. Sie waren auf langen Streifen weichen Papiers mit Pinsel und Tusche geschrieben, und der Inhalt war oft so lustig, daß man vor Lachen ersticken konnte. Die stehenden Fragen waren: „Wie alt sind Sie? Wie gefällt Ihnen Japan? Sind die Japaner nett zu Ihnen? Welche Gegend Japans finden Sie am schönsten? Sind Sie in Nikko gewesen? Wann werden Sie wieder nach Japan kommen? Wollen Sie mir eine schwedische Ansichtskarte schicken, wenn Sie wieder zu Hause sind?" — Andere Kinder erzählten von ihren Beschäftigungen und ihren Zukunftsplänen, und diese Pläne waren gewöhnlich sehr großartig.

Ein andermal — es war in Tokio — wurde ich gebeten, den Studenten einen Vortrag zu halten. Ich stand auf einem erhöhten Platz im Park der Universität, und um mich herum hatte ich viertausend Studenten. Leicht war es nicht, mich überall vernehmbar zu machen, da Jinrikschas auf den Wegen rasselten und die Dampfpfeifen der Röhrenreiniger auf allen Seiten ertönten, aber was lag daran, wenn meine Stimmbänder in diesem Augenblicke rissen, gegenüber all der Begeisterung, die mich in den schallenden Banzairufen der Studenten umbrauste! Welch ein überwallendes Leben, welche Aufgewecktheit und Frische in dieser Jugend! Als ich zu ihnen hinunterging, um den vordersten die Hand zu schütteln, drängten sie sich

Digitized by Google

von allen Seiten heran und hätten mich wohl gar erdrückt, wenn nicht einige ſtarke Burſchen mich wie eine Schildburg umgeben hätten. Mit Mühe erreichte ich meinen Wagen, aber auch der wurde umringt. Die Pferde wurden ſcheu und mußten am Zügel geführt werden. In der Einfahrt unter den ſchwediſchen und japaniſchen Fahnen, dem gelben Kreuz und der roten Sonne, wären wir beinahe in dem Gewühl ſteckengeblieben. Bis weit auf die Straße hinaus folgten die Studenten dem Wagen in dichten Scharen und riefen immer wieder: „Banzai, banzai!“

Oft ſah ich eine Straße mit kleinen Fahnen und Laternen aus buntem Seidenpapier feſtlich geſchmückt. Wenn ich dann fragte, ob hier eine Hochzeit oder ein ähnliches Feſt vor ſich gehe, hieß es, als ob ſich das von ſelbſt verſtünde: „Nein, das gilt zwei Rekruten in unſerm Quartier, die heute in die Armee eintreten.“ Angehörige und Freunde feiern ſie ſchon jetzt beim Abſchied als Helden, und ſie betrachten es ſtolz als ihre größte Ehre, dieſem Nippon ihrer Vorfahren auch ihre Kraft ſchenken zu dürfen. Daher ſingt man Lieder, wenn ſie ausrücken, und ſchmückt abends die Straßen mit brennenden Papierlaternen und bei Tag mit Fahnen und Standarten. Und daher iſt Japan Sieger, wenn es von Feinden bedroht wird. In dieſem wunderbaren Land tut jeder Knabe, jeder Jüngling, jeder Mann begeiſtert ſeine Pflicht. Der Tagelöhner führt getreulich ſeine Arbeit aus, und der Soldat empfindet es als ein Glück, wenn der Krieg ihn zur Verteidigung des Vaterlandes ruft.

66. Korea.

Es war ein herrlicher Tag, als ich durch die hinreißend ſchöne Meerenge von Schimonoſeki, den japaniſchen Bosporus, in die Straße von Korea hinausſegelte, um in zwölf Stunden die Hafenſtadt Fuſan an der Südküſte der Halbinſel Korea zu erreichen. Auf halbem Wege ragten die Tſuſchimainſeln wie gewaltige Delphine aus dem Waſſer hervor. Hier iſt der Schauplatz des denkwürdigen 27. Mai 1905, an dem Admiral Togo das Geſchwader des ruſſiſchen Admirals Roſheſtwenſkij vernichtete. Mit einem faſt unheimlichen Gefühl ſchaukelte ich über dieſe ſtillen Waſſergräber hin und glaubte das Echo der donnernden Geſchütze noch über den Wellen zittern zu

Digitized by

hören. „Dort kam es zur Schlacht", sagt der Kapitän, auf einen Punkt im Wasser zeigend, und unser Kurs führt fast unmittelbar über die Stelle, wo das russische Flaggschiff in den Fluten versank.

Die russische Flotte war um Asien herumgefahren und kam nun im Osten der Insel Formosa nach der Meerenge von Korea herangedampft. Sie hoffte, ungefährdet Wladiwostok auf der russischen Seite des Japanischen Meeres erreichen zu können, und näherte sich am 27. Mai in Schlachtordnung den Tsuschimainseln. Aber an der Südküste Koreas lag Admiral Togo mit der japanischen Flotte auf der Lauer. Auf einer Karte hatte er die ganze Meerenge in Quadrate eingeteilt und ließ beständig Boote, die sich durch drahtlose Telegraphie mit dem Flaggschiff verständigen konnten, zur Beobachtung umherfahren. Und nun knisterte der Funke durch die Luft und kündigte an, die russische Flotte sei in Sicht, und zwar auf dem Quadrat Nr. 203. Das war ein glückliches Omen, denn das Schicksal der Festung Port Arthur, an der Küste des chinesischen Festlandes, hatte sich dadurch entschieden, daß die Japaner ein Fort erobert hatten, das den Namen „Zweihundertdreimeterhügel" führte. Seit dem 1. Januar 1905 war Port Arthur in ihren Händen. Auf jene Nachricht hin griff nun Togo mit seinen mächtigen Schiffen und mit sechzig Torpedos die russische Flotte an, und in einer Stunde war die Schlacht schon entschieden! Die Russen verloren vierunddreißig Schiffe und zehntausend Mann, das Flaggschiff sank, aber der schwerverwundete Admiral selbst wurde von den Japanern gefangen genommen. Damit waren die Japaner Herren der See und konnten nun ungehindert Truppen, Proviant und Kriegsmaterial nach dem Festland schicken, wo der Kampf mit Rußland noch in der Mandschurei wütete.

Von Fusan aus führte mich die Eisenbahn nordwärts durch die Halbinsel Korea. Nur selten fesselt ein Nadelholzwäldchen den Blick; sonst ist das Land dort baumlos. An den Abhängen ziehen sich oft unzählige kleine Hügel hin, koreanische Gräber. Überall sieht man die Spuren der friedlichen Eroberung Koreas durch Japan. Auf den Bahnhöfen standen japanische Polizisten, Soldaten und japanische Beamte, und meine Reisegefährten erzählten mir, daß schon 200000 Japaner in Korea wohnten. Doch bleiben diese Ansiedler

Digitized by

immer nur einige Zeit in der Fremde. Ein japanischer Landwirt z. B. verkauft die Hälfte seines Besitztums in Japan und ersteht mit dieser Kaufsumme ein anbaufähiges Gebiet auf der koreanischen Halbinsel, das wenigstens drei- bis viermal so groß ist wie sein ganzes Gut in der Heimat und mindestens ebenso ertragfähigen Boden hat. Das bewirtschaftet er einige Jahre und kehrt mit dem Gewinn nach Hause zurück. Auch japanische Fischer kommen alljährlich an die Küste Koreas, um mit ihrem Fang wieder heimzukehren. So wird die Halbinsel von allen Seiten her von Japanern überschwemmt. Die Armee ist japanisch, längs der Nordgrenze werden japanische Festungen gebaut, Regierung und Beamte sind Japaner, und bald wird Korea nur noch ein Stück des Landes der aufgehenden Sonne bilden.

Nachdem die Bergkette, die sich von Norden nach Süden wie ein Rückgrat durch ganz Korea zieht, hinter mir lag, näherte sich die Hauptstadt Söul (spr. Schaul), von deren 200 000 Einwohnern etwa ein Fünftel Japaner sind. In einem Tal zwischen kahlen Felsen sieht man ein Gewirr grauer und weißer Häuser mit prismatischen Dächern, die mit grauen Dachpfannen gedeckt sind. In dem japanischen Stadtteil pulsiert das Leben genau so wie in Japan selbst. Vor den offenen Läden hängen am Abend die bunten Papierlaternen, und Kauf und Verkauf geht mit Lust und Liebe von statten. Die Gassen der koreanischen Viertel sind enger und menschenleerer, nur in den breiteren Hauptstraßen rasseln die Wagen der Straßenbahnen durch das bunte, asiatische Leben. Karawanen großer Ochsen schleppen Brennholz, schwere Karren führen allerhand Waren einher, Männer tragen in einem Gestell von Holzlatten auffallend schwere Lasten auf dem Rücken, und Weiber in weißen Gewändern, mit einem Schleier über dem festanliegenden, glattgekämmten Haar, huschen vorüber. Männer und Knaben ziehen mit Standarten umher, auf denen rote und weiße koreanische Schriftzeichen stehen; es sind Geschäftsempfehlungen. Ein Musikchor geht ihnen voraus, und Trommeln und Flöten erfüllen die Straße mit einem schrecklichen Lärm.

Meine stolzeste Erinnerung aus Söul ist ein Diner bei einem japanischen General, wo ich mit Tigerfleisch bewirtet wurde. Es schmeckte nicht schlecht, erinnerte ein wenig an frisches Schweine-

Digitized by

fleiſch und war gut zubereitet. Aber doch werde ich künftig auch ohne Tigerfleiſch auskommen können! Die ſo ſchmählich verſpeiſte Dſchungelkatze hatte in der Nachbarſchaft Schaden angerichtet und eine alte Frau gefreſſen; auf Befehl des Generals hatten die Gendarmen Jagd auf die Beſtie gemacht und ſie auch mit Kugeln buchſtäblich geſpickt abgeliefert. Damit die Koreaner ſich nicht gegen die Japaner empören, dürfen ſie keine Schießwaffen tragen; infolgedeſſen ſind in letzter Zeit die Tiger immer dreiſter geworden, und während meines Aufenthalts in Söul ging ein ſolches Untier einmal ganz ungeniert in einem Park ſpazieren!

Korea hat zehn Millionen Einwohner und iſt mehr als halb ſo groß wie Japan, unter deſſen Herrſchaft es jetzt ſteht. Mit Koreas Schickſalen iſt der Name des japaniſchen Fürſten Ito aufs engſte verknüpft. Noch während meines Beſuchs in Söul war er dort Generalgouverneur; er iſt der Schöpfer der jetzigen japaniſchen Provinz Korea. Am Abend des 15. Dezember 1908 ſaß ich in einem ſchlecht erleuchteten Saal mit einigen japaniſchen Freunden in lebhafter Unterhaltung. Die enge Straße draußen war dunkel und ſtill, es war ſchneidend kalt, und die Sterne funkelten. Da hörten wir Pferdegetrappel auf dem hartgefrorenen Boden. Zwei von berittenen Herolden getragene Fackeln warfen einen rotgelben, flackernden Lichtſchein auf Läden und Häuſerfaſſaden und auch auf die Kavallerieabteilung, die den Herolden folgte. Faſt im Dunkeln fuhr dahinter ein kleiner, ſchwarzer, von zwei Pferden gezogener Wagen, und einige Reiter machten den Schluß. In einer Minute war die Schar ſchon wieder verſchwunden und das Pferdegetrappel verhallt. In dem geſchloſſenen Wagen ſaß Fürſt Ito, der von einer Amtsreiſe zurückkehrte. Das Geſpräch unter uns war verſtummt, meine japaniſchen Freunde waren ernſt geworden und hatten ſich unwillkürlich erhoben. Ein Cäſar war im Fluge vorbeigezogen!

Während der nächſten Tage begegnete ich ihm perſönlich mehrmals, und er erzählte mir ſeine wunderbare Lebensgeſchichte. In ſeiner Jugend ſtand er unter einem „Daimyo", aber im Jahre 1863 beſchloſſen er und vier andere weitblickende Japaner, nach Europa zu reiſen und die Kultur des Okzidents zu ſtudieren. Damals aber ſtand auf Verlaſſen des Landes die Todesſtrafe, und die fünf Freunde

Digitized by

mußten daher aus ihrer Heimat regelrecht desertieren. Als Matrosen nahmen sie auf einem englischen Schiffe Dienst und segelten aus Nagasaki ab. In England erfüllten sie sich mit abendländischen Ideen und träumten stolze Träume von Japans Zukunft. Da drang plötzlich ein schwaches Echo neuer, in ihrer Heimat ausgebrochener Unruhen zu ihnen, und mit dem ersten besten Schiff fuhren sie ostwärts. In warmen Tagen und linden Nächten segelten sie um das Kap der Guten Hoffnung herum, denn damals gab es noch keinen Suëskanal, und auf Deck sitzend sprachen sie von Japans Zukunft und den Gefahren, die ihm von Osten und Westen drohten. Sie wollten ihrem Lande Retter sein, sie wollten mit der Vergangenheit brechen, ihrem Volk unwiderstehliche Waffen in die Hände geben. Und sie schufen Japan nach europäischem Muster um, und Japans Freiheit war gerettet.

Kaum ein Jahr nach meinem Besuch reiste Ito nach Charbin in der Mandschurei. Eben war er aus dem Eisenbahnwagen gestiegen und stand unter seinen Begleitern auf dem Bahnsteig, da knallten drei Revolverschüsse, und er sank tot zu Boden!

Itos Leben glich einer Heldensage. Er hat sein Land zum Siege geführt und ihm unvergeßliche Dienste geleistet. Den Verlust der Legionen auf dem Schlachtfeld konnte Japan verschmerzen, aber als die Kunde kam, daß Nippon seinen größten Sohn verloren habe, da versank es in tiefste Trauer. Und doch waren die Japaner auch wieder stolz auf seinen Tod, denn er war auf seinem Posten gefallen! Als seine sterbliche Hülle nach der Heimat gebracht wurde, glich die Fahrt dem Triumphzug eines siegreichen Feldherrn. Ein Tempel wird zu seiner Erinnerung entstehen, und noch zu späten Zeiten werden junge Sänger zu den Tönen des Saitenspiels sein ruhmreiches Leben besingen.

67. Die Mandschurei.

Die Grenze zwischen Korea und der Mandschurei, einem der Vasallenländer Chinas, bildet der Jalu, den ich in einer kalten Winternacht auf einem chinesischen Schlitten überquerte, um nach Antung am nördlichen Jaluufer, einer Stadt mit 5000 japanischen und 40000 chinesischen Einwohnern zu kommen. Eben erst hatte sich eine dünne

Digitized by

Eishaut von einem Ufer zum anderen gebildet, die die einzige Brücke war. Unter der Last des Schlittens bog sich das Eis in Wellenlinien, aber ehe es brach, war der Schlitten, der von einem Chinesen mit einer langen Stange vorwärtsgestoßen wurde, schon darüber hingesaust.

Von Antung aus machte ich in Gesellschaft eines Japaners eine vergnügte kleine Eisenbahnfahrt. Die Entfernung nach Mukden beträgt nur 320 Kilometer; trotzdem dauert die Reise dorthin zwei ganze Tage. Eine Schmalspurbahn wurde während des Krieges zwischen Japan und Rußland gebaut, um Proviant und Kriegsmaterial an die japanische Front zu befördern. Sie geht in den sonderbarsten Krümmungen bergauf und bergab, und ein Zug soll selten ohne Abenteuer seinen Bestimmungsort erreichen. Der japanische Konsul in Antung hatte auf acht Fahrten nicht weniger als vier Eisenbahnunglücke erlebt, und gerade vor zwei Tagen war der Zug mit einem General und seinem Gefolge einen Abgrund hinuntergerollt! Heute aber hatte der Lokomotivführer Befehl erhalten, mit größter Vorsicht zu fahren, und ich legte denn auch die ganze Strecke ohne Zwischenfall zurück.

Die Eisenbahnwagen sind kaum halb so groß wie ein Straßenbahnwagen, und frierend zwischen all seinen Pelzen und Decken wird man den ganzen Tag hin und her gerüttelt und gestoßen. Zwei längliche Metallkasten, mit glühenden Kohlen gefüllt, sorgen, daß die Füße der Passagiere nicht erfrieren. Auf einer kleinen Station hält der Zug eine ganze Stunde, als ob sich die Lokomotive erst verschnaufen müsse, ehe sie die nun folgenden steilen Bergabhänge erklettert. Wenn es aber dann wieder abwärts geht, scheint die Bewegung des Zuges allen Gesetzen der Schwere Hohn zu sprechen, und es war fast unbegreiflich, daß er nicht in irgendeinem Abgrund anlangte. Jedesmal wenn der Zugführer bremste, gab es einen Stoß, daß man fast mit dem Kopf gegen die vordere Wagenwand flog.

Es war am Weihnachtsabend 1908, als ich in Mukden, der Hauptstadt der Mandschurei, anlangte, wo ich bei dem japanischen Konsul wohnte. Bei Mukden wurde vom 26. Februar bis 10. März 1905 die blutigste Schlacht des russisch-japanischen Krieges, ja eine der größten der Weltgeschichte, geschlagen. Hier kämpften 850 000

Digitized by Google

Statue des Buddha-Amitâbha in Kamakura (Japan).

Digitized by Google

Mann mit 2500 Kanonen gegeneinander, und 120000 Tote blieben auf dem Platz! Zwanzig Tage dauerte es, bis die von den Japanern eingeschlossenen Russen ihren Rückzug antraten. Nun waren die Japaner Herren der Mandschurei, die aber nach dem Frieden wieder an China zurückgegeben wurde.

Auf Mukdens Straßen zeigt sich ein buntes, fesselndes Leben. Die hochgewachsenen Mandschus sehen kraftvoll und selbstbewußt aus. Die Frauen zeigen sich nur selten außer dem Hause; sie tragen ihr Haar in hohem Knoten auf dem Scheitel und verstümmeln im Gegensatz zu den Chinesinnen ihre Füße nicht. In dem Gewühl der Eingeborenen sieht man viele Chinesen, Kaufleute, Offiziere und Soldaten in saubern Gewändern mit blanken Knöpfen, Japaner und Mongolen und gelegentlich auch einen Europäer. Auf den breiteren Straßen klingelt lustig die Pferdebahn. Die Häuser sind hübsch und solid gebaut und mit bunt bemaltem Schnitzwerk, Drachen, Papierlaternen, Annoncen und schwarzen chinesischen Schriftzeichen auf roten Schildern bedeckt. Die Läden sind nach der Straße hin offen, und zwischen den hölzernen Säulen der Fassade liegen die Waren auf Tischen aus. Nach den vier Himmelsrichtungen hin hat Mukden prächtige Stadttore in vornehmer chinesischer Bauart. Aber rings um die Stadt herum dehnt sich eine kahle Einöde voller Gräber.

In Pei-ling, dem „Nordgrabe", ruht der erste chinesische Kaiser der Mandschudynastie, und neben ihm sein Sohn, der große Khang-hi, der einundsechzig Jahre das Reich der Mitte beherrschte. Pei-ling besteht aus mehreren tempelähnlichen Gebäuden. Zuerst tritt man in eine Halle mit einer gewaltigen steinernen Schildkröte, die eine Steintafel mit chinesischen und mongolischen Inschriften zur Verherrlichung des toten Kaisers trägt. Tief in dem stillen Park liegt das Grab selbst, ein mächtiger Steinkoloß mit geschweiftem Dach. In einem besonderen Pavillon hier pflegt der Kaiser von China seine Andacht zu verrichten, ehe er die Gräber seiner Ahnen besucht. Unter den Nadelholzbäumen starren steinerne Pferde, Elefanten und Kamele einander und den Besucher an.

Im „Ostgrab" ruht der Kaiser Tai-tsu, der große Stammvater, der vor fast dreihundert Jahren den Grundstein des Gelben Tempels „Hwang-tse" legte. Dieser Tempel ist der größte Lamatempel der

Digitized by Google

Mandschurei, und sein Abt war ein feister Mongole, zwar gastfrei und höflich, aber etwas hochnäsig. Er wurde indessen viel freundlicher, als er erfuhr, daß ich fünfzig Tage lang Gast des Taschi-Lama gewesen sei.

68. Port Arthur.

Port Arthur ist eine der merkwürdigsten Erinnerungen, die mir von meiner letzten Reise geblieben sind. Doch ehe wir zu den zerschossenen Forts der berühmten Festung kommen, verweilen wir einen Augenblick bei dem Vorrücken der Slawen nach Osten während der vier letzten Jahrhunderte.

Am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts begannen russische Kaufleute Faktoreien an der Kama, dem großen Nebenfluß der Wolga, anzulegen und von Samojeden und Ostjaken Tierfelle einzuhandeln. Während der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts ging Jermak mit 800 Kosaken nach Westsibirien und entriß das Land den Tataren. Den Kosaken folgten die Kaufleute auf dem Fuße. Blockhäuser und Kirchen wurden in den Wäldern gebaut, man rückte nach und nach bis an die Altaiberge und den Jenissei vor, und viele tausend Zobelfelle, nebst Hermelin-, Eichhörnchen- und Fuchsfellen, wurden nach Rußland geliefert. Dann schoben in den dreißiger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts die Kosaken und die Ansiedler ihre Vorposten immer weiter vor, bis sie nach Jakutsk und an das Ochotskische Meer, an den Amur und den Stillen Ozean gelangten, und der Zar schickte Gesandte an den Kaiser von China. Zwischen Kiachta und Peking wurde eine lebhafte Handelsstraße angelegt, und in Peking hatten die Russen ihre eigenen Karawanserein, wo sie Tee und Seidenstoffe zum Verfrachten aufspeicherten, sowie auch ihre eigene griechisch-katholische Kirche. Zweihundert Jahre lang zogen Kamelkarawanen zwischen Kiachta und Peking hin und her.

Aber eine neue Zeit brach über Sibirien herein. Die 1891—1904 gebaute große Transsibirische Eisenbahn, die nicht weniger als 750 Millionen Mark kostete, spannte ihre Schienenbänder durch die Wälder. Die Bahnschwellen wuchsen ja im Walde, man hatte sie nur zu fällen oder das Bauholz im Winter mit Schlitten aus der Nachbarschaft zu holen. Das übrige rollende Material und die Schienen

Digitized by Google

zu den Gleisen wurden immer weiter nach Osten vorgeschoben. Durch einen Vertrag mit China erlangte man die Erlaubnis, die Bahnlinie quer durch die Mandschurei nach Wladiwostok an die Bucht Peters des Großen zu legen. Aber dieser Hafen friert im Winter zu. Zwar läßt er sich mit Eisbrechern offen halten, aber Rußland sehnte sich nach einem eisfreien Hafen an der Küste des Stillen Ozeans.

Er wurde an dem Tage gewonnen, an dem die Russen sich den Besitz Port Arthurs erzwangen! Von Charbin aus wurde eine Bahnlinie nach der berühmten Festung hin abgezweigt und die Festung selber in den nächsten paar Jahren in vorzüglichen Verteidigungszustand gesetzt. Damit hatte Rußland sein Ziel erreicht. Unendliche Horizonte öffneten sich ihm nun nach allen Seiten hin, die Eroberung Koreas, der Handel nach China und Japan, ja vielleicht sogar die Herrschaft auf dem Stillen Ozean! Aber auf dieses Ereignis hatte sich Japan schweigend und geduldig im Lauf der Jahre vorbereitet. Das Land der aufgehenden Sonne wollte sich nicht durch Rußlands Gewicht ersticken lassen. So kam es zum Entscheidungskampf, und die stolzen Pläne Rußlands wurden zu Wasser, als die russischen Soldaten vor den japanischen Eroberern Port Arthurs die Waffen strecken mußten.

Den zweiten und dritten Weihnachtstag des Jahres 1908 verlebte ich in Port Arthur. Ich war mit der Eisenbahn, die über eine ganze Reihe weltgeschichtlicher Kriegsschauplätze geht, von Mukden aus dorthingefahren. Zwischen Dalnij und der Festung sieht man nur etliche von spärlichen Bäumen umgebene chinesische Dörfer, sonst ist die Gegend kahl. Auf einem Häuschen des Dorfes Schuischi-in wehte noch eine weiße Fahne. In diesem Hause trafen sich die Generale Stößel und Nogi am 2. Januar 1905, nachdem der erstere dem japanischen Befehlshaber die Festung überliefert hatte.

Je näher wir kamen, um so klarer traten die Hügel hervor, die den Hafen umgeben. Sie alle waren von den Russen stark befestigt worden: links das Tannenfort, das Fort der beiden Drachen, das Wachtturmfort und der östliche Ki-Kan-schan, wo der tapfere General Kondraschenko und elf Offiziere, die sich zum Kriegsrat versammelt hatten, getötet wurden. Rechts zeigt sich ein hübsches Denkmal, das die japanische Regierung den russischen Soldaten errichten ließ, die bei der Verteidigung Port Arthurs fielen; es ist von einer Anzahl

Digitized by Google

weißer Steinkreuze innerhalb einer Mauer umgeben. Jedes Kreuz bezeichnet einen bestimmten Platz im Gebiete der Festung. So ruhen unter ein und demselben Kreuz alle die Russen, die auf dem Zweihundertdreimeterhügel gefallen sind. Und unter diesem Kreuze allein warten 6100 Soldaten auf den Tag der Auferstehung!

Nun zeigt sich der fjordähnliche Hafen. Einen Strandhügel seiner Einfahrt schmückt ein Denkmal für die gefallenen Japaner. Dieses Denkmal dient zugleich als Leuchtturm; so weisen die Toten den Lebenden den Weg.

Schließlich hält der Zug vor dem Bahnhof Port Arthurs. Einige japanische Offiziere heißen mich willkommen, unter ihnen der Kommandant der Festung.

Unser erster Ausflug gilt dem Museum. Auf dem Wege dorthin fahren wir am Palast des ehemaligen russischen Vizekönigs Alexieff, an der Werft der Flotte, am Armeelazarett und am Krankenhause des Roten Kreuzes vorüber. Der Vorplatz des Museums ist von einem Geländer umgeben, das aus Kanonenwagenrädern, Stacheldrahtnetzen und andern Verteidigungsmitteln gebildet ist. An beiden Seiten des Eingangs stehen russische Kanonen in Reihen.

Nun betreten wir den ersten Saal. Während der Belagerung fuhr eine japanische Kugel durch seine Mauern; an den Löchern, die sie schlug, hängen kleine Zettel mit Erklärungen, denn auch diese Scharten zählen zu den Ausstellungsgegenständen.

Hier ist General Stößels Kosakensattel mit Riemenzeug und Decke, dort einige der Enterleitern, deren sich die Japaner bedienten, als sie Brücken über die Gräben der Forts zu schlagen versuchten. Einige Schritte weiter steht ein Bündel japanischer Fahnen, mit denen die Russen ihre Feinde zu täuschen versuchten. Dann folgt eine lange Reihe Glasschränke. Sie enthalten russische Uniformen von Offizieren und Soldaten mit allen ihren Abzeichen; ferner Mützen und Stiefel, Standarten und Fahnen, Telephone und Telegraphenapparate, elektrische Batterien und Funkensignale, Spaten, Karste, Beile und Sprenggeräte und all die zahllosen Werkzeuge, die man beim Errichten beständiger oder gelegentlicher Forts, Verschanzungen und anderer Verteidigungswerke gebrauchte. Dort sind Minen und Handminen, Torpedos und Handgranaten, Kugeln und Panzerplatten,

Digitized by Google

letztere so grauenhaft durchschossen, daß sie wie Siebe aussehen, und ganze Haufen Granatsplitter, die man aus den Hügeln herausgezogen hat, die dem mörderischen Feuer der Japaner monatelang ausgesetzt waren.

In einem zweiten Saal sind die Fuhrwerke der russischen Lazarette und der Ambulanz ausgestellt, Proben des russischen Proviants während der letzten Zeit der Belagerung und die Messinginstrumente und Trommeln der verschiedenen Musikkorps, die jetzt auf immer verstummt sind, seit in Port Arthur der letzte russische Parademarsch verhallte. In andern Glasschränken zeigen sich Ballkleider und weiße Seidenschuhe, die russischen Offiziersfrauen gehörten.

Den größten Teil des nächsten Saales nehmen vier große Tische ein; sie tragen die Modelle zweier Forts, wie sie vor und nach der Erstürmung aussahen. Ein Artilleriemajor, der selber mit im Feuer war, erklärte mir alles und erzählte von seinen Erinnerungen aus jenen grauenvollen Tagen. An den Modellen zeigte er mir, wo Minen und Konterminen in die Erde gelegt wurden, und verweilte besonders bei den Punkten in den Laufgräben, wo die russischen und die japanischen Soldaten miteinander reden konnten, ehe sie einander das Leben nahmen. Sein Bericht war entsetzlich, und dennoch folgte ich ihm mit atemloser Spannung, denn es liegt etwas Zauberhaftes in dem Feuerschein jener Tage, und mit Bewunderung lauschte ich der Schilderung des Heldenmutes und der wahnsinnigen Todesverachtung der Soldaten. —

Am 27. Dezember wurde ich bei Sonnenaufgang geweckt und fuhr mit einem Freunde, dem Major und fünf andern japanischen Offizieren zur Besichtigung der Forts. Während des Belagerungswirrwarrs nahmen die dort wohnenden Chinesen die Gelegenheit wahr, so viele russische Droschken, wie sie nur erwischen konnten, zu stehlen und zu vergraben. Als dann die Ruhe wiedergekehrt war, hatten sie die Wagen einen nach dem andern wieder ausgegraben, und nun wimmelte es von chinesischen Iswoschtschikas in dieser einst russischen, jetzt japanischen Stadt.

Bald sind wir am Fuße des Zweihundertdreimeterhügels angelangt und erklimmen seinen steilen, mit Schutt bedeckten Abhang. Unterwegs gehen wir an den Notgräbern vorüber, worin die Russen nach dem ersten Sturm ihre Toten begruben. Auf dem ganzen Hügel

Digitized by Google

schillert der Boden in zwei Farbentönen, Graugelb und Rotbraun. Vom Graugelben ist nicht viel mehr zu sehen; das Rotbraune ist Blut, das in den Boden eingesickert ist!

Endlich erreichen wir den Gipfel des Hügels und werfen einen Blick auf die umliegende Landschaft. Alle Hügel und Abhänge in unserer Nähe sehen sonderbar getüpfelt, beinahe blatternarbig aus; das kommt von den durch Kugeln und Granaten verursachten Löchern! Von dem auf dem Gipfel befindlichen Fort war so gut wie nichts mehr vorhanden. Alles war weggeschossen, und auch der Hügel ist jetzt nicht mehr 203 Meter hoch. Dieser Hügel war von außerordentlich großer Bedeutung, denn von dort aus beherrschte man den Hafen, und alle andern Befestigungen waren von seiner Höhe aus sichtbar. Er war der Schlüssel zu Port Arthur. Nachdem die Japaner einige benachbarte Forts genommen hatten, konzentrierten die Russen ihren ganzen Widerstand auf den Zweihundertdreimeterhügel und umgaben sein Fort mit doppelten Stacheldrahtnetzen und Laufgräben, die wieder durch Eisenblech und dichte Haufen von Eisenbahnschienen geschützt wurden. Oben gab es Belagerungskanonen und schnellfeuernde Kanonen von verschiedenem Kaliber. Die Eroberung dieses Forts war eine fürchterliche Aufgabe.

Am 19. September 1904 versuchten zwei Kompagnien der Japaner in Kugel- und Granatenregen den Hügel zu erstürmen, aber schon 200 Meter vor den ersten Laufgräben war mehr als die Hälfte gefallen. Nach mehreren nächtlichen Angriffen nahmen die Japaner die ersten Laufgräben, und am 22. November erklommen zwölf Kompagnien, 2400 Mann im ganzen, den Hügel, fest entschlossen ihn um jeden Preis zu erobern. Sie gingen dem Feuer der Feldkanonen der Russen gerade entgegen. Die erste Reihe wurde bis auf den letzten Mann niedergeschossen, die Leichen füllten die Laufgräben und erleichterten den nachfolgenden das Vorrücken. Als von den 2400 Mann nur noch 318 übrig waren, zogen sich diese zurück. Nur einige wenige blieben oben, die Fahne der aufgehenden Sonne schwingend, bis auch sie tot niedersanken.

Da neue Angriffe ebenso unglücklich abliefen, ließ Nogi schwere Artillerie vorrücken, die dem Fort bedeutenden Schaden zufügte. Neue Sturmkolonnen wurden von verschiedenen Seiten her ins Feuer ge-

Digitized by Google

ſchickt und von den Ruſſen niedergemäht. Aber kein Zoll breit Boden wurde gewonnen! Am 28. November ging es zwei weiteren Bataillonen ebenſo, und der Hügel war mit Haufen Gefallener bedeckt. Von mehreren Sturmläufen kam nicht ein einziger Mann zurück! Einem dritten Bataillon gelang es ſchließlich, den Gipfel des Hügels zu erreichen, aber es konnte den Platz gegen die wütenden Angriffe der Ruſſen nicht halten. Was von den Eroberern noch lebte, wurde von allen Seiten umzingelt und niedergemacht. Am nächſten Sturmlauf beteiligten ſich 1000 Japaner, von denen 840 fielen! Am 30. nahmen die Japaner wieder den Hügel ein, wurden aber tags darauf nochmals von den Ruſſen vertrieben.

Nach zweitägiger Ruhe eroberten aber ſchließlich die Japaner am 5. Dezember dennoch den ganzen Hügel und ſchlugen nunmehr alle Wiedereroberungsverſuche der Ruſſen zurück. Während der zehn Tage des eigentlichen Kampfes um den Beſitz des Hügels hatten die Japaner an Toten 104 Offiziere und 2261 Mann verloren und an Verwundeten 184 Offiziere und 5029 Mann. Ungefähr 7000 Ruſſen waren gefallen. Die Eroberung Port Arthurs koſtete die Japaner im ganzen 65000 Mann, und die Verteidigung die Ruſſen 25000! Doch es handelte ſich ja auch um die Herrſchaft über den Stillen Ozean!

Nach zwei weiteren Tagen konnten die Japaner von dem Zweihundertdreimeterhügel ihr Feuer auf die ruſſiſchen Schiffe im Hafen richten, und dieſe wurden nun mit Leichtigkeit kampfunfähig gemacht.

Während unſere Mäntel in dem ſchneidendkalten Nordwinde flatterten, beſahen wir den blutgetränkten Hügel, das vollſtändig zerſchoſſene Fort und die mehr oder weniger eingeſtürzten Laufgräben. Der Major führte mich an die Stelle, wo ein ruſſiſcher und ein japaniſcher Laufgraben in ſpitzem Winkel aufeinanderſtießen; hier an der Ecke hatte ein mörderiſcher Kampf ſtattgefunden. Die Kämpfenden ſtanden nur drei Meter von einander entfernt und warfen Handgranaten in die feindlichen Haufen hinein. Als ihnen die Granaten ausgingen, ſchleuderten ſie Steine, und als der Abſtand ſchließlich ſogar für die Bajonette zu kurz wurde, fielen ſie gleich wilden Tieren über einander her, biſſen und kratzten und verſuchten ſich gegenſeitig die Gurgel abzuſchneiden!

Digitized by

Der Hügel ist nicht größer, als daß nur ein mittelgroßes Haus droben Platz finden könnte. Ich fragte den Major, wie 9000 Leichen auf diesen Abhängen hätten Raum finden können; er antwortete mir, daß sie an einigen Stellen in mehrfachen Schichten gelegen hätten und daß man zwei Tage Waffenstillstand gebraucht habe, um die Toten wegzubringen und neuen Ernten Raum zu schaffen.

Die Rückfahrt führte uns durch die neue Stadt mit ihren hübschen, aber leeren Häusern; chinesische Plünderer hatten hier Türen und Fenster und alle bewegliche Habe gestohlen. Als wir vor dem Fort hielten, wo Kondratenko am 15. Dezember 1904 von einer elfzölligen Granate getötet wurde, begann der Major wieder seinen Bericht. Ich hatte dieses Fort als Modell im Museum gesehen und war daher über seine unterirdischen Gänge ziemlich orientiert. Jetzt lag alles in Ruinen, zerschossen und zersprengt von Granaten und Minen. Wir gingen geduckt oder krochen zwischen den Schutthaufen einer Kasematte oder eines bombensichern gewölbten Ganges umher, wo Russen und Japaner unter der Erde mörderische Kämpfe ausgefochten und hinter Haufen getöteter Kameraden Deckung vor dem Feuer gesucht hatten. Mit entsetzlichen Verlusten waren die Japaner in diese Kasematte gelangt; sie hatten nach dem Graben des Forts hin Laufgräben gezogen, und als sie noch 50 Meter davon entfernt waren, gruben sie einen Minentunnel. Eines Tages vernahmen die japanischen Geniesoldaten in dem Minentunnel einen scharrenden Laut: es waren die Russen, die eine Kontermine gruben, um die japanische Mine zu zerstören. Die russische Mine sprang zuerst, und die Japaner im benachbarten Gange wurden in Stücke gerissen. Aber die Explosion ruinierte auch einen Teil des Forts, und durch die entstandene Bresche stürmten die Japaner hinein. Man glaubt fast zu ersticken, wenn man sich durch diese enge dunkle Kasematte drängt, in die eine Kompagnie nach der andern hineingeschickt wurde, um sich durch mörderisches Feuer töten zu lassen. Die Japaner mußten an Mauerscharten vorbei, aus denen die Russen sie Mann für Mann niederschossen. Und im Gange selber waren die Feinde sich so nahe, daß sie sich anrufen konnten. Die Russen kämpften mit derselben Todesverachtung wie die Japaner, und ihr beider Heldenmut war bewunderungswürdig. Fast alle Verteidiger dieses Forts wurden getötet,

Digitized by Google

und die wenigen, die den Sturm überlebten, waren ohne Ausnahme verwundet!

Nachdem wir die Krypta, in der Kondratenko gefallen ist, betrachtet hatten, fuhren wir an einem der „Hahnenkammforts" vorbei, das nie erobert worden ist. Sein Verteidiger, Hauptmann Waguef, geriet über Stößels Kapitulation in solche Wut, daß er, weit entfernt, dem Befehl zu gehorchen, das Fort in die Luft sprengte. Weiter vorn sah ich eine Befestigung, welche die Japaner das „Spukfort" nannten, weil sie immer Rauch aus ihm hatten aufsteigen sehen. Die Russen hatten dort eine Küche!

Die Japaner haben jetzt in Port Arthur Geheimnisse, das ist gewiß. Mehrere Forts werden Fremden nicht gezeigt. Aber die Festung hat für sie nicht mehr dieselbe Bedeutung, die sie für die Russen hatte. Rußland brauchte einen starken Punkt im äußersten Osten, während die Japaner eine beständige Bedrohung ihrer nahen Inseln nicht dulden konnten. Ihnen ist die Hauptsache, daß kein Fremder Port Arthur besitzt. Daher wurden nach dem Kriege nur wenige der Forts wieder instand gesetzt, und die Garnison beträgt nur 2000 Mann. Überdies wohnen 4000 Japaner und ebenso viele Chinesen innerhalb des Gebietes der Festung.

Schließlich fuhren wir zum Hafen hinunter, wo vier russische Schlachtschiffe, zwei Kreuzer und 59 kleinere Kriegsschiffe von den Japanern genommen worden waren. Wir bestiegen eine ehemals russische Dampfbarkasse, und während einer Fahrt im Hafen und nach der Außenreede hinaus hielt mir ein japanischer Seeoffizier einen lehrreichen Vortrag über Ereignisse, die sich vor drei oder vier Jahren zugetragen und die ganze Welt in Spannung gehalten haben. In der 400 Meter breiten Einfahrt zeigte er mir die Stellen, wo der von Dichtern besungene Leutnant Hirosé und seine Leute mitten im Feuer der russischen Forts zwei japanische Schiffe versenkten, um die Einfahrt zu sperren und die in dem inneren Hafen befindlichen russischen Schiffe wie in einer Mausefalle zu fangen. Als Hirosé und seine Kameraden zu diesem schwierigen Unternehmen, von dem keiner von ihnen wiederkehrte, aufbrachen, hielt Admiral Togo eine Ansprache an sie, befahl ihnen, „in ihr Grab zu gehen" und trank ihnen mit Wasser zu!

Digitized b

Auf der Außenreede schwimmen eine Menge roter Bojen auf der Oberfläche des Meeres. Sie bezeichnen die Stellen, wo neunzehn Schiffe durch Minen und Torpedos in den Grund gebohrt wurden. Eine Viertelmeile im Südosten der Einfahrt liegt das russische Flaggschiff Petropawlowsk in 23 Faden Tiefe. Nur vier Mann retteten sich, als dieses Schiff am 13. April 1904 sank, und unter den Ertrunkenen befanden sich der Admiral Makarow und der große Maler Wereschtschagin, die beide ein besseres Schicksal verdient hätten. Eine halbe Meile weiter südwestwärts liegt in 19 Faden Tiefe das Schlachtschiff Sewastopol. Sowohl der vordere wie auch der hintere Teil der gesunkenen Schiffe sind durch Bojen bezeichnet. —

Bevor die Winterdämmerung sich herabgesenkt hatte, war ich wieder im inneren Hafen. Ich sagte meinen japanischen Freunden Lebewohl, und ein Extrazug führte mich von der traurig-denkwürdigen Festung fort.

69. Die Transsibirische Eisenbahn.

Am 28. Dezember 1908 bestieg ich in Dalnij den Zug und trat damit eine Eisenbahnreise an, die ohne Unterbrechung elf Tage und elf Nächte dauerte. Zwölf Stunden sind es bis Mukden, dann etwas weniger bis zur letzten japanischen Station. Auf dem nächsten Bahnhof ist dann der Inspektor ein Russe, und an Stelle der japanischen Schaffner treten russische. Am Nachmittag hält man in dem so traurigberühmten Charbin am Sungari, einem Nebenfluß des gewaltigen Amur. Hierhin zogen sich die Russen nach ihren Niederlagen zurück, und auf dem Bahnsteig von Charbin wurde Fürst Ito ermordet. In Charbin steigt man um und wartet auf den internationalen Expreßzug, der wöchentlich zweimal von Wladiwostok nach Moskau geht.

Die Transsibirische Eisenbahn ist die längste der Erde; sie mißt von Dalnij bis Moskau 8700 Kilometer. Sie war gerade zum Russisch-Japanischen Krieg fertig geworden, aber da sie nur ein Gleis hatte, konnten die Russen nur mit außergewöhnlichen Anstrengungen Truppen und Kriegsmaterial auf die Schlachtfelder der Mandschurei schicken. Jetzt baut man ein zweites Gleis, um im Kriegsfall leichter operieren zu können und auch dem zunehmenden Handelsverkehr zu genügen. Dank dieser Eisenbahn fährt man jetzt in fünfzehn Tagen

Digitized by Google

von Berlin nach Schanghai; der Seeweg um Südasien herum dauert zweieinhalbmal so lang; fährt man aber über das Atlantische Meer, dann mit der Bahn durch Kanada und nun wieder zu Schiff über den Stillen Ozean, so kann man in siebenundzwanzig Tagen von Berlin aus in Schanghai sein.

Am Morgen des Neujahrstags fuhr der Zug am Südufer des Baikalsees entlang, und eine der entzückendsten Landschaften entrollte sich nun vor meinen Blicken. Die schneebedeckten Berge des Ostufers standen in der reinen Morgenluft scharf und klar abgezeichnet, und nach Westen hin lag das Gebirge im hellsten Sonnenschein. Hier und dort sind die Hänge mit nordischen Kiefernwäldern bewachsen. Die Bahn geht unmittelbar am Seeufer entlang, manchmal nur zwei Meter vom Wasser entfernt. Dieser Teil der Transsibirischen Eisenbahn war der schwierigste und kostspieligste und wurde auch erst zuletzt fertig. Während seines Baues wurde der Verkehr zwischen den beiden Endpunkten der Bahn am See durch Fähren vermittelt. Die Bahn schlängelt sich um die Vorsprünge und Buchten herum und durch enge Galerien, wo die stehengebliebenen Felssäulen ganze Berggewölbe tragen. Manchmal geht es wie auf einer in die Felsen eingesprengten Bank weiter über jähe Abgründe, die fast senkrecht zum See abfallen. Zahllos ist die Reihe der Tunnel, an deren Ende immer wieder der Blick über das gebirgige Seeufer frei wird.

Der Baikalsee oder der „Reiche See" ist nach dem Kaspischen Meer und dem Aralsee Asiens drittgrößter Binnensee. Unter den Süßwasserseen der Erde übertreffen ihn nur die kanadischen Seen, und seine Höhe über dem Meeresspiegel beträgt 470 Meter. Sein Wasser ist hellgrün, süß und kristallklar und sehr reich an Fischen, darunter fünf verschiedenen Lachsarten. Hier lebt sogar eine Robbenart, wie überhaupt viele der Tierformen des Baikalsees mit denen des Meeres verwandt sind. Der Baikalsee ist der tiefste See der Erde; man hat in ihm bis 1521 Meter Tiefe gelotet. Verschiedene Dampferlinien durchqueren ihn, und im Winter halten Schlitten die Verbindung zwischen den Ufern aufrecht. Aber erst Anfang Januar beginnt er zuzufrieren, und die Eisdecke bleibt gewöhnlich bis Mitte April liegen. Jetzt am Neujahrstag war der ganze südliche Teil des Sees noch offen, obgleich wir nachts 30—35 Grad Kälte hatten!

Digitized by

70. Durch Sibirien.

Sibiriens Areal ist fünfundzwanzigmal so groß wie Deutschland, aber in diesem ungeheuern Lande wohnen nur sieben Millionen Menschen. Von ihnen sind 60 Prozent Russen und 20 Prozent Kirgisen. Die übrigen sind Burjäten, Jakuten, Tungusen, Mandschus, Samojeden, Ostjaken, Tataren, Tschuktschen und noch andere.

Ein nicht geringer Teil der Bevölkerung sind Sträflinge, die nach Sibirien verbannt worden sind und deren hartes Schicksal es ist, hier unter strenger Aufsicht in den Goldbergwerken arbeiten zu müssen. Man veranschlagt ihre Anzahl auf etwa 150000. Ehe die Eisenbahn gebaut war, mußten sie die unendlich weite Reise zu Fuß machen. Sie marschierten täglich, ob Regen oder Sonnenschein, ob Sturm oder Schneetreiben, 15 Werst weit durch dieses schreckliche, finstere und kalte Sibirien. Vor und hinter ihnen ritten Kosaken, die ihnen, wenn sie sich in ihren Ketten durch den Schlamm und Schmutz der Wege schleppten, kein Ausruhen gestatteten. Oft kamen Frauen und Kinder freiwillig mit, um das Geschick ihrer zur Zwangsarbeit in den Bergwerken verurteilten Gatten und Väter zu teilen.

Jetzt hat sich hierin vieles geändert. Allerdings ist die Strafarbeit ebenso hart, aber die Reise dorthin ist weniger beschwerlich. Jetzt werden die Unglücklichen in besonderen Gefangenenwagen mit vergitterten Fenstern auf der Bahn befördert. Manchmal sieht man diese rollenden Gefängnisse auf dem Nebengleis eines Bahnhofs stehen. Bleiche Gesichter schauen durch das Gitter und beobachten mit gleichgültigen Blicken, was auf dem Bahnsteig vor sich geht. Einmal sah ich, wie sich ein Mann, der vielleicht selber einmal Gefangener gewesen war und seine Strafe verbüßt hatte, an das Gitter solch eines Gefangenenwagens heranschlich, sich vorsichtig nach allen Seiten umschaute und, als er sich versichert hatte, daß ihn keine Gendarmen beobachteten, eine Flasche Wodka, eine Art Schnaps, durch die Stäbe des Gitters in den Wagen reichte. Dann verschwand er wieder zwischen den Zügen.

Um den Lenafluß herum wohnen die Jakuten, ein türkisch-tatarischer Stamm. Es sind ihrer nur 230000, die dem Namen nach Christen sind und Ackerbau und Handel treiben. Im Osten des

Digitized by Google

Jeniſſei finden wir die Tungusen, ein kleines Volk, das in feſtangeſiedelte Tungusen, Pferde-, Hunde- und Renntiertungusen eingeteilt wird, je nach den Haustieren, die ihnen bei ihrer Lebensweiſe am wichtigſten ſind. In Weſtſibirien, in den Gouvernements Tomsk und Tobolsk, wohnen die Oſtjaken, ein kleiner finniſcher Stamm von 26000 Menſchen, der in ſtarker Abnahme begriffen iſt; ſie ſind ſehr arme Fiſcher, Jäger und Renntiernomaden. Nördlich von ihnen, im nördlichen Teil Weſtſibiriens und im nordöſtlichen Europa, wohnen die Samojeden; ihr Stamm, von ural-altaiſcher Herkunft, iſt der Zahl nach noch kleiner als die vorigen; ſie leben von Renntierzucht und Fiſchfang.

Alle dieſe ſibiriſchen Stämme und noch mehrere dazu ſind Schamaniſten. So nennt man ſie nach ihren Prieſtern, den Schamanen. Sie glauben an eine enge Verbindung zwiſchen den Lebenden und ihren längſtverſtorbenen Vorfahren. Man fürchtet ſich ſehr vor den Toten und tut ſein möglichſtes, um ihre Geiſter durch Opfergaben zu verſöhnen und zu beſchwören. Dies beſorgen mit viel Zauberei und Schwarzkunſt die Schamanen, die zugleich auch Ärzte ſind. Iſt jemand geſtorben, ſo muß der Geiſt des Toten aus dem Zelt vertrieben werden. Der Schamane wird gerufen; er kommt in koſtbarem, ſeltſamem Gewande und beginnt in religiöſer Ekſtaſe einen Tanz, der ſchließlich in eine Art Raſerei ausartet. Er ſchwankt hin und her, taumelt, ſtöhnt und iſt wie von Sinnen. Nachdem er ſich lange genug wie ein Verrückter gebärdet hat, ergreift er ſeine Zaubertrommel, deren dumpfe Töne ihn beruhigen und in die Wirklichkeit zurückführen. Und wenn er ſo all ſeine Künſte vorgeführt hat, dann iſt der Geiſt gebannt!

Sibirien iſt ein reiches Land. Gold, Silber und Kupfer, Eiſen, Blei, Graphit und Steinkohle ſchlummern neben vielen andern wertvollen Mineralien und Geſteinen in ſeinen Gebirgen, und ſein vorzüglicher Ackerboden gibt ihm große Ausſichten auf künftige Entwicklung. Der meiſte anbaufähige Boden liegt in der Nähe der Eiſenbahnen und der zur Beförderung dienenden Flüſſe. Denn ganz Sibirien iſt ein Netz von Waſſerſtraßen. Aus einem der Nebenflüſſe des Ob kann man mit dem Dampfer durch Kanäle in den Jeniſſei hineinkommen und von dort nach der Lena gelangen. Tomsk, Sibiriens zweite Stadt mit 70000 Einwohnern, iſt das Herz dieſes

Digitized by Google

Kanalsystems. Mehr als 10000 Kilometer der Flüsse lassen sich mit großen Dampfern befahren und beinahe 50000 Kilometer mit kleinern. In Westsibirien, um Tomsk und Omsk herum, steigt der Ertrag der Landwirtschaft von Jahr zu Jahr, und man kann mit Bestimmtheit voraussagen, daß diese Gegenden dereinst eine mehr als doppelt so dichte Bevölkerung wie jetzt ernähren und obendrein noch große Mengen Korn ausführen werden. Allerdings gehört auch etwas dazu, daß diese endlose Eisenbahn sich verzinst; sie hat über zwei Milliarden Mark gekostet!

In Nordsibiriens ewig gefrorenem Boden und besonders in ehemaligen Überschwemmungsgebieten hat man hunderttausend Jahre alte, noch ganz frische Mammutexemplare gefunden! Das Mammut ist eine ausgestorbene Elefantenart, die in der Diluvialzeit über ganz Nordasien, Europa und Nordamerika verbreitet war; es war größer als unsere heutigen Elefanten und hatte 4 Meter lange Stoßzähne, einen dichten, dem kalten Klima angepaßten Pelz und auf Hals und Nacken eine ziemlich üppige Mähne. Daß der Mensch schon ein Zeitgenosse des Mammuts war, geht aus uralten, primitiven Abbildungen dieses Tieres hervor.

So fuhr ich also Tag und Nacht durch dies gewaltige Sibirien, das im Süden vom Altai, vom Sajan, von den Jablonoi- und Stanowoibergen und im Norden vom Nördlichen Eismeer begrenzt wird. Ungeheure Gebiete Nordsibiriens nimmt die Tundra ein, eine moosbewachsene Sumpfsteppe, die im Winter steinhart gefroren ist, im Sommer aber an der Oberfläche auftaut und gefährliche Moräste bildet.

Endlich, am 5. Januar 1909, befand ich mich mitten im Uralgebirge, und der Zug schlängelte sich zwischen seinen Hügeln und Tälern hin. In der Nähe der Station Slatoust erhebt sich eine Granitsäule, — hier ist die Grenze zwischen Asien und Europa!

71. Die Vegareise.

Mit Sibirien und besonders mit seiner Küste am Nördlichen Eismeer ist aus neuerer Zeit eine ruhmvolle Erinnerung verknüpft. Mit der Absicht, eine Handelsstraße nach und von Westsibirien zu erschließen, hatte der Schwede Adolf Erik Nordenskiöld

Digitized by Google

schon zwei Expeditionen nach dem Jenissei gemacht, und im Jahre 1878 legte er den Plan der Herstellung der Nordostdurchfahrt vor. So nannte man den seit Jahrhunderten gesuchten und sehnsüchtig herbeigewünschten nördlichen Seeweg nach Ostasien. Es handelte sich also um nichts Geringeres als die Umseglung Asiens und Europas, ein Unternehmen, das weder vorher noch nachher je ausgeführt worden ist. Das dazu ausgewählte Schiff war der Walfischfänger die „Vega". An dem Leutnant Louis Palander hatte Nordenskiöld einen Schiffskapitän, der den schwierigsten Situationen gewachsen war; die wissenschaftlichen Untersuchungen und Sammlungen übernahm ein Stab bedeutender Forscher. Die Besatzung bestand aus siebzehn Matrosen der schwedischen Kriegsflotte. Proviant wurde auf zwei Jahre mitgenommen, und während eines Teils der Reise begleiteten einige kleinere, mit Kohlen beladene Schiffe die „Vega".

Im Juni des Jahres 1878 verließ die „Vega" Karlskrona und richtete ihren Kurs nach Tromsö, dann ging sie um Europas nördlichstes Vorgebirge, das Nordkap, herum, an der Eismeerküste Rußlands entlang und an der Mündung des Petschoraflusses vorbei, der durch seine dichtbewaldeten Ufer bekannt ist. Über das Karische Meer, zwischen der sibirischen Küste und der langgestreckten Doppelinsel Nowaja Semlja, ging die Reise in östlicher Richtung nach der Jenisseimündung weiter.

Das Jahr war günstig, kein Treibeis hemmte die Fahrt der Schiffe, und schon am 19. August hatte man Kap Tscheljuskin, die nördlichste Spitze der Alten Welt, erreicht und mit Flaggenhissen und Salutschüssen begrüßt. Von dort ging es nach der Lenamündung weiter. Hier war große Vorsicht notwendig, denn das Fahrwasser war sehr seicht, und manchmal glitt die „Vega" über Wasserspiegel hin, die auf den Karten als „Land" verzeichnet waren.

Soweit ging alles gut, und die schwedische Expedition hatte mit keinen Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Nordenskiöld hatte seinen Plan auf folgende Berechnung gebaut. Er wußte, daß die sibirischen Riesenflüsse während des Sommers der Küste ungeheuere Massen warmen Wassers zuführen, das aus südlicheren Gegenden kommt und oben auf dem salzigen Meerwasser schwimmt, weil es süß ist. Längs der sibirischen Küste bildet es nun eine Oberflächenströmung, die das

Digitized by

Fahrwasser während des Sommers offen und eisfrei erhält. In der eisfreien Küstenrinne hoffte Nordenskiöld die ganze Reise zurücklegen und noch ehe Sommer und Herbst zu Ende waren, in den Stillen Ozean einlaufen zu können. Seine Berechnungen stellten sich auch als richtig heraus.

Aber im Osten der Lena ergießen sich nur kleine Flüsse ins Meer, und Nordenskiöld fürchtete daher, die letzte Strecke der Reise werde die schwierigste werden, denn dort konnte man nicht mehr auf offenes Wasser an der Küste rechnen. Am 28. August wurde die westlichste Insel der Gruppe, die wir die Neusibirischen Inseln nennen, gesichtet. Das Meer wurde nun seicht, und schwimmender Eisschlamm hinderte die „Vega" an voller Fahrt. Dann aber wurden die Aussichten wieder heller, man erreichte offenes Wasser und hatte am 1. September Mittags + 5,6 Grad.

Schon in den nächstfolgenden Tagen schlug das Wetter um in nördlichen Wind, Kälte, Schnee und Treibeis! Während der Nächte, die jetzt länger und dunkler wurden, mußte man still liegen. Das Meer begann zuzufrieren, und am 12. September geriet die „Vega" in so dichtes Eis hinein, daß sie mehrere Tage die Fahrt einstellen mußte. Dann dampfte sie vorsichtig an der Küste entlang und kam dabei dem Land oft so nahe, daß sie nur noch einen Fuß Wasser unter dem Kiel hatte. Trotzalledem näherte sich langsam, aber sicher das Ziel; bis zum Ostkap, dem östlichsten Vorgebirge Asiens an der Beringstraße, die in den Stillen Ozean hinausführt, war es schon nicht mehr weit.

Am 27. Dezember warf die „Vega" an der Ostseite der Koljutschinbucht Anker. Die Nacht war kalt und windstill, und das Meer fror zu. Als man sich am nächsten Morgen einen Weg durch das Treibeis erzwingen wollte, war dieses durch neugebildetes Eis so fest zusammengefroren, daß man wieder warten mußte. Ein Südwind hätte das Eis sogleich wieder aufgebrochen und den Weg längs der Küste geöffnet; aber solch ein Wind kam nicht, und das Eis wurde immer dicker. Kaum mehr als 200 Kilometer vom Stillen Ozean entfernt, mußte man sich nun zur Überwinterung vorbereiten. Wäre die „Vega" nur ein paar Stunden früher an die Koljutschinbucht gelangt, so hätte sie die Beringstraße noch erreichen können.

Digitized by Google

Anderthalb Kilometer von der Küste, wo es den Nordstürmen schutzlos preisgegeben war, fror das Schiff nun ein. Und hier lag es zweihundertvierundneunzig Tage, und unsere Polarfahrer lernten Kälte und Finsternis des arktischen Winters gründlich kennen! Sie richteten sich ein so gut wie es eben ging. Sie stellten ihre Beobachtungen an über Wetter und Wind, das gefrorene Meer und sein Tier- und Pflanzenleben, und an der Küste fanden sie auch einige Tschuktschendörfer, mit deren halbwilden Bewohnern sie in lebhaften Verkehr traten. Am 20. Juli 1879 brach endlich die „Vega" ihre Fesseln und dampfte mit den Flaggen am Toppmast um das Ostkap herum, um dann an Kamtschatka und der Inselgruppe der Kurilen vorbei nach Jokohama zu steuern. Von dort aus ging die Reise über Hongkong, Singapur und Ceylon, durch den Suëskanal und das Mittelmeer nach Europa.

Der 24. April 1880! Nie werde ich den Abend vergessen. Über dem Stockholmer Hafen lag ein feuchter Regennebel, aber die ganze Stadt strahlte in hellem Lichterglanz, alle Häuser am Hafen und das Schloß waren illuminiert. Selbst so schwarz wie ein Gespensterschiff in der Nacht glitt die „Vega" langsam auf den Wellen des Norrströms in den Hafen, begrüßt von den vieltausendstimmigen Jubelrufen der Menschenmassen, die sich auf den Kais drängten. Eine große Tat war im Dienst der Forschung ausgeführt worden, und die Blicke der ganzen Welt hatten sich auf Schweden gerichtet.

72. Die Wolga und Moskau.

Von der Grenze zwischen Asien und Europa führt uns der Zug über Ufa nach Westen weiter und nach Samara hin. Bei Sysran überschreiten wir die Wolga auf einer Brücke, die anderthalb Kilometer mißt. Hier sind wir am größten Fluß Europas, der gewaltigen Wolga, die 3700 Kilometer lang ist und zwischen Petersburg und Moskau, nur 340 Kilometer vom Finnischen Meerbusen entspringt. Sie durchströmt das ganze europäische Rußland und gehört zwanzig Gouvernements an. Ihr rechtes Ufer ist hoch und steil, das linke flach. Ihre Mündung im Kaspischen Meer bildet ein sehr ausgedehntes Delta. —

Wenn man nun bei Sysran auf der langen Brücke über die

Digitized by Google

Wolga geht und die Luft nicht ganz klar ist, glaubt man einen See vor sich zu haben, denn das gegenüberliegende rechte Ufer ist nicht zu sehen. Doch noch weiter abwärts, wo der Fluß sein letztes scharfes Knie macht, um sich dem Kaspischen Meer zuzuwenden, beträgt seine Breite beinahe 10 Kilometer! Hier sind die Ufer flach, und die unendlichen Steppen dehnen sich nach allen Seiten hin aus.

Die Wolga ist fast in ihrem ganzen Lauf schiffbar und hat vierzig Nebenflüsse, die ebenfalls befahrbar sind. Etwa fünf Monate lang ist der Fluß zugefroren, und wenn das Eis im Frühling mit donnerähnlichem Krachen aufbricht, verwüstet der Eisgang die Ufer. Dank der Wolga und ihren Kanälen kann man zu Dampfer von der Ostsee aus nach dem Kaspischen Meer fahren, ja, auch vom Kaspischen Meer aus die Wolga hinauf in die Dwina hinein und ins Weiße Meer hinausgelangen. Aber die Wolga ist nicht allein eine wichtige Handels- und Verkehrsstraße, sondern hat auch einen unerschöpflichen Fischreichtum. Durch die Stör- und Sterlettfischerei werden die größten Vermögen erworben.

Wenn der Zug schwer und langsam über die Wolgabrücke gerasselt ist, fährt er in westnordwestlicher Richtung weiter, nach dem eigentlichen Herzen des heiligen Rußlands hin. Wir fahren durch mehrere Städte, und der Tag naht sich seinem Ende. Der Schaffner geht von Abteil zu Abteil und sagt den Reisenden, daß man in einer Stunde in Moskau sei.

Ich bin oftmals in Moskau gewesen, und immer habe ich mich gefreut, diese Stadt wiederzusehen. Sie ist ein Urbild des alten, unverfälschten Rußlands, ein Heim anständiger, einfacher und altmodischer Sitten und Bräuche, der Treue und Redlichkeit und eines kindlich reinherzigen Glaubens an die Religion des Landes, die griechisch-katholische Lehre. Auf ihren winkligen, gewundenen und schlecht gepflasterten Straßen wimmelt es von tatarischen, persischen und kaukasischen Typen zwischen slawischen Bürgern und Bauern, jenen unverwüstlichen russischen Bauern, denen es so schlecht geht und die sich wie Sklaven abschinden müssen, die am Sonnabend stets zu tief ins Glas gucken, aber immer zufrieden, gutmütig und heiterer Laune sind. Sieh nur jene hochgewachsenen Geistlichen mit üppigem Bart und wallendem Haar in ihren langen, braunen Röcken, auf

Digitized by Google

dem Kopf ein schwarzes Barett! Und diese Mönche und Nonnen! Sie sind hier nur zu gewöhnliche Erscheinungen, denn in Moskau gibt es 450 Kirchen und eine Menge Klöster. —

Auf beiden Seiten der kleinen Moskwa, die sich in die Oka, einen Nebenfluß der Wolga, ergießt, erhebt sich die Stadt, in der mehr als eine Million Menschen leben. Der Kreml ist der älteste Teil und das Herz Moskaus. Seine Mauer wurde in den letzten Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts erbaut. Sie ist 20 Meter hoch, mit Zinnen versehen und hat achtzehn Türme und fünf Tore. Innerhalb ihres unregelmäßigen Fünfecks mit zwei Kilometer Umfang liegen Kirchen, Paläste, Museen und andere öffentliche Gebäude. Dort erhebt sich mit fünf Stockwerken der 82 Meter hohe Glockenturm des Iwan Weliki. Von seinem obersten Stockwerk aus beherrscht man den ganzen Horizont und hat die ganze Stadt Moskau direkt unter sich. Man sieht, wie die Straßen, den Speichen eines Rades vergleichbar, vom Kreml aus nach allen Seiten gehen, und wie diese Speichen dann wieder von Ringstraßen geschnitten werden. Zwischen den Gassen ziehen sich die Massen der schwerfälligen Steinhäuser hin, und aus diesem Häusermeer erheben sich zwiebelförmige Kuppeln mit grünen Dächern und goldenen griechischen Kreuzen. Quer durch die Stadt schlängelt sich die Moskwa in scharfen, S-förmigen Bogen, und die mit Türmen verzierten Mauern des Kreml spiegeln sich in ihrem Wasser.

In den Glockenstuben des Iwan-Welikiturmes hängen dreiunddreißig verschieden große Glocken. An seinem Fuß steht die heruntergestürzte „Zarenglocke", die 201 000 Kilogramm wiegt und 20 Meter Umfang hat. Beim Fallen brach ein Stück ihres Randes ab; sie ist daher nicht mehr zu brauchen, steht aber als Zierde auf einem Sockel.

Innerhalb der Kremlmauern liegt auch die Mariä-Himmelfahrtskathedrale. Sie wird von einer 42 Meter hohen Kuppel gekrönt und hat an allen vier Ecken kleinere Kuppeln. Mitten im Kreml, ist sie nicht nur Moskaus, sondern ganz Rußlands wirkliches Herz. Denn hier werden die russischen Zaren gekrönt, während Iwan Welikis Glocken mit Donnerstimmen über der Stadt erdröhnen. Das Innere der Kathedrale macht einen unbeschreiblichen Eindruck. Das Licht, das durch die hohen schmalen Fenster fällt, genügt schon an

Digitized by Google

und für sich nicht, um die Kirche zu erhellen, und es wird noch obendrein durch goldene Standarten mit Heiligenbildern und Kreuzen gedämpft. Das Kircheninnere ist überfüllt mit einer Unmasse religiöser Gegenstände und Heiligenbilder aus gediegenem Gold, bei denen nur Gesicht und Hände bemalt sind. Vor ihnen brennen Wachskerzen, deren Rauch sich nach den gewölbten Bogen hinaufringelt und die Kirchenfahnen wie graublauer Nebel umschwebt. —

Den rechtgläubigen Russen ist der Kreml fast ein heiliger Ort. Sie wallfahrten nach seinen Kirchen und Klöstern mit derselben Verehrung wie die Tibeter nach den Buddhaheiligtümern. „Moskau wird nur vom Kreml und der Kreml nur vom Himmel übertroffen", sagen sie. —

Kaum ein Jahr der Geschichte Moskaus ist so weltberühmt wie das Jahr 1812. Da eroberten Napoleon und die „große Armee" die Stadt, das Russenheer gab sie preis, und die Bürger verließen ihre Häuser. Am 14. September hielt Napoleon seinen Einzug, und am Tag darauf begann der Brand. Die Russen selbst hatten Moskau an mehreren Ecken angezündet. Drei Viertel der ganzen Stadt lag in Asche, als die Franzosen nach fünfwöchentlichem Aufenthalt und einem Verlust von 30000 Mann Moskau wieder räumten, obdachlos den eisigen Stürmen des russischen Winters preisgegeben. Noch immer lebt die Erinnerung an diese blutige Zeit unter der Bevölkerung. — —

In elf Stunden führt uns nun der Schnellzug in gerader Linie nordwärts, nach der Hauptstadt Peters des Großen, Petersburg, an der Mündung der Newa im Finnischen Meerbusen. Ganz andere Bilder als in Moskau umgeben uns hier, nicht mehr echtes, unverfälschtes Rußland, sondern die Kultur des Westens, die die slawische fortgeschwemmt hat. Allerdings sind Kirchen und Klöster in demselben Stile gebaut wie in Moskau, und der Blick fällt auf dieselben Typen und Trachten wie dort. Aber hier sieht und fühlt man überall nur zu deutlich, daß man in Europa ist.

Petersburg hat anderthalb Millionen Einwohner, also ein Hundertstel der Gesamtbevölkerung des Russischen Reiches. Man merkt es dieser Stadt auf Schritt und Tritt an, daß sie neu ist, alle ihre Straßen sind breit und schnurgerade. Das Klima aber ist rauh, feucht und häßlich; an zweihundert Tagen des Jahres regnet oder schneit es.

Digitized by

Kreml in Moskau.

Digitized by Google

Wenn man in den Petersburger Straßen umherspaziert, sieht man gar vieles Ungewöhnliche. Alle Augenblicke kommt man mitten auf einer Brücke oder an einer Straßenecke an einer kleinen Kapelle vorüber. Darin ist ein Heiligenbild, und vor dem Bilde brennen Wachskerzen. Viele Vorübergehende bleiben stehen, entblößen ihr Haupt, fallen auf die Knie, machen das Zeichen des Kreuzes und murmeln ein Gebet, um dann wieder im Straßengewühl unterzutauchen.

Auch wimmelt diese Stadt von Uniformen. Nicht nur die große Garnison ist uniformiert, sondern auch alle Zivilbeamten, die Gymnasiasten, die Studenten und noch viele andere sind, jeder auf seine Weise, streng vorschriftsmäßig gekleidet und schon von weitem an ihren glänzenden silbernen oder Messingknöpfen erkennbar. Was aber besonders die Aufmerksamkeit der Fremden erregt, das sind die Fuhrwerke. Vornehme Leute fahren in offenen Schlitten, decken sich mit blaugefütterten Bärenfellen zu und lassen sich von großen, prächtigen Rappen ziehen. Manchmal sieht man auch vor solchen Schlitten drei Pferde, die Troika. Eines der Pferde läuft in der Mitte unter einem Bogen, der zum Auseinanderhalten der Stränge dient. Die beiden Seitenpferde laufen immer Galopp. Das gewöhnlichste Gefährt sind indessen die Iswoschtschiken, die so klein sind, daß auf dem Sitz kaum zwei Personen Platz finden. Und da es an jeder Rückenlehne und Seitenstütze fehlt, müssen sie einander um die Taille fassen, wenn sie nicht bei scharfen Biegungen herausgeschleudert werden wollen. Feste Stände haben diese kleinen Schlitten nicht. Vor den Hotels, den Banken, den Theatern, den Bahnhofsgebäuden und anderen vielbesuchten Orten stehen sie in langen Reihen, und vereinzelt trifft man sie überall. Die Kutscher sind immer lustig und vergnügt und plaudern bald mit ihrem Fahrgast, bald mit ihrem Pferd, das sie „mein Täubchen" nennen. Und alle fahren mit verzweifelter Geschwindigkeit, als ob auf den Petersburger Straßen beständiges Wettrennen stattfinde.

Petersburg ist reich an Sammlungen und Museen, Bildergalerien, Kirchen und prächtigen Schlössern. Am schönsten ist jedoch die Isaakskathedrale mit ihrer hohen, vergoldeten Kuppel, die vier kleinere, ebenfalls mit Goldblech überzogene Kuppeln umgeben. Das obere Quadrat des Kreuzes steht 101 Meter über dem Erdboden; die Isaaks-

Digitized by Google

kuppel ist daher das erste, was man von Petersburg sieht, wenn man sich vom Finnischen Meerbusen aus dem Lande nähert und die auf einer Insel liegende Festung Kronstadt passiert. Wunderbar tönt der Gesang der Abendmesse an den großen Festtagen im Innern dieser Kathedrale, und wie glänzt es hier überall von Gold und Silber und von den polierten Säulen aus Malachit und Lapislazuli! Draußen aber unter gewaltigen Pfeilern aus finnischem Granit warten die Armen auf ein Scherflein. Wenn der wohlhabende Kirchenbesucher sich vor den Heiligen bekreuzigt und ihre Fürbitte zum Heil seiner Seele erfleht hat und dann auf die Treppe hinaustritt, wird es ihm vielleicht weniger leicht als sonst, kalt und gleichgültig an den Kindern der Armut vorüberzugehen. Der Bau der Isaakskathedrale hat fast sechzig Millionen Mark gekostet. Vor fünfzig Jahren ist sie fertig geworden. In Wirklichkeit aber wird sie nie fertig. Jedesmal, wenn ich zwischen den Jahren 1885 und 1909 Petersburg besuchte, war immer wenigstens eine der Fassaden von Maurergerüsten verdeckt. Denn der Grund, auf dem dieser Riesenbau aus Granit und Marmor steht, ist Moorboden; die Mauern versacken daher und bedürfen stets der Ausbesserung. Bis jetzt hat die Kathedrale schon hundert Millionen gekostet! —

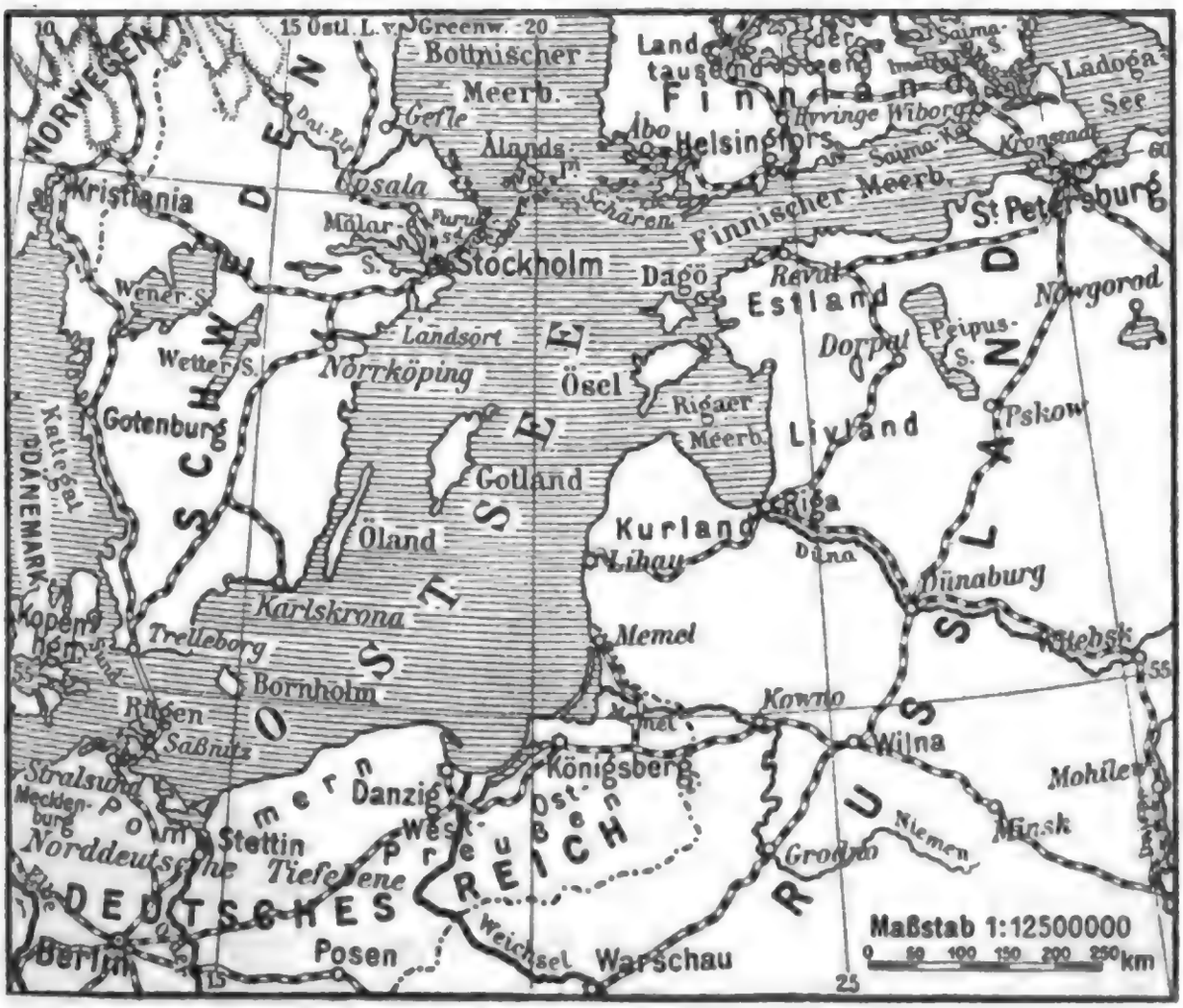
Eine Troika bringt uns nun unter Schellengeläut zum Finnischen Bahnhof. Wir steigen in den Zug und fahren während der Nachtstunden nach dem alten schwedischen Wiborg, das an der Stelle liegt, wo der Saimakanal in den Finnischen Meerbusen geht.

Von Wiborg aus geht eine Bahn nach den schäumenden Imatrafällen, mit denen das Wasser des Saimasees zwischen bewaldeten Granitufern in den Wuoxenfluß strömt. Doch weiter führt uns der Zug westwärts durch das „Land der tausend Seen", zwischen roten Häuschen, bewaldeten Hügeln, Feldern und Granitplatten hin, kurz durch eine Natur, die überall an Schweden erinnert. Der Zug rollt längs der ausgezähnten finnischen Küste hin und hält endlich in Åbo an der Aura, Finnlands alter Hauptstadt.

Drunten am Hafen erwartet uns der Dampfer „Bore". Die Dämmerung ist schon eingetreten, als das Schiff zu zittern beginnt, die Taue gelöst werden, die „Bore" rückwärts vom Kai abstößt, sich dann dreht und nun durch die finnischen Schären westwärts steuert.

Digitized by Google

Mitten in der Nacht kommen wir an den Ålandsinseln vorbei. Ein heftiger Weſtſturm weht uns entgegen, die Ålandsſee türmt ſich zu wütenden Wellen auf und undurchdringliches Schneegeſtöber fegt über ihre Kämme hin. Aber der Kapitän der „Bore“ iſt ein bewährter Seemann. Mit ſicherem Blick und wachſamem Auge fährt er mit ſeinem Schiff zwiſchen den äußerſten Klippen hindurch in die ſchwediſchen Schären ein.



Oſtſeeländer.

Der Tag hat kaum zu grauen angefangen, als wir Furuſund anlaufen. Dort liegt Öſtanå auf dem Feſtland und ihm gegenüber die Inſel Ljuſterö und Siarö, wo ich ſo viele ſchöne Sommer verlebt habe. Jetzt fahren wir über das Saxarwaſſer und das Trälmeer.

Hier haben wir den Tenöſund, den Villen umranden, die im Winter verſchloſſen ſind, dort ſchiebt ſich der lange Arm des Askrikewaſſers vor, und hier iſt die Landzunge Haſſeludden, mit einem ganzen Dorf von Sommerwohnungen. Wir nähern uns der Stadt,

Digitized by Google

und meine innere Erregung wächst mit jeder Minute. Die „Bore" fährt mit Volldampf, und doch so langsam! Endlich haben wir Lilla Värtan passiert und gleiten nach der Blockhausspitze hin.

Und nun entrollt sich wie mit einem Zauberschlage das schönste und unvergeßlichste aller Landschaftsbilder, die wir auf unserer langen Reise sahen, Stockholm! Gerade vor uns die südlichen Berge mit ihren Häusermassen, Zinnen und Türmen, und unmittelbar zu ihrer Rechten die Stadt zwischen den Brücken, die Ritterholmskirche, die Große Kirche und die Türme der Deutschen Kirche, deren Turmdächer die alten ehrwürdigen Fassaden der Skeppsbronstraße und die geraden Linien des Schlosses überragen. Auf der Steuerbordseite haben wir die Inseln und Stadtteile Kastellholmen und Skeppsholmen, das Nationalmuseum und den Platz Karls XII., und dort steht der junge König, noch immer mit der Hand nach Osten zeigend.

Die letzten Minuten sind Ewigkeiten! Nun aber habe ich endlich schwedischen Boden unter den Füßen. Da sind meine Eltern, meine Geschwister und meine Freunde! Und eine kleine Weile darauf sind wir wieder alle in unserem alten Heim versammelt. —

Hier nun schließt sich der Weg unserer Reise zu einem Ring zusammen, der wie eine Kette die ganze östliche Halbkugel der Welt umfaßte, und hier verlasse ich auch Euch, meine jungen Freunde! Wir haben miteinander im Fluge Europa durcheilt und einen großen Teil von Asien gesehen, sind zusammen durch das heiße Indien und das verschlossene Land Tibet gewandert, haben wenigstens in Gedanken Australien durchstreift und schließlich China und das Land der aufgehenden Sonne, Sibirien und Rußland durchfahren. Nur um meine Silberhochzeit mit Asien zu feiern? Nein, um gemeinsam die Wiege der Menschheit, die alte Kulturwelt kennen zu lernen, und auch Euch Lust und Liebe zum Reisen zu lehren.

Und wenns Euch gefallen hat, so machen wir bald eine zweite Reise „Von Pol zu Pol", durch Afrika und die Neue Welt, zum Südpol und durch Westeuropa zum Nordpol.

Bis dahin „Gott befohlen!"

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 046798870

BRIT. INDIEN
Bombay
Madras
Bengal
Meerbu
Kap Komorin
Malediven
Colombo
Ceylon
Östl. 90°
Nikobar
Zanzibar
Äquator
INDISCHER OZEAN
Mauritius
Réunion
Wendekreis des Steinbocks
20°
Neu-Amsterdam
St. Paul
40°
Kerguelen Land
Heard-I.
SÜDLICHES EISMEER
Südlicher Polarkreis
Kaiser Wilhelm II. Land

Digitized by Google

Gelbes Meer
Tsuschima
Fujiji
Tokio
JAPAN
Hankau
Nanking
Ostchines. Meer
Schanghai
Hang tschou
Tschangscha
Liukiu-In.
Tongking
HINTER INDIEN
SIAM
Bangkok
Annam
Kambodscha
Saigon
Formosa
Hongkong
Wendekreis des Krebses
Hainan
120°
Anda-manen
Luzon
Manila
Philippinen
Südchinesisches Meer
Palawan
Marianen
140°
STILLER OZEAN
Penang
Malaiische Halbinsel
Sumatra
Singapur
Borneo
Mindanao
Palau-In.
Karolinen
SUNDA-INSELN
Krakatau
Batavia
Java
Celebes
Molukken
Kaiser Wilh.-Ld
Bismarck-Archipel
Neu-Guinea
Salomon-In.
Timor
Torres-Str.
Pt. Darwin
K. York
Carpentaria Golf
Nord-Australien
Queensland
AUSTRALIEN
West-Austral.
Süd-Australien
Eyre
Brisbane
Adelaide
Neu-Süd-Wales
Sydney
Victoria

Digitized by Google